Theologische Studien und Kritiken.

Eine Zeitschrift

für

das gesammte Gebiet der Theologie,

in Verbindung mit

D. Gieseler, D. Lücke und D. Nitzsch,

herausgegeben von

D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit,
Professoren an den Universitäten zu Halle und Heidelberg.

1830.
Dritter Jahrgang.
Erster Band.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1830.

Theologische
Studien und Kritiken.

Eine Zeitschrift

für

das gesammte Gebiet der Theologie,

in Verbindung mit

D. Gieseler, D. Lücke und D. Nitzsch,

herausgegeben von

D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit,
Professoren an den Universitäten zu Halle und Heidelberg.

Jahrgang 1830 erstes Heft.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1830.

Inhalt des Jahrgangs 1830.

Erstes Heft.

Abhandlungen.

Zweites Heft.

Abhandlungen.

Drittes Heft.

Druckfehler.

Jahrg. 1830. S. 548 Z. 6 v. o. st. „Und" l. „Nur".
„ „ „ 829 Z. 13 v. u. st. „εἱλκωμένος" l. „εἱλκωμένος".
„ „ „ 925 Z. 7 v. u. st. „Güldberg" l. „Guldberg".

Abhandlungen.

1.

Vorwort zu christologischen Beiträgen.

Mit
besonderer Beziehung auf die Herrn Dr. Schleiermacher, Dr. Hengstenberg, Dr. Sack und Dr. Steudel.

Von
Dr. Umbreit.

Wiewohl ich mich mit dem Ausspruche eines hochbedeutenden und hochverehrten Theologen, den er selbst erst kürzlich unsern Blättern anvertraute, daß der Glaube an eine göttliche Offenbarung in Jesus Christus des äußeren Beweises seiner wirklichen Vorherverkündigung im Alten Testamente nicht bedürfe a), nach meinem religiösen Bewußtseyn in vollkommener Uebereinstimmung finde: so vermag ich doch darin ihm nicht beizupflichten, wenn er überhaupt das Forschen nach den Weissagungen des Alten Bundes für ein unerfreuliches, von Mangel an frischer Zuversicht zu der innern Kraft des Christenthums zeugendes Bemühen erklärt. Denn ich muß aufrichtig bekennen, daß es für mich wenigstens, bei aller Befriedigung in der vollen Herrlichkeit des christlichen Tages, einen unbeschreib-

a) Dr. Schleiermacher über seine Glaubenslehre, in den theol. Stud. u. Kritik. B. 2. H. 3. S. 497.

Theologische Studien und Kritiken.

Eine Zeitschrift

für

das gesammte Gebiet der Theologie,

in Verbindung mit

D. Gieseler, D. Lücke und D. Nitzsch,

herausgegeben von

D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit,
Professoren an den Universitäten zu Halle und Heidelberg.

1830.
Dritter Jahrgang.
Erster Band.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1830.

Theologische Studien und Kritiken.

Eine Zeitschrift

für

das gesammte Gebiet der Theologie,

in Verbindung mit

D. Gieseler, D. Lücke und D. Nitzsch,

herausgegeben von

D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit,
Professoren an den Universitäten zu Halle und Heidelberg.

Jahrgang 1830 erstes Heft.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1830.

Inhalt des Jahrgangs 1830.

Erstes Heft.

Abhandlungen.

Gedanken und Bemerkungen.

Recensionen.

Uebersichten.

Zweites Heft.

Abhandlungen.

Drittes Heft.

Druckfehler.

Jahrg. 1830. S. 548 Z. 6 v. o. st. „Und" l. „Nur".
" " " 829 Z. 13 v. u. st. „εἰλκωμένος" l. „εἱλκωμένος".
" " " 925 Z. 7 v. u. st. „Güldberg" l. „Guldberg".

Abhandlungen.

1.

Vorwort zu christologischen Beiträgen.

Mit besonderer Beziehung auf die Herrn Dr. Schleiermacher, Dr. Hengstenberg, Dr. Sack und Dr. Steudel.

Von

Dr. Umbreit.

Wiewohl ich mich mit dem Ausspruche eines hochbedeutenden und hochverehrten Theologen, den er selbst erst kürzlich unsern Blättern anvertraute, daß der Glaube an eine göttliche Offenbarung in Jesus Christus des äußeren Beweises seiner wirklichen Vorherverkündigung im Alten Testamente nicht bedürfe a), nach meinem religiösen Bewußtseyn in vollkommener Uebereinstimmung finde: so vermag ich doch darin ihm nicht beizupflichten, wenn er überhaupt das Forschen nach den Weissagungen des Alten Bundes für ein unerfreuliches, von Mangel an frischer Zuversicht zu der innern Kraft des Christenthums zeugendes Bemühen erklärt. Denn ich muß aufrichtig bekennen, daß es für mich wenigstens, bei aller Befriedigung in der vollen Herrlichkeit des christlichen Tages, einen unbeschreib-

a) Dr. Schleiermacher über seine Glaubenslehre, in den theol. Stud. u. Kritik. B. 2. H. 3. S. 497.

Theologische Studien und Kritiken.

Eine Zeitschrift

für

das gesammte Gebiet der Theologie,

in Verbindung mit

D. Gieseler, D. Lücke und D. Nitzsch,

herausgegeben von

D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit,
Professoren an den Universitäten zu Halle und Heidelberg.

Jahrgang 1830 erstes Heft.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1830.

Inhalt des Jahrgangs 1830.

Erstes Heft.

Abhandlungen.

Gedanken und Bemerkungen.

Recensionen.

Uebersichten.

Zweites Heft.

Abhandlungen.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Druckfehler.

Jahrg. 1830. S. 548 Z. 6 v. o. st. „Und" l. „Nur".
„ „ „ 829 Z. 13 v. u. st. „εἰλκωμένος" l. „εἱλκωμένος".
„ „ „ 925 Z. 7 v. u. st. „Güldberg" l. „Guldberg".

Abhandlungen.

1.

Vorwort zu christologischen Beiträgen.

Mit
besonderer Beziehung auf die Herrn Dr. Schleiermacher, Dr. Hengstenberg, Dr. Sack und Dr. Steudel.

Von
Dr. Umbreit.

Wiewohl ich mich mit dem Ausspruche eines hochbedeutenden und hochverehrten Theologen, den er selbst erst kürzlich unsern Blättern anvertraute, daß der Glaube an eine göttliche Offenbarung in Jesus Christus des äußeren Beweises seiner wirklichen Vorherverkündigung im Alten Testamente nicht bedürfe a), nach meinem religiösen Bewußtseyn in vollkommener Uebereinstimmung finde: so vermag ich doch darin ihm nicht beizupflichten, wenn er überhaupt das Forschen nach den Weissagungen des Alten Bundes für ein unerfreuliches, von Mangel an frischer Zuversicht zu der innern Kraft des Christenthums zeugendes Bemühen erklärt. Denn ich muß aufrichtig bekennen, daß es für mich wenigstens, bei aller Befriedigung in der vollen Herrlichkeit des christlichen Tages, einen unbeschreib-

a) Dr. Schleiermacher über seine Glaubenslehre, in den theol. Stud. u. Kritik. B. 2. H. 3. S. 497.

lichen Reiz hat, in das ahnungsvolle Frühdunkel des anbrechenden Morgens zu blicken, der in seinem geheimnißreichen Schooße schon allen Glanz und Schmuck künftiger Entfaltung verbirgt. Und wenn wir rein aus dem wissenschaftlichen Bedürfnisse urtheilen, so können wir ja im nothwendigen Streben nach historischer Befestigung uns jener für den Einzelnen, nach Selbsteinsicht ringenden, freilich oft genug abgehandelten, aber nie beendigten Untersuchung über das Verhältniß des neutestamentlichen zum alttestamentlichen Messias gar nicht entschlagen, am wenigsten gerade zu unserer Zeit, in welcher sich der vielfach gespaltene theologische Geist doch immer mehr in dem Bekenntniß zu einigen sucht, daß in Jesu vollendeter Lebenserscheinung, nicht aber in einzelnen Sprüchen seines lehrenden Mundes, die einzige Kraft der Erlösung dem Christen gegeben sey.; und ist er es nicht selbst, der tieffühlende und helldenkende Mann, welcher vor allen dem jüngeren theologischen Geschlecht jene heilsame Richtung nach dem lebendigen Christus gegeben? — Wenn es aber wahr ist, was in jener reichen Abhandlung, auf welche wir hier Bezug genommen, gegen Herrn Dr. Steudel gesagt wird, daß Jesu Persönlichkeit doch volksthümlich müsse bestimmt gewesen seyn: so können wir den jüdisch geborenen und erzogenen Christus nicht anders, als durch Mosen und die Propheten angeregt und gebildet, uns denken, wie wir ja auch wissen, daß er den Jesaias fleißig gelesen, und es hat immer auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, wenn ich mir vorstellte, wie das hohe Antlitz in die Lesung der gewaltigen Prophetenworte versenkt, in der klaren Tiefe des heiligen Bornes sein geistiges Urbild erblickte, das zum Heile der Welt zu verwirklichen er im Fleische erschienen. Nur werden wir nicht etwa jener ganz unpsychologischen Ansicht das Wort reden, als sey der Sohn der Maria durch die Bekanntschaft mit den messianischen Weissagungen seiner Nation hinterher auf den

Entschluß geführt worden, der Messias zu werden, und habe sich mühsam am prophetischen Ideale desselben geistig und leiblich emporgearbeitet, sondern wir sind fest überzeugt, daß die Propheten nur dazu dienen mußten, ihm seine angeborne messianische Würde zum nationalen Bewußtseyn zu bringen; ja, wir behaupten, er würde das 53ste Capitel der jesaianischen Sammlung so wenig wie seine Zeitgenossen verstanden, und noch weniger dasselbe auf sich zu beziehen den Muth gehabt haben, wenn nicht die göttliche Kraft seiner königlichen Bestimmung in ursprünglicher Neuheit ungebunden in ihm wäre hervorgetreten, und insofern unterschreiben wir von ganzer Seele das Wort, es bedürfe der lebendige Geist des Christenthumes des Stützpunktes aus dem Judenthum gar nicht. Ich glaube überhaupt Herrn Dr. Schleiermacher recht gut zu verstehen, wie die anscheinend unhistorische Zurücksetzung der Schriften des Alten Bundes im Geiste seines wohlüberdachten Systems zu würdigen sey, indem er, wie selten einer, geweihet mit der Taufe des Geistes und jeglichem noch so fein überdeckten Materialismus von Grund aus entgegen, sich wissenschaftlich vor allem die Aufgabe stellt: die heilige Originalität der christlichen Lehre, wenn mir anders vergönnt ist, eines solchen Ausdrucks mich zu bedienen, im religiösen Bewußtseyn finden zu lernen. Ist es doch im Bereiche der Kunst nicht erlaubt, den Ursprung der ausgezeichnetsten Gebilde der Schönheit, dem unwiderstehlichen Zauber ihres inneren Wesens nach, auf früher zum Vorschein gekommene zurückzuführen: und wie sollten wir nun auf des religiösen Lebens verwandtem Gebiet die irdische Enthüllung göttlichen Seyns, wie sie in weltbezwingender Hoheit in Jesus Christus erschienen, aus der Gesammtbildung seines ihm äußerlich verbundnen Volks zu erklären wagen? Wenn man freilich den Unterschied zwischen christlicher und jüdischer Lehre nur in die Ethik setzt, Religion aber

in ihrem selbstständigen freien Erguß höchstens dem weiblichen Geschlecht noch gestattet, als sollte der kräftige Luther, der weder Pabst noch Teufel gefürchtet, im neunzehnten Jahrhundert feminini generis werden: dann mag man sich immerfort abquälen, Bergpredigt und Vaterunser, worauf doch zuletzt das Brauchbarste des Neuen Testaments nur hinausläuft, aus Sprüchen und Lehren des Alten zusammenzufädeln; nur möge man wohl zusehen, ob nicht dem einen oder dem andern, wenn er Schärfe des Blickes genug hat, einer solchen entgeistigenden Theologie in ihr dürres Geheimniß zu schauen, endlich die Lust anwandle, wieder Jude zu werden, da er die Verschiedenheit der Moral so bedeutend nicht finde, um den beim Umtausch von ein paar feiner geschliffenen Perlen orientalischer Weisheit theuer mit in Kauf genommenen schwärmerischen Christus noch länger zu behalten. Ist es aber wahr, was der Gläubige sagt, daß in Christus die Fülle der Gottheit erschienen, und er, von gestern und heute und ewig derselbe, in seinem herrlich geoffenbarten Leben alle Schätze der Weisheit enthüllt, von der es im Alten Bunde noch heißt: „die Tiefe spricht: sie ist nicht in mir, und das Meer spricht: sie ist nicht bei mir:" dann sehen wir nicht im Christenthume eine nothdürftige Fortbildung des Judenthums, sondern die Erfüllung der früheren Zeit in einer ganz neuen Lebensgeburt. Aber eben in der bei den neutestamentlichen Schriftstellern immer wiederkehrenden Formel „damit erfüllet würde" ist, so zu sagen, der zeitliche Ring uns gegeben, der Altes und Neues mit unauflösbarer Nothwendigkeit zu jener großen Einheit verbindet, die auf etwas Tieferem, als auf bloßer hebräischen und christlichen Pflichtenlehre beruht. Denn so viel geht doch mit Sicherheit aus jenem viel gedeutelten und verdrehten Ausdruck hervor, daß in den ersten Männern des Neuen Bundes die feste Ueberzeugung gelebt, es sey in Jesus von Nazareth alles wirklich

geworden, was in den Urkunden der mosaischen Stiftung von dem verkündigten Retter aus aller Noth sey ausgesagt worden, wiewohl wir auf dem gegenwärtigen Standpunkte wissenschaftlicher Auslegung uns vor der bleiernen Gewalt des Buchstabens nicht so zu beugen vermögen, daß wir schon darum eine Stelle des Alten Testaments typisch zu deuten uns sollten gedrungen sehen, weil etwa Matthäus sie also genommen. Jedoch bleibt uns immer das Alte Testament im Großen und Ganzen ein Typus des Neuen, und jenem hoch- und herrlich gewölbten Tempel israelitischer Theokratie, den der gewaltige Befreier der Nation aus der ägyptischen Knechtschaft gründete, ist ein vorbildlicher Grundzug unverkennbar aufgedrückt, und das tiefergreifende: „Alles ist eitel unter der Sonne," tönt nicht umsonst an der Ausgangspforte des alten Heiligthums. Keiner hat dieses würdigste geschichtliche Thema, wie das ganze Judenthum in seinem vorbedeutenden Character das Gericht des Untergangs sich selber spreche, so scharf in seiner Wurzel gefaßt, als der tiefsinnige Verfasser des Briefes an die Hebräer, wiewohl bei ihm gerade sich am deutlichsten zeigt, was wir so eben gestanden, daß wir beim Festhalten an der allgemeinen Wahrheit in der Erkennung und Auswahl der einzelnen Typen nicht immer beistimmen können. Am engsten schließt sich aber die Theokratie des Alten Bundes nach ihrer weissagenden Beziehung auf die neue im heiligen Geist verklärte Gottesstadt, die, vom Lichte Jehovas erfüllt, keiner Sonne und keines Mondes bedarf, in der Erscheinung des Königs zusammen, der als Gesalbter des Herrn in der Höhe nur in seinem Namen das Scepter zu führen berufen ist. Nur wollen wir nicht so verstanden seyn, daß etwa David, welcher besonders von den alten Theologen als typisches Königsbild des zukünftigen Messias betrachtet wird, wenn er in den Psalmen von sich selber redet, wie mit gefesseltem Bewußtseyn seiner eigenen Persönlichkeit

aus dem hinter seiner irdischen Hülle verborgenen Jesus Christus herausspreche, wodurch etwas Maskenhaftes in die ganze jüdische Geschichte kömmt, und wir, mögen wir uns drehen und wenden und hinter die feinsten Distinktionen verstecken, wie wir wollen, in eine so unhistorische Betrachtungsweise der Dinge gerathen, daß wir die Gegenwart auf Kosten der Zukunft vernichten. Allerdings ist es, von der gewonnenen Höhe des Christenthums aus, ganz richtig geurtheilt, daß das Frühere nur des Späteren wegen zum Daseyn gelange, wie wir, bildlich uns auszudrücken, sagen müssen: es sey der Keim des Baumes um der Frucht willen da, aber, um bei dieser Vergleichung zu bleiben, der Keim ist doch immer auch etwas für sich, und die Frucht ist, nach ihrer Vollendung betrachtet, nicht schon in ihm verborgen, wiewohl sie als werdend, unsichtbar freilich, in ihm verhüllet liegt. Demnach müssen wir, um in's Klare zu kommen, auf die Trennung einer doppelten Betrachtungsweise nachdrücklich dringen, auf eine ideale, die wir auch die philosophische nennen, und eine reale, das ist die geschichtliche. Suchen wir uns nämlich den Formen räumlichen und zeitlichen Daseyns, an die wir nun einmal gebunden, soweit zu entziehen, als es nur immer gelingen mag, und stellen uns im kühnsten Emporschwung an die Seite des Alten der Tage, der von der unendlichen Rolle der Geschichte der Menschheit Schreiber und Leser zugleich ist, muß freilich jedes Wort, als Typus des Werdens, Gegenwart und Zukunft zusammen begreifen. Betrachten wir aber das Buch aller Bücher, die heilige Schrift, als sichtbaren Abdruck jener geheimnißvollen verborgenen Welten-Urkunde: so ist sie doch immer zeitlich und irdisch entstanden, wie beim Alten Testamente insonderheit Punkte und Vokale genugsam beweisen; Schreiber und Worte sind den Gesetzen der Folge streng unterworfen. Wir nun, in der Zeit geworden, müssen fest auf dem geschichtlichen Boden ver-

harren und auch das Alte Testament in seinen Rechten und Bedingnissen der Gegenwart lassen, wie auch in einer geistvollen Schrift dem grammatisch-historischen Erklärer erst kürzlich ist zugestanden worden, daß er den typischen Deuter mit seinen gewaltsamen Eingriffen in die Gesetze der Sprache und Chronologie schonungslos zurückweisen müsse, wobei wir überhaupt, ohne das fromme Bestreben auch in der wissenschaftlichen Operation nur im mindesten beschränken zu wollen, wohlmeinend den Rath geben möchten, die vom Neuen Testament ausgehende Betrachtung des Alten lieber in einer praktisch-erbaulichen Auslegung zufriedenzustellen, wo der Erklärer, durch die Kraft religiöser Erregung gehoben, gar nicht zu besorgen hat, daß er, vom Geist überfüllt, den Buchstaben verletze. Indessen möge sich die Lust an den Typen wohl wahren, daß sie nicht in die Kleinlichkeit eines Lund und Coccejus zurückfalle, wo am Ende jeder Haken an der Stiftshütte wieder seine tiefe Bedeutung bekömmt und das Kreuz Christi an allen Ecken und Enden gesucht wird, wodurch Manche allerdings zu verrathen scheinen, daß sie noch unfrei und ängstlich am dürren Holze sich festhalten, während ihnen der erquickende Schatten des ewig grünen Baumes an den frischen Bächen des Lebens längst schon gegeben ist.

Da Herr Dr. Schleiermacher zu denjenigen Theologen gehört, welchen nicht, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, die Religion eine Tochter, sondern eine Mutter der Theologie, worin ich ganz mit ihm einverstanden, ehe ich noch einen Blick in seine Schriften gethan, dergestalt, daß ich das Gegentheil so wenig zu fassen mag, als wenn man mir den Beweis führen wollte, es komme einem vom Studium der Metrik die Poesie: so ist es leicht zu begreifen, wie er, nachdem ihm die Religion Sache des wissenschaftlichen Berufes gewor-

den, nicht benöthigt war, seinen Glauben an den Erlöser alttestamentlich zu rechtfertigen. Liegt es doch schon in der Natur des Glaubens, wie ihn der Hebräerbrief in seiner höchsten Allgemeinheit beschreibt, daß er, als unmittelbar-gewisses Vertrauen zum übersinnlichen Leben, der Begründung durch äußere Beweisführung eben gar nicht bedarf, und wenn man jenes hochwichtige Wort des göttlichen Gesandten, daß der Mensch aus der in's eigene Leben aufgenommenen Lehre erfahren könne, ob sie von ihm oder vom Vater sey, in seinem tiefen Sinne versteht, dann darf man nicht fürchten, der Gläubige werde das gewonnene Kleinod wieder verlieren, wenn er etwa durch ein kritisch eingeleitetes Studium des Alten Testaments zu der Ueberzeugung gelange, daß die Propheten nur einen irdischen König geweissagt hätten. Und irren wir nicht, so hatte Schleiermacher auch schon gelehrt und wissenschaftlich sich im Christenthume befestigt, als er sich historisch gedrungen fühlte, bei einer äußerlich gehaltenen Prüfung seines theologischen Systemes bis in die dunklen Vorhallen des hebräischen Heiligthums zurückzugehen. Da er aber, versenkt in die Tiefen des platonischen Geistes, gar wenig Beruf in sich verspüren mochte, durch die dürren Sandebenen orientalischer Linguistik sich durchzuarbeiten, um selbstständig eine gelehrte Erklärung der alttestamentlichen Urkunden zu Stande zu bringen: entschloß er sich, auf diesem fremden Gebiete lieber tüchtige Führer mit hellen Augen zu wählen, als, sich selbst nicht genügend, entweder aus dunklen Empfindungen seines christlichen Lebens heraus das schwer zu entwickelnde Buch zu entrollen, oder seinen morgenländisch-fremd verkleideten Inhalt, mit Hülfe einiger der kirchlichen Symbolik entwandten Formeln, auf orthodox-verjährte Weise sich verständlich zu machen. Nun war aber bereits seit Semlers kühnen Neuerungen das dogmatische Ansehn des Alten Testaments bedeutend gebrochen, und als gar

Eichhorn, im jugendlichen Selbstgefühle kritischer Genialität, alle Banden, in welchen die Kirche Mosen und die Propheten gehalten, frisch und munter gelöst, Herder aber, ein leuchtendes Gestirn des östlichen Himmels, das sich in den Westen verirrt, mit der Alles durchdringenden Feuergewalt seines tiefglühenden und freistrahlenden Geistes die harte Eisdecke geschmolzen, die das alte Paradies hebräischer Poesie lange gedrückt, da war die eiserne Consequenz einer starren historischen Theologie für alle Zeiten vernichtet. Und hat man nur einen Blick in jene berühmten Reden über die Religion geworfen, die, wie ein seltsamer Zaubergesang aus einer anderen Welt, auf das einer leblos-geistlichen Zunft gegenüber erwachsene irreligiöse Geschlecht donnernd herniederrauschten: kann man nicht lange zweifeln, nach welcher Seite der freigesinnte Verfasser sich hinwenden mußte, um eine Anknüpfung seines schon wohlgerundeten theologischen Systemes an das Alte Testament zu versuchen, wie dieses, nach einer heiter verjüngten Auslegungsweise seinem prüfenden Blicke überraschend aufgeschlossen, jetzt sich darbot. Sobald er aber den großen, ihm selbst unlösbaren Zwiespalt zwischen dem erschienenen Christus seines neutestamentlichen Glaubens und dem verheißenen Messias des Alten Bundes bemerkte, öffneten sich ihm nur zwei Wege der Auskunft: entweder den Glauben an die Göttlichkeit des Erlösers als unbegründet fahren zu lassen, oder das Alte Testament, als in dem höchsten Punkt mit dem Neuen zusammenhangslos, der Willkühr der Erklärung preiß zu geben; daß er sich aber zum letztern entschloß, gewährt uns gerade die sicherste Bürgschaft von der Wahrheit und innern Festigkeit seines in der Tiefe des Gemüths von selbst begründeten, nicht etwa eigenmächtig bloß von Außen errichteten und künstlich berechneten dogmatischen Lehrgebäudes. Indessen glaube ich doch dreist die Behauptung aufstellen zu dürfen: Könnte sich unser vielseitig gebil-

deter und tiefgelehrter Theolog auch noch die orientalisch-christliche Auslegung des Alten Testaments selbstständig verschaffen, er würde gewiß jene äußere Kluft seines Systemes zwischen dem Alten und Neuen Testamente auszufüllen vermögen. Denn er erfreut sich gerade jener glücklichen Gabe, welche dem alttestamentlichen Ausleger vorzüglich zu Statten kömmt, im Bilde den entsprechenden Geist zu ergründen, und weder diesen in jenes zu verdichten, noch jenes in diesen zu verflüchtigen, wie er sich denn immer von einem groben Realismus, wie von einem nichtigen Idealismus gleich weit entfernt gehalten. Wer könnte aber jetzt noch verkennen, daß bei jener Freimachung der alttestamentlichen Exegese von dem dogmatischen Zwange in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts in der Freude über den im vielgenannten symbolischen Geiste des Morgenlandes endlich gefundenen Schlüssel zur Pforte des Alten Testaments man gleich anfangs sich zu weit hinreißen ließ, überall nur orientalische Bilder zu finden, so daß man in Ausübung einer solchen übertrieben poetischen Erklärungsweise zuletzt Gefahr laufen mußte, selbst das persönlich gesicherte göttliche Wesen im zerfließenden Dufte östlicher Dichtung ganz zu verlieren? — In der neuesten Zeit scheint nun die alttestamentliche Auslegung eine entgegengesetzte Richtung zu nehmen, und diese möchte wohl eben so wenig geeignet seyn, dem Schleiermacher'schen Geiste Genüge zu leisten und ihm ein besseres Vorurtheil für die Würde der Schriften des Alten Bundes zu erwecken.

Es ist zu bewundern, wie Herr Dr. Hengstenberg [a]), der in einer so gründlichen orientalischen Schule gebildet worden und vor noch nicht langer Zeit einen

---

a) S. Christologie des alten Testaments. Thl. 1. Berlin, 1829.

arabischen Dichter erklärt hat, in einen so roh-occidentalischen Materialismus hat zurücksinken können, daß er, den bildlichen Typus des Alten Testaments gänzlich verkennend, die Schlange des Paradieses wieder als leibhaften Satan in wohlverständlicher Sprache reden läßt, und wie Herr Dr. Sack a), sonst von einem zarten Gefühle belebt, in einer so fleischernen Exegese das Heil der Apologetik suchen mag, daß nach ihm Jehova wirklich bei Abraham einkehren und allda mit seinen Begleitern bewirthet werden muß. Da es leicht begreiflich, daß die modernen Verfechter des Buchstabens, wenn man sie nach der Begründung ihres exegetischen Rechts fragt, sich auf die starre und eingeschränkte Theorie von Offenbarung und Inspiration zurückziehen, welche kürzlich am besten de Wette in seinen zeitgemäßen Vorlesungen über Religion gewürdigt: so könnte ich mich, in dieser Beziehung auf ganz gleichem Standpunkte mit jenem hochverehrten Theologen, mit den Herren Hengstenberg, Sack und anderen ihres Systems über die Grundprincipien der Auslegung des Alten Testaments gar nicht verständigen, und ich unterlasse daher billig, vom berühmten Cirkel in der Beweisführung zu beginnen und dann die Schraube ohne Ende zu drehen. Hier will ich mich nur mit ihnen auf das engere Gebiet der Christologie hinstellen, auf dem sie behaupten, im völligen Einverständniß mit den gerechten Anforderungen der neuern wissenschaftlich-philologischen Auslegungsweise den alt-orthodoxen Begriff von übernatürlich geoffenbarten Weissagungen retten zu können.

Aber der Begriff der Weissagung, auf den es hier ankömmt, ist durch die Fortschritte der Philologie und

a) S. Christliche Apologetik. Hamburg, 1829.

Kritik bedeutend erschüttert worden. So lange noch kein Gelehrter daran zu zweifeln wagte, daß der letzte Theil der jesaianischen Sammlung (Cap. 40—66.), in dem die Erlösung der Israeliten aus dem babylonischen Exil durch Cyrus und die geistige Verherrlichung des Volkes im neuen Vaterlande verkündiget wird, jenem alten Propheten auch wirklich angehöre, dem er in der Reihenfolge der alttestamentlichen Schriften gegenwärtig beigelegt ist, konnte man freilich einen Propheten nicht anders beschreiben, als daß es ein solcher sey, der, mit einer übermenschlichen Vorhersehungskraft ausgerüstet, die zufälligsten Ereignisse der Zukunft in der Gegenwart anschaue und auf das Bestimmteste ausspreche. Seitdem aber eine scharfsichtige Beobachtungsgabe jenen prophetischen Abschnitt als der Darstellungsweise des Jesaias fremd, vielmehr einem exilischen Redner angemessen, zu erweisen im Stande gewesen, mußte sich nothwendig die Bestimmung eines alttestamentlichen Sehers ganz anders gestalten. Und beachtete man unbefangen genug die übrigen Weissagungen, so zeigte sich in ihnen nichts weniger, als ein Ueberspringen der sicher gegebenen Verhältnisse der Gegenwart, sondern vielmehr eine strenge Gebundenheit an die Gesetze ihrer Entwickelung und eine ganz natürliche Bewegung in den allgemeinsten Bildern beschreibender Rede, wie dieses von mir schon früher in der Abhandlung über den Knecht Gottes aus einander gesetzt worden. Was aber die Verheißungen des Messias insonderheit angeht, so hatte die neuere Theologie, gleichfalls aus philologischen Gründen, (denn die sogenannten philosophischen wollen wir allerdings nicht in Anschlag bringen) den Ausspruch gethan, daß entweder gar keine bestimmten Vorausbezeichnungen des im N. T. erschienenen Christus sich vorfänden, oder höchstens nur Ahnungen desselben ausfindig gemacht werden könnten. Aber die neueste Theologie will wieder

ein halbes Jahrhundert zurück und die alte Definition der Weissagung in ihr früheres Recht einsetzen, doch so, daß sie der inzwischen erwachsenen Kritik ihre Waffen entwendet, um sie selbst damit zu bekämpfen. Schon Herr Dr. Steudel hat es neulich unternommen, die jesaianische Aechtheit des dogmatisch-hochwichtigen Stücks zu erweisen, und Herr Dr. Sack beruft sich auf ihn mit derselben Entschiedenheit, die er mir bei der Annahme des Gegentheils in Verbindung mit Gesenius vorrückt; Herr Dr. Hengstenberg müht sich selbstständig ab, den schwierigen Beweis von neuem zu führen. Was mich betrifft, so habe ich mich bis jetzt noch nicht zu der orthodoxen Ansicht bekehren können und muß es noch immer mit Gesenius halten, dem sich jetzt noch ein anderer Sprachforscher beigesellt, welchen Herr Hengstenberg vielleicht für unpartheiischer, als mich selber, erklärt. Demnach ist es mir auch nicht möglich, die Propheten anders, als von der Würde der Theokratie und besonders von der messianischen Hoffnung Begeisterte zu betrachten, wie ich in der genannten Abhandlung sie bereits geschildert, was ich hier nicht wieder abschreiben oder mit andern Worten ausdrücken mag. Aber die erwähnten Herren hätten mir es doch Dank wissen sollen, daß ich auf dem philologischen Boden derjenigen, welche sie Rationalisten nennen, die wichtigste aller messianischen Weissagungen im Sinne des Neuen Testaments und der Kirche gerettet, und den leidenden und büßenden Messias im A. T. historisch-streng deducirt habe. Dafür stellt mich aber Herr Dr. Hengstenberg S. [illegible]. des 1sten Theils seiner Christologie darüber zur Rede, daß ich behaupten wolle, die Idee eines leidenden und büßenden Messias habe erst zur Zeit des babylonischen Exils entstehen können. Das habe ich aber gar nicht behauptet, sondern nur zu zeigen mich bemüht, wie jene Idee allerdings erst in den Tagen höchster

Volkserniedrigung zur geistigsten Vollendung sey entwickelt worden. Denn ich habe ja, wenn Herr Hengstenberg nur genauer zusehen will, (was er aber nicht immer zu thun scheint, sonst hätte er eine Stelle meiner Ausführung auch nicht unklar genannt, weil sie zufällig in einem etwas langen, beschwerlich zu lesenden Satze abgefaßt ist,) schon Seite 306 deutlich genug gesagt, daß allen Bildern messianischer Zeichnung ein unverkennbarer Zug leidender Heldengröße aufgedrückt sey. Aber unser Gegner geht sogar so weit, daß er, im schneidendsten Widerspruche mit mir, zu behaupten wagt: gerade die Zeit des Exils sey der Bildung der Idee eines leidenden und büßenden Messias entgegen gewesen. S. 252 sagt er: „Die Geschichte zeigt, daß wahre Herzensdemuth keinesweges durch das Leiden im Exil Eigenthum des Volkes wurde. Das Exil hatte allerdings die Folge, daß die frühere Neigung zum Götzendienste ausgerottet wurde; aber daß die bittere Wurzel des Gemüthes, aus welcher dieselbe hervorgegangen, zurückgeblieben, zeigt, daß erst mit dem Exil die Erzeugnisse des Stolzes, der Werkdienst und die Eigengerechtigkeit, sich, mit Ausnahme weniger, des ganzen Volkes bemächtigten. Wie unverträglich aber diese Gemüthsbeschaffenheit mit der Empfänglichkeit für die Idee eines leidenden und büßenden Erlösers sey, zeigt noch jetzt die tägliche Erfahrung. Wie wenig überhaupt das Leiden, das ja nicht an und für sich, sondern nur in Verbindung mit der göttlichen Gnade und der Sehnsucht nach derselben das Gute wirkt, durch sich selbst geeignet sey, diese Empfänglichkeit hervorzurufen, zeigt doch wohl hinlänglich die Gesinnung des jüdischen Volkes in seinem gegenwärtigen Exil. Je härter seine Leiden, die mit denen im babylonischen Exil nicht verglichen werden können, desto roher und fleischlicher gerade sind seine Erwartungen geworden." Hier begreife ich den Verfasser nicht, wie er so blind gegen sich

selber streitet! Gehörten die Propheten etwa nicht zu der Ausnahme der Wenigen des sinnlich-götzendienerischen und entarteten Volkes? War die Messiasidee, wie der Verfasser behauptet, nicht Erzeugniß des ganzen Volks, sondern Einzelner, denen sie Gott nach dem Maaße ihrer Empfänglichkeit offenbart, und wirkt das Leiden nur in Verbindung mit der göttlichen Gnade und der Sehnsucht nach derselben das Gute im Menschen: ist denn jener Prophet, der den Knecht Gottes uns schildert, nicht ein solcher Begnadigter gewesen? War nicht Jesaias auch ein solcher dem Ahas gegenüber in einer abgöttischen Zeit? Und sind denn überhaupt nicht alle Propheten hervorgerufen durch den Gegensatz der Welt? Und wenn nun, nach Herrn Hengstenberg, das Volk im Exil so hochmüthig wie möglich war, mußte sich dann nicht, dem rohen Haufen gegenüber, die herrlichste Demuth in Einzelnen entfalten? Giebt nicht ein Jeremias das schönste Zeugniß dafür? Daß aber dieser gerade, oder Ezechiel, nicht vorzugsweise den leidenden Messias geweissagt habe, wird doch der Verfasser im Ernste nicht gegen meine oberste Behauptung wollen geltend machen, weil er ja sonst die Freiheit des prophetischen Geistes willkührlich beschränken müßte. Warum hätten die beiden genannten Propheten nicht bestimmt seyn sollen, dem anderer Zeichen der Ermuthignng bedürftigen Theile ihres Geschlechts mehr den Glanz des königlichen Bildes vorzuhalten? so wie ja auch dieses Jesaias 53. gar nicht vermißt wird, aber erst aus der Verklärung des Messias durch Leiden in Alles bezwingender Hoheit stille hervorleuchtet. Und wenn endlich der Verf. von den Juden unserer Zeit redet, so wird er doch den erfreulichen Uebertritt wahrhaft Bekehrter aus dem sinnlichen und hartnäckigen Haufen, wie er immer gewesen, zur Religion der Demuth nicht ableugnen wollen?

Herr Dr. Steudel[d]) schlägt einen andern und neuen Weg ein, um den Beweis zu führen, daß die auf den Knecht Gottes sich vorzugsweise beziehenden prophetischen Stücke dem alten Jesaias angehören. Er bemüht sich zuerst zu zeigen, daß in der Benennung „Knecht Gottes" keinesweges ein solcher Begriff liege, der erst in den Tagen der äußersten Demüthigung der Nation zu jener eigenthümlichen Gestaltung der Messiasidee, wie wir sie in dem streitigen Abschnitte finden, sich habe ausbilden können; es ergebe sich vielmehr, daß, wie die freien Patriarchen, ein Abraham, Isak und Jakob wegen ihrer Frömmigkeit jenes Ehrentitels wären würdig gehalten worden, auch König David und selbst sein großer Sprößling (bei Ezechiel Cap. 34, 23 u. 37, 24) mit ihm besonders geschmückt worden wären. Aber gerade was dieses letztere Beispiel betrifft, so ist es mir gar nicht eingefallen, das Königliche im geistigsten Sinne des Worts aus der Erscheinung des messianisch gedeuteten Knechtes Gottes entfernen zu wollen, wie ich dieses eben erst gegen Herrn Dr. Hengstenberg bemerkt, und ich stimme Herrn Dr. Steudel vollkommen bei, daß auch Jesaias schon den verkündigten Zweig aus Isai's Stamme mit jenem Namen hätte nennen können, wie mir denn am Namen, als solchem, überhaupt hier wenig liegt. Nur das Davidisch-Königliche im engeren Sinne ist doch in jener demüthig-großen Herrschergestalt, von der wir hier reden, gänzlich verschwunden und dafür das Weltüberwindende durch Lehren und Leiden an die Stelle getreten, und es fragt sich nun, ob diese besondere Modification der Messiaserwartung mehr der Zeit des Jesaias oder der des Exils möchte angemessen

---

d) S. das gegen meine Abhandlung vom Knechte Gottes gerichtete Osterprogamm von 1829 unter dem Titel: Num et quo sensu ejus idea a veri nominis Jesaia mente concipi potuisse videatur.

seyn. Herr Steudel würde doch wohl a priori für das letztere stimmen, und gesetzt, er hätte jenes prophetische Stück, um das es sich handelt, als eine heilige Reliquie des Alten Bundes ohne äußere Anfügung an ein anderes Buch, für sich allein und ohne Namen gefunden: würde er, nach seinem sonst einfach-philologischen Takte, wohl den kritisch-bedenklichen Versuch unternommen haben, den Abschnitt als jesaianisch erweisen zu wollen? Wenn sicher David ein Collektiv-Name war, dem man auch fremde Lieder beilegte, und Salomo auf gleiche Weise gar manche, ihm nicht gehörige, Sprüche auf seine Rechnung hat nehmen müssen: warum hätte nicht auch der Name Jesaias bei der Sammlung prophetischer Schriften in solcher hochehrenden Allgemeinheit gebraucht werden können? Es ist noch sehr die Frage, ob diejenigen, welche das in jedem Falle doch zweifelhafte Stück dem jesaianischen Nachlasse beigefügt haben, selbst überzeugt waren, daß es dem Sohne des Amoz auch wirklich gehöre, und ob sie nicht lächeln würden, wenn sie zusehen könnten, wie ihre ganz anders gemeinte Stellung der Reden zu solchen kritischen Quälereien habe Anlaß gegeben. Ja, nicht einmal, wenn wir Cap. 40. eine bestimmte, Jesaias als Verfasser nennende Ueberschrift fänden, würden wir nach den bekannten Erfahrungen der Kritik, die man namentlich in den Psalmen gemacht, genöthigt seyn, anders zu urtheilen; denn mag man bei einzelnen Worten auch immerhin streiten, ob sie der Prophet Jesaias gebraucht haben könne oder nicht, der ganz unjesaianische Geist der Rede ist doch wahrlich mit Händen zu greifen, und es ist betrübt, daß man Untersuchungen, die längst beendiget schienen, immer von vorne wieder anfangen soll. Aber Herr Dr. Steudel will jetzt sogar aus dem Inhalt des Stücks den Beweis führen, daß es nicht von einem Propheten der exilischen Zeit herrühren könne, und hier, scheint es, überschlägt sich die sonst mäßig gehaltene Kritik des würdigen Mannes. Gleichwie

Herr Dr. Gesenius die Behauptung hinlänglich festgestellt zu haben glaubte, daß der Cap. 40. beginnende Redner seinen Standpunkt im Exile genommen, so meint Herr Dr. Steudel gerade umgekehrt beweisen zu können, daß der Prophet zu seinen Landsleuten im Vaterland spreche. Da hier Alles gegen Herrn Dr. Gesenius geht, so mag ich diesem hochverehrten Kritiker in der Verwahrung seines Rechtes nicht vorgreifen und wende mich lieber nach der Seite hin, wo mir Herrn Dr. Steudels Bestreitung meiner eigenthümlichen Ansicht vom Knechte Gottes noch einer besondern Besprechung werth scheint.

Schon Hr. Dr. Sack S. 271. seiner Apologetik hatte behauptet, und Herr Dr. Steudel giebt ihm seine völlige Zustimmung, daß er sich mit meiner Ausführung vom Ineinandergehen der Begriffe vom Volke, dem besseren Theile desselben und dem Prophetenstande in der Darstellung des Knechtes Gottes, bis endlich die Idee des Messias hervorgetrieben werde, besonders deshalb nicht befreunden könne, weil ich dem Geiste des Prophetismus zuwider etwas Idealisches und Idealisirendes in jenen auf den Knecht Gottes sich beziehenden Stellen finden wolle. Aber Herr Dr. Sack und seine Freunde halten a priori nur zu fest an jener vorausgesetzten, doch nie zu erweisenden Ansicht von den Propheten, die ich eben durch meine Beweisführung, wie dem alttestamentlichen Seher selbst die lichteste Gestalt des Messias aus der geschichtlichen Entwickelung seiner Zeit vor die Anschauung treten mußte, a posteriori zu beseitigen, wenigstens als unnöthig darzustellen gesucht, daß sie im Momente des Schauens, herausgerissen aus allen Fugen der Gegenwart, in ferner Zukunft das leibhafte Bild Jesu Christi erblickten. Fast hätte ich gefürchtet, daß ich durch meine Art, den christlichen Messias im Knechte Gottes historisch nachzuweisen, mir den Vorwurf eines gewissen exegetisch-dogmatischen Realismus zuziehen könnte,

und nun beschuldigt mich Herr Sack gar des Idealismus! Sind denn aber nicht alle Substrate der Messiasidee der leiblichen Umgebung der Seher entnommen? Oder ists nicht so mit dem König, Priester und Propheten, die alle drei der gehoffte Erlöser in der Einheit seiner Person darstellen und im höchsten Begriffe erfüllen sollte? Idealisirten aber nicht in Wahrheit die Propheten, indem sie zum Beispiel den Messias als einen vergeistigten David beschrieben, der seine Herrschaft bis an die Grenzen der Erde ausdehnen würde? — Herr Dr. Steudel scheint gerade den Hauptpunkt, auf den es mir ankam, nicht recht ins Auge gefaßt zu haben, nämlich das allerdings schwankende und fast unvermerkte Uebergehen der Rede in der Schilderung des Knechtes Gottes vom Volke zum besseren Theile desselben und von diesem zum Prophetenstande, bis endlich das messianisch-verklärte Collektivum desselben, besonders am Ende des 53sten Capitels, in der Einheit einer Person in höchster Vergeistigung aufgeht. Wenn ich aber zum besondern Erweis meiner Ueberzeugung, daß der Prophet an das Substrat seines im Exil lehrenden und leidenden Standes zuletzt die messianische Hoffnung knüpfe, die Aufmerksamkeit vorzüglich darauf gelenkt, daß nur die Verherrlichung des Knechtes Gottes, und zwar zu Anfang und Ende des Stücks, als zukünftig besprochen werde, während die Beschreibung des Leidens und Sterbens desselben in lauter praeteritis ausgedrückt sey: so sagt Herr Steudel, daß er mich hier gar nicht verstehe; „scilicet Messiaene olim oriundo minus conveniunt, quae de tolerandis aerumnis, quam quae de excelsiore conditione praedicantur?“ Allerdings stände ich mit meiner ganzen Ausführung im Widerspruch, wenn ich so etwas behaupten wollte. Es konnte der Sinn meiner Rede nur der seyn: Da der Prophet, von dem stellvertretenden Leiden seines Standes auf's Tiefste ergriffen, sich selbst gleichsam ermuthigend auf die zukünftige Belohnung des-

selben im neuen Vaterlande hinblickt, sieht er ihn gerade dadurch verherrlicht, daß aus seiner geistigen Wurzel der Messias erblüht; aber er schließt ja aus dieser künftigen Verherrlichung die Leiden nicht aus, sondern sagt ausdrücklich, daß der Knecht Gottes auch Vieler Schuld werde tragen müssen. Indem ich also auf die futura der Rede am nachdrucksvollen Anfang und Ende des Abschnitts besonders achtete, bestätigte sich mir gegen Gesenius hauptsächlich die Meinung, daß es sich nicht bloß um den Prophetenstand im Allgemeinen dort handele, sondern daß der Seher, von der Betrachtung desselben im gegenwärtigen und auch vergangenen Elend ausgehend, mit begeistertem Auge an dem zukünftigen Glanze desselben durch und in dem Messias vorzüglich hafte.

Ob nun jener heilige Funke messianischer Hoffnung, der tief und unauslöschbar im Geschlechte Abrahams glühte, und, hie und da freudig hervorleuchtend, endlich zur feurigen Flamme wurde, welche die großen Seelen der Propheten entzündete, unmittelbar von göttlicher Hand in das Herz des jüdischen Volkes geworfen worden, oder ob er im geheimnißvollen Dunkel des nationalen Geistes von selbst entglommen: wer wagt es, vom Standpunkt der Reflexion aus, diese Frage zur endlichen Entscheidung bringen zu wollen, um deren Lösung sich der religiöse Glaube nicht kümmert, der das göttliche Leben in allem Gewordenen sieht? Aber soviel ist doch gewiß, daß jene den Hebraismus vorzüglich durchdringende und vergeistigende Hoffnung ganz naturgemäß und geschichtlich-bedingt sich entwickelte, wie aus den verschieden modificirten Weissagungen, die bald irdischer, bald geistiger gehalten erscheinen, sich von selber ergiebt, und überall bemerken wir ein Streben zum Ideelleren hinauf, welches in der Ergreifung des Knechtes Gottes

Jes. 53. endlich sein Ziel gefunden. Wunder im Sinne der alten Theologen kann ich hier gar nicht finden; denn alle Eigenschaften, die dem Messias beigelegt werden, sind nur vergeistigte Vorzüge eines Königs, Propheten und Priesters zugleich, doch so, daß die glänzende Erscheinung des verkündigten Erlösers das Urbild nicht etwa eines Hebräers, sondern der vollendeten Menschheit selber darstellt, und das ist eben die Kunst des Erklärers der Weissagungen, daß er die zerstreuten wohl zusammen zu fassen und in ein geschlossenes Ganzes zu fügen, hinter der jüdischen Umhüllung aber den geistigen Typus Jesu Christi zu finden weiß. In diesem Punkte bin ich mit Herrn Sack und seinen mich bestreitenden Freunden vollkommen einverstanden, daß das Alte Testament den christlichen Messias in seiner ganzen Herrlichkeit verkündiget habe, so daß ich wirkliche Weissagungen und nicht mit Schleiermacher und de Wette bloß unbestimmte Ahnungen behaupte, nur lasse ich die Propheten auf historischem Wege zu ihrem festgezeichneten Messiasbilde gelangen, so daß sie es durch ihren göttlichen Künstlersinn erfinden und dann aus den vorhandenen Stoffen der nationalen Bestimmtheit formen, während es nach der Ansicht der ersteren so herauskömmt, als wenn die Seher gleichsam wider Willen in einem von Gott ihnen vorgehaltenen Spiegel das in der Ferne aufsteigende Bild Jesu Christi erblicken und dann es beschreiben müßten. Und nach dieser meiner geschichtlich-strengen und kritisch-philologischen Begründung alttestamentlicher Weissagungen, wie ich sie in der Behandlung der berühmtesten und wichtigsten von allen in einem Beispiele gezeigt, kömmt doch gewiß nicht ein bloßes leeres Ideal des Messias zum Vorschein, sondern ein aus der geistigsten Lebensfülle der Nation erzeugtes und ernährtes Abbild dessen, an den sich die Hoffnung allgemeiner Beseligung mit der festesten Zuversicht knüpfte. Wenn es aber

gewiß ist, daß ein dem unergründlichen Schooße der göttlichen Urkraft in einer festen Bestimmtheit entquollenes Leben den verborgenen Keim seines eigensten Seyns zur sichtbaren Gestaltung bringt: so mußte die im jüdischen Volke zur höchsten Lebendigkeit gesteigerte Messiaserwartung in jener geistig-sittlichen Reinheit, wie sie unter den Heiden nirgends sich ausgesprochen, nothwendig auch unter den Hebräern in die äußere erfüllende Wirklichkeit einmal hervortreten.

Mit Vorstehendem habe ich nur mein Verhältniß zu denjenigen Männern, welche in der neuesten Zeit über die Christologie des Alten Testaments sich am beachtungswerthesten ausgesprochen, näher bezeichnen wollen, um an dieses offene Bekenntniß in der Folge einzelne Ausführungen zu reihen. Wenn ich aber gegenwärtig vorzüglich bei der berühmten Weissagung vom Knechte Gottes verweilte, geschah es nicht sowohl deswegen, um meine frühere darauf sich beziehende Abhandlung gegen die wichtigsten Einwürfe zu vertheidigen, als vielmehr durch meine gerechtfertigte Erklärung der bedeutendsten Vorausverkündigung des neutestamentlichen Christus den kirchlich-geheiligten Zusammenhang zwischen den Schriften des Alten und Neuen Bundes gegen die kritisch-wissenschaftlichen Bedenklichkeiten des Herrn Dr. Schleiermacher in Schutz zu nehmen, zugleich aber auch den Beweis zu liefern, wie wenig man dazu der Erweckung der veralteten Orthodoxie bedürfe, um die sich zu Gunsten des Alten Testaments die Herren Dr. Hengstenberg, Dr. Sack und Dr. Steudel besonders bemühen.

2.

Ueber die Abfassungszeit der Orakel Zachar. IX—XIV.

Von
Dr. F. Hitzig.

Die von Mehreren vertheidigte, unlängst durch de Wette von neuem vorgetragene Behauptung, der Verfasser von Zachar. IX—XIV. könne mit dem der C. I—VIII. voranstehenden Weissagungen nicht identisch seyn, ist mit so starken Gründen gestützt worden, daß ein Unbefangener kaum seinen Beifall versagen kann. Doch hat sie auf einigen Seiten einen Widerstand gefunden, der nicht bloß daraus erklärt werden darf, daß Mancher einem Ergebnisse der Kritik, das ihn verletzt, zum voraus gram ist, oder daß bisweilen mehr die Schwäche der einzelnen Beweisgründe, als der vereinigten Gewicht, ins Auge gefaßt wird. Vielmehr muß man gestehen, daß die Getheiltheit der Meinungen über den wirklichen Verfasser des Abschnittes und dessen Zeit, so wie die Versuche, einzelne Orakel des Stückes verschiedenen Perioden zuzueignen, das reine Resultat der Kritik nur ein negatives seyn lassen; während dieser Ansicht andererseits, da sie noch nicht exegetisch durchgeführt worden ist, die letzte Begründung fehlt. Erst wenn die Kritik positiv wird, und in der Erklärung des Einzelnen sich bestätigt, erreicht sie ihre, freilich nicht überall mögliche, Vollendung.

Um in unserm Falle die Erreichung dieses Ziels nach Kräften fördern zu helfen, beschäftigt sich Einsender die-

ses seit einiger Zeit mit der Erklärung des Propheten, und freut sich, durch Vorlegung einer kritischen Studie, die spätere Schrift, wo möglich, empfehlen zu können. Daß hier nur das, was noch nicht, oder, wie es scheint, nicht gehörig vorgetragen wurde, abgehandelt werden soll; wird ja wohl keiner Entschuldigung bedürfen.

Derjenigen Gründe zunächst, welche überhaupt eine späte Abfassungszeit anzunehmen widerrathen, sind nicht wenige; und einige wichtigere unter denselben mögen hier Platz finden. Im Orakel über Gog und Magog, und zwar C. 38, 17—23. weist Ezechiel auf alte Orakel zurück, und der Inhalt seines daran geknüpften Abschnitts läßt kaum zweifeln, daß er an Zach. 14, 1 ff. vor allen und vielleicht ausschließlich gedacht habe. Jehova frägt bei Ezechiel a. a. Orte, ob Gog es sey, dessen Einfall ins Land Israel er in der Vorzeit Tagen durch die Propheten verkündigt, und bei dessen Ankunft er ein großes Erdbeben in Israel gedroht habe u. s. w. Zweierlei ist vorerst klar: daß es die Kunde eines schriftlichen Orakels ist, die zu Ezechiel kam, und daß in der alten Weissagung nur im Allgemeinen von Völkern die Rede seyn konnte; denn wäre Gog genannt, so wäre die Frage überflüssig, wäre ein anderes mit Namen angeführt, widersinnig. Dieß trifft bei der Stelle Zach. 14. ein. Eben so paßt auch das Uebrige. Nur Zacharias läßt außer Ezechiel den Gerichtstag Jehovas mit einem Erdbeben eintreten, das die Erscheinung Jehovas zum Kampf mit den Heiden andeutet. Auch läßt meines Wissens nur noch Zacharias am a. O. die Heiden an jenem Tage sich selbst gegenseitig aufreiben, vergl. 14, 13. mit Ez. a. a. O. V. 21; denn der spätere Haggai, (C. 2, 22.) kann hier nicht in Anschlag kommen. Endlich dürfte der auffallende Ausdruck Ez. 38, 21. „meine Berge“ הָרַי von den Bergen Israels 39, 4. aus Zach. 14, 5. geflossen seyn.

Darauf, daß Ezechiel schon durch die Darstellung den Nachahmer verräth, komme ich unten zurück, und erlaube mir hier nur noch die Frage: Konnte Ezechiel wohl von einem seiner frühern oder etwa des Jeremias Zeitgenossen sagen, daß er בְּיָמִים קַדְמֹנִים gelehrt habe, zumal da schon Jeremias sich mit den alten Propheten, vgl. Jer. 28, 8. in einen Gegensatz stellt?

Den Verfasser für einen jüngern Zeitgenossen des Jeremia zu halten, verbietet schon die Stelle Zach. 9, 5. weil sie voraussetzt, daß damals noch ein König von Gaza existirte. Dieser treibt nun freilich den Vertheidiger der Authentie, Köster, so in die Enge, daß er ihn für einen praefectus quilibet, oder einen satrapa persicus erklären muß a). Nach Jerem. 47, 1. wurde Gaza von einem Pharao erobert. Da nun aber das Orakel Jerem. 47. gemäß seiner Stelle und seines Inhalts bald nach der Schlacht bei Karkemisch, und (wie die Ueberschrift sagt) zwei Jahre vor Gazas Eroberung durch Pharao gesprochen worden ist: so kann Gaza nur durch Necho und zwar erst nach der Schlacht, die er am Euphrat verloren hatte, etwa im Jahre 605 oder 604 vor Christus eingenommen worden seyn. Somit fällt die Abfassung von Zacharias Orakeln, oder wenigstens die des neunten Cap. in eine frühere Zeit: ein Satz, welchen kein Winkelzug umstößt. Denn Gaza ist zwar auch zur Zeit der Maccabäer „noch in der Welt gewesen," was dem alten Oporinus zuzugeben ist; [siehe dessen Schrift: der Prophet Zacharias u. s. f. p. 113] aber seine Unabhängigkeit war längst dahin.

Der Verfasser ist ferner auch kein älterer Zeitgenosse Jeremia's, sondern scheint in einer weit frühern Periode

a) Meletemata etc. p. 147. N.

gelebt zu haben. Denn, um davon zu schweigen, daß unsere Vaticinien nicht für Stimmen aus Jeremias früher Zeit gelten können, und abgesehen davon, daß auch keine andern positiven Gründe für diese Annahme sprechen, so führt die Sprache in vielen einzelnen Erscheinungen auf ein früheres Zeitalter. Da diese Abhandlung mehr den Zweck hat, historisch-kritisch die Abfassungszeit unserer Orakel auszumitteln, so möge hier nur eine der interessantern Spracherscheinungen ihre Stelle finden.

Der Verf. braucht 13, 3. יוֹלְדָיו von den Eltern überhaupt. Zu Jeremias Zeit konnte vom Vater auch im Participium bloß das Hiphil gesagt werden, was Stellen, wie Jerem. 30, 6. 16, 3. beweisen. Denn fände sich auch bei Jeremias oder einem Andern aus seiner Zeit ילד für erzeugen in tropischem Sinne, wie Ps. 2, 7., so würde dieß nichts dagegen darthun; aber auch Jeremia 2, 27. ist ילד, wie das Femininum lehrt, eigentlich gebähren. Unser Verfasser befolgt noch den ältern Sprachgebrauch der Genesis, der beide Begriffe des Gebährens und des Erzeugens noch in ihrer Einheit bewahrte. Auch dieß nöthigt uns also, in eine höhere Zeit hinaufzusteigen.

Aber nun wendet die exegetische Tradition seit dem syrischen Uebersetzer und dem Kirchenvater Hieronymus bis auf den Kritiker de Wette a) dagegen ein, daß die Zach. 12, 11. erwähnte „Klage Hadadrimmons im Thale Megiddos“ sich auf Josia's Tod in der Schlacht bei Megiddo beziehe, unsere Vaticinien also, wenigstens zum Theil, erst nach dem Jahre 611 vor Christo verfaßt seyn können. Habe ich die Sache in die Enge hineindisputirt, so bin ich schuldig, wiederum möglichst herauszuhelfen. Schlimm freilich,

a) S. die dritte Auflage seiner Einleitung in das A. T. p. 356.

bliebe nichts übrig, als auf dem alten Wege wieder zurückzukriechen! Allein die Gefahr ist eine eingebildete, der man entgeht, wenn man sie negirt. Ist die angebliche Beziehung denn so deutlich? Wo wäre Josia genannt? Erwartet man nicht vielmehr eine Klage Jerusalems, als die Hadadrimmons, dessen von Hieronymus behauptete Identität mit dem spätern Maximianopolis vielleicht obendrein eine bloße Vermuthung ist? Ich thue mehr, als man fordern kann, und setze jener Beziehung der Stelle eine andere auf 2 Kön. 9, 27. entgegen, so daß Josia, durch Ahasja neutralisirt, uns nicht ferner im Wege steht.

Sehen wir uns nun in dem weiten Raume von Zephanja bis zu Joel nach dem richtigen historischen Standpunkt um, so führt uns Cap. 11, V. 8. in die Regierungszeit Usia's, und zwar ungefähr in das Jahr 772 vor Chr., als Menahem den Thron Israels bestieg. Diese Behauptung erfordert einen genauen Beweis, und dieser verlangt seinerseits eine exegetische Beleuchtung des ganzen Abschnittes, Cap. 11. Gleich der lyrische Eingang fordert mehr Aufschluß, als er giebt; doch bezieht er sich, wie ich glaube, genau auf das Folgende, und verdient zugleich wegen seiner Kürze und großen Schönheit hier eine Stelle:

11, 1—3.
Oeffne, Libanon, deine Thüren,
Auf daß Feuer fress' in deine Cedern!
Heule, Cypresse, daß fällt die Ceder!
Sind die Hohen doch vernichtet.
Heult, ihr Eichen Basans,
Daß herunterstürzt der steile Wald!
Horch! Geheul der Hirten,
Daß vernichtet ist ihre Pracht.
Horch! Gebrüll der Löwen,
Daß vernichtet ist der Stolz des Jordan.

Die folgenden Verse beschreiben einen Zustand der Bedrückung und der Gewaltthätigkeit gegen die Niedrigen, der Mißhandlung des Bürgers durch König und Mitbürger, und, wie es scheint, einer durch innern Krieg verursachten Zerrüttung des Staates. „Ihr Hirt erbarmt sich nicht über sie.“ — „Ich liefere Jeden seinem König und seinem Nächsten in die Hände.“ — Daher ergeht an den Propheten Befehl Jehovas, die mißhandelte Heerde zu weiden, den er befolgt. Er nimmt zwei Hirtenstäbe und weidet die Schaafe, V. 7. Nun heißt es V. 8.: „Und ich vernichtete die drei Hirten in Einem Monat.“ Dieß ist die Stelle, deren richtige Erklärung uns Aufschluß verschaffen soll. Vorher aber muß die bisherige unrichtige abgewiesen werden.

Weil nemlich in der That im Vorhergehenden von keinen drei Hirten, überhaupt nicht von mehreren bestimmten Hirten die Rede ist, so meinte man, es mit dem Artikel, der im Texte steht, nicht so genau nehmen zu dürfen, und übersetzte demnach: „ich vernichtete in Einem Monate drei Hirten.“ Für diesen Gebrauch des bestimmten Artikels führt Köster, meletemata etc. p. 176, die Stelle Maleachi 1, 13. an. Allein sie kann eben so wenig als etwa Jerem. 40, 4. Ez. 18, 20. als beweisend gelten, weil es in Maleachis Worten völlig gleichgültig ist, ob man einen bestimmten oder einen unbestimmten Sinn damit verbindet; weßwegen auch an diesen Stellen mit Setzung und Weglassung des Artikels gewechselt wird. Das Richtige über dessen Setzung, so weit es hieher gehört, ist jetzt vorgetragen von Ewald in der kleinern Grammatik §. 496., wozu ich bloß bemerke, daß in der bezeichneten Weise von Gattungsbegriffen auch der Plural stehen kann, vgl. 2. Kön. 17, 26. 14, 14.

Man hat ferner nicht bedacht, welchen matten Sinn bei der bisherigen Erklärung die Worte: „in Einem Mo-

nat" geben mußten. Warum gerade in Einem Monat? Es könnten ja eben so gut mehrere, beliebig viele, Monate angegeben seyn. Oder sollte אֶחָד einen Gegensatz zu שְׁלֹשָׁה bilden? Der wäre geschmacklos und frostig. Und wozu denn der Monat, wo vielleicht noch passender Tag oder Stunde gesagt seyn könnte. Endlich, wer sind denn diese drei Hirten? Einer meint: Moses, Aaron und Mirjam; ein Anderer: die drei ersten Maccabäer; Lightfoot findet darin die drei jüdischen Sekten; u. s. w. Siehe die übrigen Ansichten bey Rosenmüller z. d. St. Schon die große Zahl der sehr verschiedenen Meinungen verräth ihre Willkührlichkeit; denn nachdem man den historischen Boden verlassen hatte, mußte man sie eben aus der Luft greifen.

Man verbinde die Worte בְּיֶרַח אֶחָד nicht mit וָאַכְחִד, sondern mit אֶת־שְׁלֹשֶׁת הָרֹעִים, so daß der Sinn entsteht: die drei Hirten, welche in Einem Monat Hirten waren. Die Worte: „in Einem Monat" sind so gerechtfertigt, und rechtfertigen wiederum den Artikel in הָרֹעִים, weil die drei Hirten eben durch die Zeitangabe ihre Bestimmung erhalten. Daß endlich אֲשֶׁר nicht vor בְּיֶרַח steht, thut nichts davon, weil es in solchen Fällen auch oft vom Prosaisten weggelassen wird. Was ist aber unter Hirt zu verstehen, und wer waren diese drei Hirten?

Sie sind nach dem tropischen Sinne, den das Wort רֹעֶה besonders seit David häufig hat, Könige, die sich binnen Einem Monate succedirten. Das Wort steht für מְלָכִים, nicht für שָׂרִים [wie vielleicht 10, 3.]; denn im letzterm Falle würde der absichtlich bestimmte Ausdruck die drei Hirten doch nicht kennbar unterscheiden, weil man, welche drei von den zahlreichen שָׂרִים des Landes gemeint seyen, doch nicht wissen könnte. Bei der Bedeu-

tung: „Könige," wie 11, 16. ist im Gegentheil scharf bezeichnend, daß, während Ein König oft viele Jahre herrscht, hier auf die Zeit eines Monats drei Könige kommen. Daß von successiver Regierung dieser Könige die Rede sey, ist klar; denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß drei Könige gerade Einen Monat neben einander regiert hätten. Und wo gäbe es dafür einen historischen Nachweis?

Diese Könige nun zu bestimmen, müssen wir die Geschichte Juda's verlassen, und uns in der Ephraims umsehen. Ungefähr im Jahre 773 vor Chr. verlor Sallum, des Königes Sacharja Mörder, den usurpirten Thron sammt dem Leben in Monatsfrist durch einen neuen Usurpator, Menahem, so daß in der That die Zeit Eines Monats drei Herrscher auf Israels Stuhle sitzen sah. Man sehe darüber 2. Kön. 15, 8—14. Seit Simri hatte so kurz, wie Sallum, kein König regiert, waren nie drei Regenten so schnell sich gefolgt. Treffender hätte der Prophet jene drei Könige im allegorischen Vortrag gar nicht bezeichnen können; und noch Jeremias nennt 22, 11. den Joahas, seines Vaters Josia bald entthronten Nachfolger, einen Sallum a).

Es sey mir jetzt vergönnt, die Sicherheit des gefundenen Standpunktes durch seine Anwendung bei Erklärung unseres Propheten, und zwar zunächst bei der Exegese des eilften Capitels, das der Schwierigkeiten nicht wenige beut, zu bewähren, und die Wichtigkeit desselben durch seine Resultate darzuthun.

---

a) So nach der allein richtigen Erklärung jener Stelle, die auch Rosenmüller billigt.

Erklärung von Cap. 11.

Der räthselhafte Eingang, über dessen Beziehung man noch nicht einig ist, erhält aus dem so eben Entwickelten ein erwünschtes Licht. Man kann ihn weder auf einen anrückenden Feind beziehen, wozu Jerem. 25, 34. ff. geneigt machen könnte, noch ist er bloß Bild der Demüthigung, vgl. Jes. 2, 12. ff.; denn gegen die letztere Annahme spricht der viel zu starke Ausdruck שֻׁדַּד, gegen die erstere, welcher der bald hernach erfolgte Einfall des Assyrers Phul zu Statten käme, spricht noch entschiedener, daß dann nicht bloß den Mächtigen, אַדִּרִים, Gefahr drohen würde. Beide Ausdrücke aber passen, wenn man die Stelle auf den Bürgerkrieg in Israel und den Tod der Könige Sacharja und Sallum bezieht, und die Sache als vergangen faßt, was denn auch die Präterita נָפַל, שֻׁדָּדוּ u. s. w. rathen.

Gefällig ist, daß der Prophet seine מְשָׁלִים [denn das sind sie, vgl. Ezech. 21, 2. 3. 5.] wie 10, 11. durch den Zusatz אֲשֶׁר אַדִּרִים שֻׁדָּדוּ selbst erklärt, oder wenigstens der Deutlichkeit um einen Schritt näher bringt. Ich sage: der Prophet; denn, daß diese Worte ein Glossem seyen, wie man neuerlich vermuthet hat, will mir nicht einleuchten. Nicht nur kommt ein Uebergehen aus dem Bilde in die Bedeutung häufig vor, vgl. Jes. 5, 6. Ez. 31, 6. Matth. 22, 13; sondern, wenn wir jene Worte streichen, so ist auch die erste Hälfte des Verses zu kurz und der Rhythmus gestört. Endlich wäre auffallend, daß der Glossator seine Worte so glücklich wählte, indem das eine erst nach dem Exil, das andere noch gar nicht prosaisch ist.

Gleich die zwei nächstfolgenden Verse enthalten eine bildliche Darstellung, die der sechste Vers auslegt, indem er uns belehrt, daß die Schlachtschaafe, V. 4., die der

Käufer würgt, ohne in sich zu gehen, über die ihr Hirt sich nicht erbarmt, V. 5., die Bewohner des Landes seyen, über die Jehova sich nicht erbarme, die er ihren Mitbürgern und ihrem Könige in die Hände liefere. Das deutet auf Bürgerkrieg, vgl. v. 9., dessen Annahme durch כִּתְּתוּ, wozu מַלְכּוֹ und רֵעֵהוּ Subjecte sind, nur bestätig wird. Der König kann kaum ein anderer seyn, als ein solcher, der keine allgemeine Anerkennung fand. Woher sonst sein Wüthen gegen die Bürger? Dieß bezeichnet aber vor allen den Menahem, der nach 2 Kön. 15, 16. 19. mit Gewalt sich Anerkennung verschaffen mußte, und namentlich an Tiphsach, das ihm die Thore verschloß, sich auf das grausamste rächte.

Von Vers 7. an führt der Prophet aus, wie er dem an ihn ergangenen Befehle Jehova's, selber die Heerde zu weiden, nachgekommen sey, und — mit welchem Erfolg. Der Sinn seiner allegorischen Darstellung, in welcher besonders wegen VV. 7. 12. 13. keine wirklich geschehene symbolische Handlung zu suchen ist, scheint folgender. Der Prophet, im Unglück des Volkes eine Aufforderung Jehova's erkennend, versuchte im Namen Jehova's, sich Gehör und Gehorsam zu verschaffen. Seine Versuche waren fruchtlos; er wurde ihrer müde, nicht weniger jene seines Predigens, V. 8: hinreichender Grund für ihn, sie ihrem Schicksal zu überlassen, V. 9., und sich von ihnen, V. 12., in aller Form zu trennen. Weil indeß der Prophet sich das Costüme eines Hirten beigelegt hat, und sich als Hirten Israels giebt, so muß er beim Antritt des Amtes die vorhandenen schlechten Hirten, von denen indeß zwei abtraten, beseitigen, legt sich Hirtenstäbe zu, läßt sich auszahlen u. s. w.

Andererseits ist er Hirt im Namen Jehova's, ist sein Gesandter; und sein Zweck konnte kein anderer seyn, als

der, Ephraims Volk zu Jehova zurückzuführen, so daß Ephraim und Juda versöhnt, wieder nur Ein Volk Gottes wären. Diese Hoffnung, daß Ephraim sich einst wieder zu Jehova und zum Hause Davids kehren werde, sprechen mehrere Propheten aus. Am lebendigsten mußte sie aber in einer Zeit werden, in welcher der Thron erledigt war, und kein Usurpator sich halten konnte. Daher äussert sie der fast ganz gleichzeitige Hosea an mehrern Orten, vgl. 2, 2. und 3, 4. 5., wo er zugleich auf ein schon eingetretenes Zwischenreich deutet. Indem aber die Ephraimiten den Propheten verschmähten, sagten sie sich zugleich von Jehova, der ihn gesandt hatte, los. Dieses Verhältniß, aus dem auch 12, 10. erklärt werden muß, und auf welches das Neue Testament großes Gewicht legt, wird von dem Propheten urgirt, so daß er den Gesandten und seinen Sender in ihrer Identität auffaßt und festhält. Daher der Personwechsel V. 10., wovom Vertrage Jehova's für sein Volk mit den andern Völkern, vgl. Hos. 2, 20., die Rede ist, der für Ephraim durch dessen Lossagung von Jehova's Volke ungültig war. Daher sieht er ferner, wenn er ausgezahlt und fortgeschickt wird, Jehova selbst als gleichsam abgelohnt und entlassen an, wirft somit den Lohn in den Gotteskasten a), V. 13., und läßt Jehova seine, des Propheten, Ansicht bestätigen. Zugleich sagte sich Ephraim, weil es nicht zu Jehova zurückkehren wollte, auch vom Reiche Juda los, dessen Gott Jehova ist. Nun zerbricht der Prophet auch den zweiten Stab, um den Bruderbund zwischen Juda und Ephraim als nichtig darzustellen. Im letztgenannten Reiche bestieg ein neuer König, Menahem, den Thron, V. 15. ff., welches Ereigniß alles Hoffen auf Ephraim aufzugeben rieth.

---

a) Es muß nothwendig mit Mehreren הַיֹּצֵר gelesen werden, vergl. auch 1 Sam. 22, 18. 22.

Dem Tyrannen flucht zum Schlusse der Prophet, und gedenkt in den folgenden Capiteln Ephraims mit keiner Sylbe mehr.

Während im Reiche Israels die Flammen des Bürgerkrieges tobten, und in schnellem Wechsel ein Herrscher den andern verdrängte, regierte in Juda seit Jerobeams II. vierzehntem Regierungsjahre a) Usia, ein trefflicher König, durch glückliche Kriege mit äußern Feinden glorreich, und seinen Unterthanen ein Segen. Weniger die höchst dürftigen Nachrichten in den Büchern der Könige, als der Bericht der Chronik läßt uns einen Blick in die Regierung dieses Königs thun. Letzterer muß daher bey Auslegung der historischen Beziehungen auf das Reich Juda, welche besonders das neunte Capitel enthält, vor Allem zu Rathe gezogen werden. Ein weiteres Hülfsmittel bietet der fast gleichzeitige Amos, dessen Weissagungen, wie an einem andern Ort gezeigt werden soll, unser Verfasser einen großen Einfluß auf seine Denk- und Darstellungsweise verstattet hat. Zunächst aus Cap. 9. und dann noch aus dem vierzehnten hoffe ich für meine Ansicht von dem Zeitalter unserer Orakel weitere Beweise ziehen zu können.

Auf ähnliche Art, wie Amos, seine Orakel beginnend, bedroht der Prophet erst Syrien, geht über zu

a) Wenn bekanntlich 2 Kön. 15, 1. irrigerweise dessen sieben und zwanzigstes Jahr angegeben wird, so scheint mir der Fehler aus Verwechselung zweier Addenden entstanden. Nemlich 14+27=41; und eben 41 Jahre regierte Jerobeam, 14 Jahre vor, 27 mit Usia. Die gewöhnliche Erklärung aus Verwechselung der Buchstaben, welche statt der Ziffern dienten, ist precär.

Tyrus und Sidon und verweilt bey den Städten der Philistäer. Folgen wir dem Verfasser auf dem vorgezeichneten Wege, so fällt zunächst auf, daß er gegen den Sprachgebrauch der Spätern, und zwar schon des Jesaias (23, 4.), unter צֹר noch Alttyrus versteht, und davon Neutyrus unter dem Namen מָצוֹר unterscheidet. Den Grund giebt er selbst. Er erwähnt den Bau der Inselveste offenbar darum, weil die Sache noch nicht so lange her war; und nennt צוֹר noch Alttyrus, weil Neutyrus sich noch nicht zu einer solchen Stufe von Macht und Ansehen erhoben hatte, daß es die Altstadt in den Schatten stellte, und ihr sogar den Namen entzog. Uebrigens fehlen uns anderweitige historische Nachrichten über die Erbauung von Neutyrus, die wohl, wie alle Bauten mehr oder weniger, allmählig geschah; und es bleibt nur soviel gewiß, unser Verfasser sey nicht so spät, als Jesaias.

Ein weit genaueres Datum für die Abfassungszeit läßt sich mit Hülfe der Chronik und des Amos aus den Aeußerungen über die Philistäer V. 5—7. entwickeln, nach welchen Gaza seinen König, Askalon seine Bewohner verliert; in Asdod dagegen Fremde wohnen sollen, so nemlich, daß Asdod wie ein Stamm in Juda seyn wird, während Ekron zu Juda in das Verhältniß der Jebusiter tritt. Die Chronik berichtet von Usia, 2 Chron. 26, 6., zuerst, daß er die Philistäer bekriegt, die Mauern von Gath, Jabne und Asdod niedergerissen, und im Gebiet der Philistäer, besonders Asdods, Städte angelegt habe: eine Angabe, in welcher sie die Zeitfolge zu beobachten scheint. Denn Gath, dessen Fall sie zuerst anführt, lag auch der jüdischen Grenze am nächsten, und schon Usias älterer Zeitgenosse, Amos, nennt Gath, 1, 8., nicht mehr neben den übrigen philistäischen Städten, während er Asdod noch mit Verödung bedroht. Dagegen sollen nach unserm Verfasser Fremde, d. h., da Asdod ja ein Stamm in

Juda werden soll, Juden in Asdod wohnen. Ist nun etwas natürlicher, als die Combination dieses Ausspruchs mit der Nachricht der Chronik, daß Usia in Asdod, d. h. im Gebiete Asdods, Städte gebaut habe? Daß dieß feste, mit jüdischer Besatzung versehene, Städte waren, liegt auf der Hand. Usia konnte damit nichts anderes bezwekken, als, die Besiegten und Unterworfenen im Zaume zu halten. Weil er aber die Städte in Asdods Gebiet nicht vor der Eroberung der Hauptstadt selbst erbauen konnte, und auf jenen Städtebau Zacharias sich bezieht, so setzt dieser Asdods Eroberung voraus, während Amos, zu dessen Zeit Asdod noch nicht eingenommen war, dasselbe eben so sehr im Allgemeinen bedroht, als unser Verfasser die weiter entfernten und nie eingenommenen Vesten, Askalon und Gaza. Somit ist in Bezug auf Amos bei Zacharias ein Fortschritt des Krieges und der Zeit nicht zu verkennen; da wir aber auch außerdem unsern Propheten später als Amos setzen, vergl. zu 11, 8., so stimmt das so eben gegebene Resultat mit unserer Annahme von des Verfassers Zeitalter überein; unsere Ansicht steht in innerem Zusammenhang, und es ist ein neuer Beweis für die von uns behauptete Abfassungszeit ausgemittelt.

Dessen, was noch ausserdem als beweisend für meine Ansicht gelten könnte, finde ich in den beiden ersten Capiteln Nichts mehr vor; solches, das mit der angenommenen Abfassungszeit harmonirt und sie näher bestimmt, kann Mehreres namhaft gemacht werden. So nennt der Prophet neben Aegypten auch schon, wie Hosea, z. E. 11, 11., Assyrien als Gefahr drohend, 10, 10. 12., das nur erst aus dunkler Ferne in den Gesichtskreis des frühern Amos tritt, vgl. Am. 5, 27. 6, 14., und dem noch ältern Joel gänzlich fremd scheint. Wenn ferner nach 10, 10. Jehova die Israeliten, die er nach V. 9. vielleicht unter den Völkern zerstreuen wird, gerade ins

Land Gilead zurückführen soll, so erinnert man sich, daß nach Amos 1, 3. 13. Syrer und Ammoniter Gilead entvölkert haben. Daß beide Capitel früher als Cap. 11. geschrieben sind, geht daraus hervor, daß 9, 11. ff. und 10, 6. noch an eine Vereinigung Ephraims mit Juda gedacht wird. Vermuthlich sind sie während des Interregnums nach Jerobeams II. Tode abgefaßt. Sie in Joels Zeit zu versetzen, was, wie ich aus de Wette's Einleitung ersehe, Forberg gethan hat, möchte, wenn man auch die Drohung 9, 13. aus Joel 4, 6. erklären muß, schon deßwegen nicht angehn, weil die folgenden vier Capitel sicher von demselben Verfasser herrühren, und namentlich die Stelle 14, 5. einer solchen Annahme direkt widerspricht.

Auf die übrigen Kriege Usia's, die er nach 2 Chron. 26, 7. außer dem mit den Philistäern führte, finde ich in unserm Abschnitte keine Beziehung. Er war ein glücklicher Krieger, unterhielt ein wohlausgerüstetes Heer, und ließ sich besonders die Befestigung Jerusalems angelegen seyn; aber er hatte auch Sinn für die Künste des Friedens. Die Chronik erzählt am a. O. V. 10., er habe in den Ebenen viele Heerden und auf den Bergen, besonders am Carmel, Ackerer und Winzer gehalten; „denn er war ein Freund des Landbaues." Auch diese Nachricht der Chronik findet in den Schriften der gleichzeitigen Propheten, des Amos und des Zacharias, eine recht anziehende Bestätigung. Am. 7, 1. werden גִּזֵּי הַמֶּלֶךְ, „die Schur seiner Wiesen," Zach. 14, 10. „seine Keltern", יִקְבֵי הַמֶּלֶךְ, erwähnt: letztere in einer Stelle, welche noch einen, und zwar augenscheinlichen, Beweisgrund für das hohe Alter unseres Abschnittes enthält, zu dessen Entwickelung jedoch erst nach Erklärung des zunächst vorhergehenden geschritten werden kann.

Das vierzehnte Capitel hängt mit beiden voranstehenden genau zusammen. Gemäß dem zwölften sammelt am großen Tage des Gerichts Jehova die Heiden vor Jerusalem zum Kriege, vgl. 12, 3. mit 14, 2. Im neunten Verse des zwölften Capitels hieß es noch: „an jenem Tage will ich suchen zu vernichten alle Völker, welche gegen Jerusalem zogen." Von V. 10. an kommt der Prophet von seinem Gegenstande ab, und beschreibt den innern Zustand der Stadt und des Landes. Cap. 14, 1. nimmt er den Faden wieder auf, den er V. 6. fallen läßt, um ihn V. 12. noch einmal aufzunehmen. Nach 12, 10. werden sich die Juden reuig zu Jehova wenden und den Mord seiner Gesandten betrauern. Jehova, der sie so zu sich zurückgeführt hat, reinigt nun, Cap. 13., das Land von Götzendienst, falschen Propheten, überhaupt von allen unwürdigen Mitgliedern des Gottesstaates. Die Art und Weise dieser Reinigung giebt das vierzehnte Capitel an. Die Heiden werden nemlich anfangs siegreich Jerusalem erobern, und die Hälfte der Einwohner (nach 13, 8. zwei Drittheile) in die Gefangenschaft führen. Dieß sind die Unwürdigen, von deren Rückkehr eben deßwegen auch nichts gesagt wird. Dann bekämpft aber Jehova die Heiden, welche durch Krankheit und gottgesandte Uneinigkeit unter sich selbst aufgerieben werden, V. 12—15.

Jehova's Erscheinung wird Ursache eines Erdbebens. Der Oelberg spaltet sich unter seinem Fuß. Er kommt; alle Heiligen mit ihm, V. 5. Die Juden selbst sollen fliehn: „wie ihr floht vor dem Erdbeben in den Tagen Usia's, des Königes von Juda." Zacharias und Ezechiel sind, wie oben bemerkt wurde, die einzigen Propheten, welche den Gerichtstag Jehova's mit einem Erdbeben eintreten lassen. Die historische Veranlassung zu dieser Erwartung deutet Zacharias selbst an.

Die erhabene Vorstellung der Propheten von ihrem Gott nöthigte sie, zur würdigen Beschreibung seines Erscheinens die großartigsten und gewaltigsten Ereignisse aus dem Kreise ihrer Erfahrung in Anspruch zu nehmen. Darum borgt Joel seine Farben von der furchtbaren Erscheinung der Heuschrecken; darum Zacharias vom Erdbeben.

Diejenigen Kritiker, welche diesen Abschnitt in die Zeit nach dem Exil, oder in die des Ahas, Jeremias u. s. w. versetzen, sind genöthigt, כַּאֲשֶׁר־נַסְתֶּם „wie ihr geflohen seyd" durch „wie eure Vorfahren geflohen sind" zu erklären. Unnatürlich genug! Wie der Prophet dazu komme, Jehova's Erscheinung mit einem Erdbeben zu combiniren, läßt sich dann auch nicht wohl begreifen. Sagt man aber a): exempla, a priscis desumta temporibus, fortius imaginationem percellere solent, so erinnert das an einen bekannten wahren Satz, ist aber, so wie es dasteht, falsch, und kann ohne Bedenken umgekehrt werden: e., a recentissimis desumta temporibus etc. Richtiger dagegen ist, daß, wenn den Stoff des Gemäldes nicht Autopsie, sondern die Sage liefert, dann die weniger zum voraus gefesselte Phantasie des Dichters übertreibt, vgl. Ewald: Comment. in Apocal. p. 157.; darum scheint mir auch die Beschreibung des Erdbebens an unserer Stelle aus Erfahrung abgezogen. Wie sehr zeichnet sie sich vor Ezechiels übertriebener und überladener Schilderung, Cap. 38, 18. 20. 22., durch Einfachheit und Natürlichkeit aus!

Doch ich komme auf einen wichtigern Einwurf. Beweist nemlich nicht die Erwähnung der Tage Usia's, des Königes von Juda, daß diese Tage völlig vorüber, der

a) Köster: meletemata etc. p. 85. N. U.

Abschnitt selbst also nach 759. vor Chr. zu setzen sey? Der Einwurf ist sehr natürlich, und doch, wenn ich recht sehe, unstatthaft. Die Erwähnung von Usia's Regierungszeit beweist gegen meine Ansicht zu wenig, und auch wieder zu viel. Zu wenig; denn nur Cap. 14. und höchstens noch 12. und 13. wären aus Usia's Zeit herunter zu rücken; auch könnten sie dennoch vom Verfasser der drei ersten Capitel herrühren; zu viel, weil die Analogie dann noch einige Schlüsse gebietet, die man ablehnen wird. Wer z. B. aus der topographischen Bestimmung des Oelbergs 14, 8. „der östlich von Jerusalem liegt“, nicht schließt, daß der Verfasser, der Jerusalem genau kennt, vgl. 14, 10. 12, 12—14., der besonders im zweiten Theil seiner Vaticinien von Cap. 12. an sich fast nur mit Jerusalem beschäftigt, entfernt von Jerusalem und vielleicht von Juda gelebt habe, (also auch nicht identisch mit dem Verf. von Cap. 1—8. sey), der ist auch zu jenem Schlusse nicht befugt. Analog müßte ferner aus den Worten „des Königs von Juda“ gefolgert werden, das Reich Juda habe nicht mehr bestanden; und so zu schließen, ist Köster a) wirklich geneigt; wird aber durch Stellen, wie Jer. 25, 3. 26, 18. 19. vollkommen widerlegt. Mich dünkt, es erkläre sich Alles zur Genüge aus des Verfassers episch-ausführlicher, ja oft breiter Schreibart, die besonders in den drei letzten Capiteln vorherrscht. Daher die schon erwähnte Bestimmung des Oelbergs, dessen Lage Jedermann kannte; daher 13, 3. zweimal das überflüssige ילדיו; daher in unserm Falle die Angabe des Datums, die sich noch dadurch entschuldigen läßt, daß nach der Ueberschrift bei Amos das Erdbeben sich wenigstens 782. vor Ch. ereignete, mithin auf's mindeste zur Zeit der Abfassung unserer Stelle doch schon ein Decennium verflossen war.

Der Prophet fährt in seiner Schilderung fort. Die

---

a) meletemata p. 85.

Ordnung der Tagszeiten wird verändert. Es wird weder Tag noch Nacht seyn, und zur Zeit des Abends ist Licht. Lebendiges Wasser, das nicht versiegt, wird V. 8. von Jerusalem nach Ost und West ausströmen; und Jehova wird allenthalben als Herr und Gott anerkannt, V. 9. Rings um Jerusalem wird das Land zur Ebene umgewandelt werden; die Stadt selbst aber, Jehova's Königssitz, wird, erhaben über die Umgebung, ungefährdet bleiben „vom Thore Benjamins bis zum Platz des alten Thores, bis zum Eckenthore und dem Thurm Hananeel — bis zu den Keltern des Königs.“ Bei dieser Stelle muß etwas verweilt werden. Oben sahen wir schon, daß die Keltern des Königs aus Usia's Liebe zur Landwirthschaft zu erklären sind. Köster seinerseits, meletem. p. 86. muß die Keltern für zerstört ausgeben; doch hätten sie ihren alten Namen behalten, wie im N. T. die Halle Salomo's. Allein da war doch wieder eine Halle, nicht bloß Platz für eine solche. Warum sagt der Prophet nicht bis zur Stelle der Keltern, wie er im nemlichen Verse vom Platze des frühern Thores redet? Doch ich erinnere mich, daß auch in diesem Punkte die recipirte Meinung erst beseitigt werden muß. Daraus nemlich, daß der Prophet bis zur Stelle eines Thores, und nicht ohne Umschweife, wie er sonst im nemlichen Verse thut, bis zum Thore selbst mißt, darf man keck den Schluß ziehen, daß das Thor nicht mehr stand. Ja beinahe mit Nothwendigkeit führt darauf die nähere Bestimmung הָרִאשׁוֹן „das frühere,“ was war und nicht mehr ist, wie z. E. Jerem. 36, 28. Es ist nur die Aufgabe, ein Thor nachzuweisen, das unter Usia in Trümmern liegen konnte. Ich erkläre es für das Thor Ephraims. Nach 2 Kön. 14, 13. riß Jehoas, König von Israel, zur Zeit des Amazia, des Vaters von Usia, das Thor Ephraim und die Mauer von da bis zum Eckthor ein. Das Thor Ephraims ebenfalls als geschleift zu denken, dazu nöthigt die Construktion von פרץ mit בְּ. Ohne diese wäre

es wenigstens erlaubt. Da nun Usia selbst, so wie seine Nachfolger auf Jerusalems Befestigung viel verwandten, so muß unser Orakel in eine der Schleifung des Thores ziemlich nahe Zeit hinaufgerückt werden, und kann keineswegs so spät abgefaßt seyn, als man sich meist vorstellt. Freilich geht die gewöhnliche Annahme dahin, daß das Ephraimsthor mit dem hier und Jerem. 37, 13. 38, 7. erwähnten Benjaminsthor, und nicht minder שַׁעַר הָרִאשׁוֹן mit שׁ׳ הַיְשָׁנָה Nehem. 3, 3. 12, 39. identisch sey. Hauptsächlich Faber a) hat durch die von ihm geschmiedete, höchst verkehrte, Uebersetzung unserer Stelle diese Meinung in Gang gebracht, und auf seine Autorität hin ist sie in neuere Werke übergegangen. Sieht man jedoch von seiner Uebersetzung ab, so käme nach der gewöhnlichen Ansicht das „frühere" Thor zugleich westlich vom Benjaminsthore zu stehen und auch östlich. Aber שׁ׳ הַיְשָׁנָה kann auch nicht einmal, worauf man doch fußte, „das alte Thor" bedeuten; denn שַׁעַר ist ausser Jes. 14, 31., wo die עִיר gemeint ist, immer gener. mascul. Vielmehr ist es „Thor des alten Teiches" vgl. Jes. 22, 11. und die Ellipse, über die sich auch kein Kenner der lateinischen Sprache wundert, ist in diesem Falle nicht härter, als wenn man die eherne Schlange 2 Kön. 18, 4. schlechtweg נְחֻשְׁתָּן „ehern" nannte, oder wenn der Syrer ܥܬܝܩܬܐ „das Alte" für das Alte Testament, und eben so ܚܕܬܐ für das Neue Testament im Gebrauch hat. Vgl. z. B. Assemani, biblioth. Orient. T. III, P. I, p. 507., Knös, Chrest. Syr. p. 60., Michaelis, Syr. Chrest. p. 4. Uebrigens ist dieses Thor vermuthlich mit dem Benjaminsthore identisch; שׁ׳ הָרִאשׁוֹן aber bleibt das Thor Ephraims; und

a) Archäologie, I. p. 332.

von dieser Seite unangefochten, erhält meine Behauptung nur noch mehr Bestätigung.

Ich schließe hiemit die Reihe von Beweisgründen für eine Ansicht, welche ich den Freunden der Bibelforschung in diesem Versuche mit Freimüthigkeit vorlege, daß, wenn meine Meinung richtig ist, sich noch viel dafür sprechendes, und Nichts wirklich widersprechendes auffinden lassen muß, bringt die Natur der Sache mit sich; und es hat mich in dieser Hinsicht fortgesetztes Studium immer mehr beruhigt. Wenn ich also in meiner Ansicht, zu deren jetziger Gestalt ich mich erst durch manche fremde und eigene Irrthümer heraufgearbeitet habe, nach dem Urtheil der Kundigen nicht irre gegangen seyn sollte, so würde ich Muth zu Abfassung eines Commentars bekommen, der die hier aufgestellten Gründe theils ausführlicher entwickeln, theils mit neuen vermehren, und sie durch vollständige Erklärung des Einzelnen möglichst unterstützen würde.

3.

Noch ein paar Worte über die Gabe des γλώσσαις λαλεῖν,

in Beziehung auf die nachträglichen Bemerkungen des Herrn Prof. Dr. Olshausen (Stud. u. Krit. B. II. H. 3.).

Von

Dr. Bleek in Bonn.

Sehr gern leiste ich der Aufforderung meines geehrten Freundes Folge, die Untersuchung über dieses Charisma, weiter fortzusetzen, um nach meinen Kräften dazu beizu-

tragen, daß über dasselbe ein, soweit es nach den Umständen möglich ist, klares Verständniß bewirkt werde. Zuvörderst sage ich dem Herrn Dr. Olshausen für seine Bemerkungen über meinen Aufsatz aufrichtigen Dank, da sie auf die Sache selbst eingehen und nur bezwecken, diese weiter zu fördern. Sehr richtig ist darin auch erkannt und herausgehoben, was bei meiner Auffassung und Auseinandersetzung des fraglichen Gegenstandes die Hauptsache ist, und daß darnach die zwischen uns beiden Statt findende Differenz für die Sache selbst nicht sehr bedeutend ist, und mehr die philologische Begründung der Ansicht und die Ableitung der im N. T. gebrauchten Formeln betrifft.

Herr Dr. Olshausen ist mit mir ganz einverstanden über die Grundstimmung des Gemüthes derer, denen eben die Gabe des γλώσσαις λαλεῖν zu Theil geworden war, und über das Verhältniß des πνεῦμα zu ihrem νοῦς in diesem Zustande. Dieses tritt auch in der paulinischen Vergleichung dieser Gabe mit der des προφητεύειν so deutlich hervor, daß es in der That kaum zu begreifen ist, wie es so vielfältig hat übersehen und verkannt werden können. Es war ein ekstatischer Zustand, und zwar — in der korinthischen Gemeinde wenigstens — in dem Grade, daß in dem Redenden m e i s t e n t h e i l s das äußerliche Bewußtseyn ganz zurücktrat; er redete getrieben bloß durch den Geist, nicht aber nach eigner freier Selbstbestimmung, ohne klares Bewußtseyn sowohl der ihn umgebenden Außenwelt und seines Verhältnisses zu ihr, als auch des Inhaltes seiner Rede, so daß er eines Dolmetschers auch für sich selbst bedurfte, und nicht im Stande war, das, was er im Zustande der Begeisterung vortrug, Anderen auf eine verständlichere Weise mitzutheilen, weder so lange dieser Zustand anhielt, noch nach dem Aufhören desselben a). Eben

a) Und insofern bietet ihr Gemüthszustand ganz unleugbar etwas sehr Analoges dar mit den Erscheinungen, welche uns in neue-

so sind wir darüber einig, daß das für Andere Unverständliche der Reden derjenigen, welche sich in diesem Zustande befanden, gewöhnlich nicht dadurch bewirkt ward, daß sie zusammenhängend in einer fremden Sprache redeten, sondern durch den höheren poetischen Schwung ihrer Rede und durch die Anwendung seltenerer Ausdrucksweisen, die in der Sprache des gewöhnlichen Lebens nicht im Gebrauche waren, in der poetischen Rede aber weniger Auffallendes würden gehabt haben. Herr Prof. Olshausen glaubt aber noch einen Schritt weiter gehen zu müssen und anzunehmen, daß dasselbe Charisma sich zwar selten, aber doch zuweilen wirklich auch in einem (zusammenhängenden) Reden in einer fremden, dem Redenden im natürlichen Zustande unbekannten Sprache kund gegeben habe; dieses sey namentlich nach der Erzählung des Lucas sicher zu Jerusalem der Fall gewesen am ersten christlichen Pfingstfeste; von diesem ersten Hervorbrechen des Charisma seyen auch die dafür üblich gewordenen Benennungen ausgegangen,

rer Zeit wieder so vielfältig im Somnambulismus entgegengetreten sind, die aber jetzt wieder immer mehr zurückzutreten scheinen. Dies ist, wenn nicht die ganze Auffassung verfehlt ist, eben so wenig zu verkennen, als die von mir gleichfalls nachgewiesene Analogie mit dem griechischen μάντις. Auch auf jene Analogie habe ich kein Bedenken getragen, hinzudeuten, und auch die Weise, wie Herr Professor Olshausen sich darüber ausspricht, hätte, wie mich dünkt, obwohl ich die Parallele nicht gerade auf die Weise würde ausgeführt haben, doch keinesweges eine solche Zurechtweisung verdient, wie sie zunächst ihm und dadurch auf indirekte Weise auch mir durch unsern gemeinsamen sehr lieben Freund Ullmann ertheilt wird (S. 543. Anm. a), wenn gleich wir beide gewiß mit unserm Freunde das Gefühl theilen, woraus dieselbe hervorgegangen ist. Denn allerdings giebt es eine Art, die Erscheinungen des Urchristenthums mit dergleichen zu parallelisiren, die für jedes christliche Gemüth etwas sehr Verletzendes haben und selbst frevelhaft erscheinen muß. Doch glaube ich nicht, daß wir beide uns dessen schuldig gemacht haben.

so daß darnach in diesen das Wort γλῶσσα nicht in der von mir angegebenen Bedeutung zu nehmen sey, sondern in der Bedeutung Sprache.

Hiergegen erlaube ich mir Folgendes zu bemerken.

Sehr gerne gebe ich meinem Freunde die Möglichkeit zu, daß sich dasselbe Charisma, welches sich gewöhnlich durch Reden in Glossen kund gab, in einem einzelnen Falle so weit steigern konnte, daß derjenige, dem es verliehen war, einen zusammenhängenden Vortrag in einer ihm sonst ganz unbekannten Sprache hielt. Ich gestehe auch, daß bei der Weise, wie Olshausen die Sache faßt, mehrere Schwierigkeiten schwinden oder gemindert werden, welche bei der Weise, wie man sich hier das Reden in fremden Sprachen meistentheils gedacht hat, sich durchaus nicht beseitigen lassen; es wird dadurch diese ganze Vorstellung wesentlich modificirt. So ließe es sich hiernach auch namentlich wohl begreifen, daß Petrus das, was sich bei der Bekehrung des Cornelius ereignete, als wesentlich dasselbe ansehen und bezeichnen konnte mit dem, worin sich der heilige Geist am Pfingstfeste kund gab, wenn es auch hier ein (zusammenhängendes) Reden in fremden Sprachen war, dort — was, wie mir scheint, auch Olshausen's Meinung ist — nur ein Reden in Glossen. Beiderlei Erscheinungen konnten auch gar wohl, da sie ihrem eigentlichen Wesen nach nicht so sehr verschieden waren, unter derselben Benennung zusammengefaßt werden. Aber ich glaube nicht, daß dann dafür die Formeln γλώσσῃ oder γλώσσαις λαλεῖν würden angewandt seyn. Denn diese Formeln — das, scheint mir, darf nicht übersehen werden — gehen in ihrer Bezeichnung ja zunächst nicht auf das Wesen der Sache, sondern gerade auf die äußerliche Erscheinung. In dieser Beziehung aber mußte sich doch beides, das Reden in Glossen und die Haltung

eines Vortrages in irgend einer fremden Sprache als etwas Verschiedenes darstellen, was wol unter der allgemeinen Formel: ἐν ἐκστάσει oder ἐν πνεύματι λαλεῖν zusammengefaßt werden konnte, nicht aber unter jenen, die für unser Charisma im N. T. die herrschenden sind. Denn darin kann man doch γλῶσσα immer bestimmt nur entweder in der Bedeutung: Sprache nehmen, oder von einzelnen im Sprachgebrauche seltneren und deshalb einer Erklärung bedürfenden Ausdrücken, nicht aber in dem Umfange, daß es beide ganz verschiedenen Bedeutungen in derselben Formel miteinander vereinigt. Nimmt man es nun aber in der ersteren Bedeutung, so passen die Formeln nicht als Bezeichnung eines Redens in Glossen, in der letzteren, nicht für ein zusammenhängendes Reden in einer fremden Sprache. Indessen scheint Olshausen es allerdings auf diese Weise auch nicht zu fassen, sondern der Meinung zu seyn, daß in der Anwendung dieser Formeln überall nur auf die Bedeutung: Sprache gesehen sey. Er vermuthet, daß die Benennung überhaupt ausgegangen sey von der Weise, wie sich das Charisma das erste Mal kund gab, bei den versammelten Jüngern am Pfingstfeste, in einem Reden fremder Sprachen, und daß sie davon auch später beibehalten sey, obwohl es sich damals auf diese Weise gar nicht mehr oder nur sehr selten kund gab, sondern gewöhnlich nur in einem glossematischen Reden; denn das Letztere scheint über die Bewegungen in der korinthischen Gemeinde doch auch Olshausen's Meinung zu seyn. Dann müßten wir uns also denken, daß der Apostel Paulus sich für die Aeußerungen dieses Charisma in Korinth der Formel: in Sprachen (d. h. fremden Sprachen) reden bedient hätte, und ganz regelmäßig, obwohl ihm nicht unbekannt war, daß sich dasselbe dort in der That niemals (oder höchst selten) in der Anwendung einer fremden Sprache äußerte, sondern ganz gewöhnlich nur in einem besondern poetischen Schwunge

in dem Gebrauche der Muttersprache; und dasselbe würde auf den Lukas kommen in seinem Berichte über die Bekehrung des Cornelius und die Mittheilung des heiligen Geistes an die Jünger zu Ephesus. Das aber wird nicht leicht Jemand natürlich oder wahrscheinlich finden, weder beim Paulus, noch beim Lukas. Vielleicht aber hat Olshausen es sich so gedacht, daß, da einmal für dieses Charisma sich nach den Erscheinungen am Pfingstfeste die bemerkten Formeln gebildet hatten, man dieselben dann beibehalten habe auch für die späteren Aeußerungen des Charisma, ohne sich klar bewußt zu seyn weder des Ursprunges derselben, noch auch des Verhältnisses der späteren Erscheinungen zu den ursprünglichen, noch auch, in welcher Bedeutung in den Formeln selbst das Wort γλῶσσα gemeint sey.

Indessen zu einer solchen Annahme würden wir uns doch nur dann entschließen dürfen, wenn gar kein anderer Ausweg übrig wäre; und ich glaube auch nicht gerade, daß mein Freund sich bestimmt für dieselbe erklären wird. Wollte man einmal hier irgend ein Mißverständniß von Seiten der neutestamentlichen Schriftsteller zugeben, — denn darauf würde doch auch jenes zurückkommen — so würde vielleicht noch eine andere Vermuthung mehr für sich haben, die noch weiter unten wird berührt werden. Hier will ich nur noch meine Bedenklichkeit aussprechen, daß, wenn das Charisma sich ursprünglich in einem zusammenhängenden Reden in einer, oder hinter einander in mehreren, dem Redenden selbst unbekannten und unverständlichen fremden Sprachen geäußert hätte, hiervon im Sprachgebrauche sollte dafür die ganz allgemeine Formel herrschend geworden seyn: in Sprachen reden, und daneben gar mit dem Singular: in einer Sprache reden; denn etwas Anderes können doch einmal die Formeln, philologisch betrachtet, wenn wir von der Bedeutung: Sprache aus-

gehen, nicht heißen. Da würde aber schon die erstere Formel wenig bezeichnend gewesen seyn, zumal wenn wir uns denken, daß es doch nicht eine kontinuirliche Gabe war, mehrere nicht gelernte Sprachen gleichmäßig, wie es den Bedürfnissen angemessen war, zu reden, sondern, wie Olshausen selbst annimmt, nur eine momentane, die sich denn doch bei jedem Einzelnen auch wol nur in dem Reden einer einzelnen, ihm bisher unbekannten, Sprache oder Mundart wird geäußert haben. Aber noch weniger angemessen und bezeichnend erscheint die andere Formel mit dem bloßen Singular, da darin auch nicht im mindesten ausgedrückt ist, daß etwas Besonderes oder gar Uebernatürliches gemeint sey. Dieses habe ich auch schon früher, wie ich glaube mit Recht, geltend gemacht. Herr Professor Olshausen indessen meint, der Ausdruck verliere alles Auffallende, wenn man ἑτέρᾳ oder καινῇ zu γλώσσῃ ergänze. Allein das scheint mir gerade etwas sehr Willkührliches und Hartes zu haben, daß man hier bei dieser Formel, ohne durch den Zusammenhang der Stellen, wo sich dieselbe findet, dazu besonders berechtigt zu seyn, ein Epitheton in Gedanken suppliren soll, worin allein erst das ausgedrückt ist, worauf es hierbei gerade ankommen würde. Am ehesten noch könnte man sich es so erklären, daß ursprünglich dafür z. B. die Formeln ἑτέραις γλ. oder ἑτέρᾳ γλώσσῃ λαλεῖν üblich gewesen wären, und erst davon die andern durch Abkürzung sich gebildet hätten. Doch würde auch da es auffallend bleiben, daß hier eben das verschwiegen wäre, was gerade das Bezeichnende war, und nur das gesetzt, worin gar nichts Besonderes ausgedrückt ist. Ueberhaupt aber läßt es sich nicht beweisen, noch wahrscheinlich machen, — und auch Olshausen scheint das gar nicht anzunehmen — daß jemals die Formel ἑτέραις γλώσσαις λαλεῖν, obwohl sie in der Schilderung der ersten Aeußerung unseres Charisma vorkommt, als eigentliche Bezeichnung desselben üblich gewesen ist, sondern nur einfach γλώσσαις

4 *

λαλ. und daneben γλώσσῃ λαλεῖν. Diese Formeln machen aber beide es schon natürlicher, daß sie auf eine Weise zu fassen sind, wo mit dem γλῶσσα selbst schon der Begriff von etwas Besonderem verbunden ist, was aber, wenn wir das Wort in der Bedeutung: Sprache nehmen, am wenigsten der Fall seyn würde.

Demnach kann ich auch jetzt noch nicht glauben, daß bei unsern Formeln γλῶσσα in der Bedeutung: Sprache zu nehmen, und dabei an ein zusammenhängendes Reden in fremden Sprachen zu denken sey, auch nach den Modificationen, welche mein geehrter Freund darüber — leider nur zu kurz — angedeutet hat. Es liegt mir aber ob, jetzt auch die besonderen Einwendungen zu beantworten, welche derselbe gegen meine Darstellung der Sache gemacht hat, und die ihn abhalten, meiner Ansicht völlig beizutreten. Es sind dieses zuerst Bedenklichkeiten gegen die philologische Seite der Erklärung. Zuvörderst meint Herr O., daß bei dieser Auffassung die Formel mit dem Singular, γλώσσῃ λαλεῖν, nicht passend seyn würde. So viel ist auch allerdings richtig, daß die andere Formel, mit dem Plural, die angemessenere ist; sicher war sie auch nicht bloß die gewöhnlichste, sondern auch die ursprüngliche, und daraus hat sich erst die mit dem Singular gebildet. Aber daß diese hier gar nicht anwendbar war, davon kann ich mich durch Olshausens Bemerkung nicht überzeugen; er meint, es hätte hier der Singular deshalb nicht gesetzt werden können, weil die Formel das Charakteristische der Gabe, die sie bezeichnen solle, nur dann passend zu bezeichnen vermöge, wenn darin die öftere Wiederholung solcher glossematischen Ausdrücke a) bemerklich gemacht werde. Allein gerade auch

a) Olshausen setzt zuweilen für γλῶσσαι, wo von meiner Ansicht die Rede ist: veraltete Ausdrücke, was ich aber nach mei-

durch die Setzung des Singulars konnte wohl ausgedrückt werden, daß nicht der Gebrauch einiger einzelnen glossematischen Ausdrücke gemeint, sondern diese Ausdrucksweise hier mehr das durch die ganze Rede Hindurchgehende und Vorherrschende sey. Den Uebergang zu dieser Formel konnten Verbindungen bilden, wie: μυρίους λόγους λαλεῖν ἐν γλώσσῃ oder προσεύχεσθαι γλώσσῃ 1 Kor. 14, 19. 14. So viel scheint mir jedenfalls unzweifelhaft zu seyn, daß diese letzteren, so wie die einfache Formel γλώσσῃ λαλεῖν selbst, sich weit leichter in diese Erklärungsweise fügen, als in die andere, wo von der Bedeutung Sprache ausgegangen wird, indem alsdann darin gar nichts irgend Bezeichnendes liegt. Da nun aber überhaupt nur zwischen diesen beiden Erklärungen die Wahl seyn kann, so wird die erstere überwiegend auch wieder durch jene Formeln bestätigt. Eher könnte ich meinem Freunde Recht geben in dem, was er über das γλῶσσαν ἔχειν 1 Kor. 14, 26. bemerkt, aber doch nur in soweit, daß sich diese Formel allerdings in der Verbindung, worin sie steht, ganz einfach bei der Bedeutung: Sprache erklären würde; in dieser Stelle, wo die Verbindung des ἔχειν auch mit den übrigen nominibus immer etwas Elliptisches hat, würde es auch eben nicht hart seyn, daß gesagt wäre: „es hat jemand eine Sprache", statt: er hat die Gabe, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, wenn es sich hier in der That um eine solche Gabe handelte, und dieses nach dem Vorhergehenden als bekannt vorausgesetzt werden konnte. Allein das ist ja auch nicht einmal Olshausens Meinung über die damals gewöhnliche Gestaltung unseres Charisma, und so tritt hier wieder dasselbe ein, was schon

---

ner Auseinandersetzung des in dieser Hinsicht statt findenden Sprachgebrauchs nicht als den richtigen und erschöpfenden Ausdruck für den Begriff anerkennen kann.

oben gegen die von Olshausen vorgezogene philologische Ableitung aus seiner eigenen Vorstellung über die Weise, wie sich das Charisma gewöhnlich äußerte, bemerklich gemacht ist. Wenn einmal zur Bezeichnung der Aeußerungen des Charisma neben der gewöhnlicheren Formel auch die mit dem Singular herrschend geworden, oder wenigstens auch nur vom Paulus im Vorhergehenden wiederholt angewandt worden war, so konnte er auch gar wohl, mochte die Formel philologisch von der einen oder der andern Bedeutung von *γλῶσσα* ausgegangen seyn, in der Verbindung, worin es sich hier findet, sagen: *γλῶσσαν ἔχειν* für *χάρισμα τοῦ λαλεῖν γλώσσῃ*. Denn wenn auch, wie Olshausen bemerkt, die damit coordinirten *ψαλμόν, ἀποκάλυψιν* und allenfalls auch *διδαχὴν ἔχειν* ein wenig anders zu fassen sind, so findet doch fast ganz dasselbe Verhältniß bei dem gleichfalls parallelen *ἑρμηνείαν ἔχειν* statt, was sich doch nur fassen läßt als eine abgekürzte Formel für *χάρισμα τοῦ ἑρμηνεύειν*, von der Gabe der Auslegung, entweder im Allgemeinen, oder für einen einzelnen besonderen Fall.

Was die Formel des Markus betrifft: *καιναῖς γλώσσαις λαλεῖν*, so will ich nicht weiter darüber streiten, ob sie sich auf dem einen oder dem andern Wege leichter erklärt. Ich will zwar zugeben, daß sich aus ihr — gehen wir von der wenigstens überwiegend wahrscheinlichen Voraussetzung aus, daß sie eine bestimmte Beziehung auf unser Charisma hat — etwas Entscheidendes gegen die Ableitung von der Bedeutung Sprache nicht entnehmen läßt, wenn diese anderweitig gesichert wäre, doch kann ich auch jetzt nicht zugeben, daß der Ausdruck sich nicht sollte mindestens eben so natürlich in die andere Erklärungsweise fügen; und daß er gegen diese durchaus nicht entscheiden kann, wird mein geehrter Freund gewiß selbst zugeben. Was die von ihm als Parallele angeführte

Stelle 1 Kor. 13, 1. betrifft, so ist mir nicht deutlich, ob er das so meint, daß bei den καιναῖς γλώσσαις bestimmt an die γλώσσας τῶν ἀγγέλων zu denken sey, was schwerlich richtig seyn würde; doch ist es wol so auch nicht gemeint. Die Stelle selbst aber: ἐὰν ταῖς γλώσσαις τῶν ἀνθρώπων λαλῶ καὶ τῶν ἀγγέλων spielt allerdings auf die Gabe des γλώσσαις λαλεῖν an, worauf die Korinther sich so viel wußten; — das zeigt deutlich V. 2. καὶ ἐὰν ἔχω προφητείαν; — und es darf hier das γλώσσαις wol nicht in anderer Bedeutung genommen werden, als in jener Formel; aber von welcher der beiden fraglichen Bedeutungen des Wortes auszugehen sey, erhellt aus dieser Stelle an sich durchaus nicht, da hier alle beide auf gleiche Weise sich anwenden ließen, und eben so auch selbst die dritte: Zunge. Freilich lautet es gegen meine Erklärungsweise entscheidend, wenn gesagt wird, Paulus werde doch mit dem γλῶσσαι ἀγγέλων nicht bloß veraltete oder dialektisch verschiedene Ausdrücke haben bezeichnen wollen. Indessen trifft das nicht. Es erklärt sich, dünkt mich, dieses hinreichend aus der Analogie von γλῶσσαι Ἀττικαὶ, Ἰταλικαὶ u. dergl. Dies sind Ausdrücke und Redeweisen, die in Attika oder Italien im gewöhnlichen Gebrauche waren, für alle andern aber etwas Fremdartiges hatten, und daher einer Erklärung bedurften. Darnach sind γλῶσσαι τῶν ἀγγέλων Ausdrucksweisen, deren sich die Engel bedienen, wiefern diese gedacht werden als erhaben an Schwung über die Redeweisen der Menschen; und so, glaube ich, sind hier bei den γλώσσαις τῶν ἀνθρώπων besondere erhabene Ausdrucksweisen gemeint, deren sich wol Menschen, nämlich besondere Klassen oder Geschlechter von Menschen bedienen, die aber für Andere etwas Fremdartiges haben. Hiernach glaube ich denn noch immer, daß sich auch aus dem ἑτέραις γλώσσαις λαλεῖν kein bedeutender Grund gegen diese Erklärungsweise hernehmen läßt, da man nach

jenen Analogien dies gar wohl von Ausdrucksweisen verstehen kann, die von (verschiedenen) fremden Sprachen oder Mundarten hergenommen waren, und welche schon deshalb, auch abgesehen von dem begeisterten Schwunge des ganzen Vortrags, im Munde der Galiläer etwas sehr Wunderbares haben mußten.

Mehr Gewicht, als diese philologischen Bedenklichkeiten, werden vielleicht für manchen Leser diejenigen haben, welche aus dem Zusammenhange der Erzählung der Apostelgeschichte über die Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingsttage hergenommen werden; und ich habe selbst nicht zu verbergen gesucht, daß dieses vergleichungsweise der schwierigste Punkt sey. Doch bin ich auch in dieser Beziehung nicht anderer Meinung geworden. Indessen weiß ich auch zu den in der Abhandlung bereits angeführten Gründen eben nicht viel Neues hinzuzufügen. Olshausen findet zuvörderst das auffallend, daß ich behauptet habe, die zwei Apostel hätten mit dem γλώσσαις ἑτέραις λαλεῖν angefangen, noch wie sie unter sich waren, ehe die Menge der fremden Juden herbeikam. Allein so scheint Lukas es doch nach seiner allerdings nicht sehr klaren Darstellung dieser Begebenheit sich gedacht zu haben; und auch — obwohl es darauf allein nicht ankommt — bei dem φωνῆς ταύτης V. 6. ist überwiegend wahrscheinlich, daß es nach seiner Absicht nicht auf das entferntere ἦχος ἐκ τοῦ οὐρανοῦ V. 2. zu beziehen ist, sondern auf das durch das begeisterte Reden der versammelten Jünger entstehende Geräusch. Dieses konnte leicht auch draußen gehört werden, und die, welche sich in der Gegend befanden, veranlassen, näher zu treten, nachdem durch das ἦχος ἐκ τοῦ οὐρανοῦ schon ihre Aufmerksamkeit im Allgemeinen war erregt worden. Schwer möchte es dagegen halten, es sich irgend zu einer anschaulichen Darstellung zu gestalten, wie ein ἦχος ἐκ τοῦ οὐρανοῦ dergestalt sich bei einem einzelnen Hause koncentriren konnte,

daß dadurch die Menschen auf der Straße gerade bestimmt auf dieses Haus aufmerksam wurden. Es geht auch aus dem ἐπλήρωσεν ὅλον τὸν οἶκον nicht hervor, daß es auf das Haus beschränkt gewesen sey, sondern dieses kann uns nur eine Andeutung seyn, daß die Erzählung über diese Begebenheit von dem Standpunkte der versammelten Jünger aus abgefaßt, und ursprünglich von einem derselben ausgegangen ist, welcher erzählte nach dem Eindruck, den auf sie diese Erscheinung machte, und in der Folge, worin sich ihnen das Einzelne darbot, was denn auch nur wieder zur Bestätigung dafür dient, daß das wunderbare Reden der Jünger begann, noch ehe die fremden Juden herbeigekommen waren, und ohne auf irgend eine Weise erst durch diese hervorgerufen zu seyn. Auch so wie wir V. 6. lesen: „Als dieses Geräusch entstand, kam die Menge zusammen und erstaunete, (ward verwirrt, da sie sich in das, was sich ihnen darstellte, nicht zu finden wußten,) denn sie höreten ein jeglicher sie reden in seiner Mundart,“ würde es schwerlich gelautet haben, wenn Lukas es so gemeint hätte, daß dieses Reden, worüber sie erstauneten, erst seinen Anfang genommen, nachdem sie bereits sich versammelt hatten. Demnach glaube ich durch den Vorwurf des Willkührlichen in der von mir gemachten Voraussetzung bei der Erzählung des Lukas nicht getroffen zu werden. Daß aber, wenn diese Voraussetzung begründet ist, ein Reden in fremden Sprachen hier höchst unpassend erscheinen würde, findet Olshausen selbst; er meint jedoch, auch bei der andern Ansicht würde ein solches γλώσσαις λαλεῖν immer nicht weniger sonderbar gewesen seyn, wenn es getrieben worden wäre, ohne daß Personen gegenwärtig waren, die es verstanden (S. 542. sq.). Aber aus der Weise, wie Paulus sich über diese Gabe rügend und ermahnend ausläßt, geht ja deutlich hervor, daß dasselbe noch später bei schon mehr geordneten Gemeindeversammlungen vorkam, daß einer in γλώσσαις

redete, ohne alle Rücksicht darauf, ob einer anwesend war, der ihn verstand. Wie viel eher kann man sich dergleichen bei dem ersten Hervorbrechen dieses Charisma denken? Indessen könnte man meinen, es ließe sich hier dann unter gleichen Umständen ja auch ein zusammenhängendes Reden in einer oder mehreren fremden Sprachen denken; und das will ich — obwohl Olshausen nicht der Meinung ist — nicht in Abrede stellen, wenn man sich dieses nur nicht nach der gewöhnlichen Weise denkt, als ein Reden im Zustande der ἔννοια, sondern als ein im ekstatischen Zustande geschehenes. In letzterem Falle ist allerdings der in diesem Punkte zwischen den beiden Auffassungen stattfindende Unterschied nicht so bedeutend, als im ersteren; und wenn die Ausdrücke und der ganze Zusammenhang der Erzählung an sich und in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Stellen mir darauf zu führen schienen, daß der Schriftsteller nur dieses könne gemeint haben, so würde ich mich nicht sträuben, das anzuerkennen. Sonst aber muß es doch wahrlich als viel ansprechender und natürlicher erscheinen und hat weit mehr Analogie für sich, — auch, wie Olshausen selbst anerkennt, aus dem apostolischen Zeitalter — daß die Jünger als ersten Ausbruch der religiösen Begeisterung, von der sie durch die Mittheilung des heiligen Geistes ergriffen waren, — sich zwar ihrer gewöhnlichen Sprache bedienten, in derselben aber einer hochpoetischen Ausdrucksweise, als daß sie sollten im Zusammenhange in einer oder mehreren Sprachen geredet haben, die ihnen selbst bisher durchaus fremd gewesen waren. Daß aber und weshalb mir auch der weitere Verfolg der Erzählung des Lukas mit jener Vorstellung sehr wohl vereinbar scheine, habe ich in der Abhandlung auseinandergesetzt. Es erscheint mir noch immer, daß, indem es heißt: „Sie höreten sie reden ein jeglicher in seiner Mundart," (ἤκουον εἷς ἕκαστος τῇ ἰδίᾳ διαλέκτῳ λαλούντων αὐτῶν) dieß ein wenig passender Ausdruck würde gewesen seyn, wenn bestimmt gemeint wäre, daß der Eine in zusammen-

hängender Rede Arabisch gesprochen hätte, ein Anderer Persisch, ein Dritter Lateinisch u. s. w. Was aber das λαλεῖν ταῖς ἡμετέραις γλώσσαις betrifft, worüber ich (nach S. 543.) gänzlich im Unklaren lassen soll, so meine ich, auch darüber mich S. 54. zur Genüge erklärt zu haben. Nimmt man γλῶσσα hier in der von mir für die Formel γλώσσαις λαλεῖν angenommenen Bedeutung, so erklärt sich das ἡμετέραις ohne besondere Schwierigkeit auf dieselbe Weise, wie eben für das ἑτέραις γλ. λ. geltend gemacht ist. Doch habe ich auch nichts dagegen, es hier = διάλεκτος V. 6. zu fassen. Olshausen meint, das sey doch bedenklich, da dann das Wort, V. 3. 4. 11., in drei verschiedenen Bedeutungen gefaßt würde. Allein die erstere Stelle gehört ja gar nicht hierher, da es dort in ganz anderer Verbindung steht, und gar nicht in der Bezeichnung oder Schilderung des γλώσσαις λαλεῖν. Daß aber dann bei der Schilderung einer und derselben Sache in etwas verschiedenen Verbindungen dasselbe Wort in verschiedener Bedeutung genommen werde, kann nicht so sehr befremden; sonst müßte man es auch, was doch Herr Professor Olshausen gewiß nicht thut, bedenklich finden, das γλῶσσα 1 Kor. 14, 9. in der Bedeutung Zunge zu nehmen, ohne dieselbe Bedeutung in der Formel γλώσσαις λαλεῖν, von welcher Gabe hier überall die Rede ist, geltend zu machen.

Indessen, so sehr ich für meine Person, auch nach den von meinem Freunde gemachten Einwendungen, von der Richtigkeit des von mir zur Erklärung unseres Charisma eingeschlagenen Weges und von der gleichmäßigen Anwendbarkeit dieser Erklärungsweise auf alle Stellen des N. T., wo dieser Gabe Erwähnung geschieht, überzeugt bin, so will ich doch nicht in Abrede stellen, wie ich wol fühle, daß, so wie die Sache steht, diese Auffassung immer von Seiten der Stelle Apostelgesch. 2. am meisten Bedenklichkeit finden wird; und auch nach mehreren ande-

ren mir über meinen Aufsatz zugekommenen Urtheilen muß ich glauben, daß Manche, die im Allgemeinen von der Richtigkeit meiner Erklärungsweise vollständig überzeugt sind, doch zweifelhaft seyn werden, ob sie ohne Künstelei auch an jener Stelle haltbar sey. Daher erlaube ich mir noch Folgendes zu bemerken. — Die früheste Erwähnung unseres Charisma finden wir doch anerkannt beim Apostel Paulus; denn wie früh oder spät Jemand auch die Abfassung der Apostelgeschichte setzen mag — so zeitig, als man häufig gemeint hat, nach dem Schlusse des Buches sie setzen zu dürfen, fällt sie sicher nicht — so ist sie doch auf jeden Fall erst geraume Zeit nach dem Briefe an die Korinther geschrieben. Daß Paulus die Gabe des *γλώσσαις λαλεῖν* genau kannte, wird wohl Niemand in Abrede stellen; er besaß sie selbst, hatte sie an sich erfahren, und auch Gelegenheit gehabt, sie durch eigne Anschauung an Anderen wahrzunehmen, z. B. zu Ephesus an dem Johannes-Jünger, Apostelgesch. 19, 6., und so gewiß öfters sowohl beim ersten Hervortreten derselben in den einzelnen Gläubigern, als auch, wenn sie später in und außerhalb der Gemeindeversammlungen in ihnen wiederholt zum Vorschein kam. Bei wem können wir daher über das Wesen und die Beschaffenheit dieser Gabe eine zuverlässigere Kenntniß voraussetzen, von wem darüber einen sicherern Aufschluß erwarten, als vom Paulus? Während wir doch vom Lukas, wenigstens nicht mit solcher Sicherheit, wissen können, wie genau er durch eigne Erfahrung und durch Anschauung an Anderen von der charakteristischen Weise, wie sich das Charisma äußerte, unterrichtet war. Vom Apostel Paulus haben wir aber über unser Charisma auch nicht etwa bloß eine gelegentliche, beiläufige Aeußerung, sondern er behandelt den Gegenstand ex professo und mit ziemlicher Ausführlichkeit, zwar nicht so, daß er uns eine Beschreibung davon lieferte, aber doch so, daß seine Ermahnungen und

Warnungen uns hinlängliche Data darbieten, um das Charakteristische dieses Charisma und dessen Verhältniß zu andern Gaben des heiligen Geistes zu erkennen. Daher haben wir wol alles Recht, den Brief des Paulus als die sicherste und zuverlässigste Quelle zu betrachten, um uns über die Sache in jeder Hinsicht, sowohl was die äußere Erscheinung, als das eigentliche Wesen betrifft, zu unterrichten. Wenigstens können wir gewiß seyn, daß, was sich aus den Aeußerungen des Paulus über seine Darstellung von dem Charisma in irgend einer Hinsicht mit Sicherheit ausmitteln läßt, dieses auch der wirklichen Beschaffenheit der Sache gemäß ist. Wenn wir nun die Stellen des Korinther-Briefes nur irgend unbefangen und im Zusammenhange betrachten, so ergibt sich daraus so viel aufs Augenscheinlichste, daß zu der Zeit zwar für dieses Charisma die Formeln *γλώσσαις* oder *γλώσσῃ λαλεῖν* die ganz gewöhnlichen waren, daß aber das Charakteristische desselben nicht in einem zusammenhängenden Reden einer oder mehrerer fremden Sprachen bestand. Sollte selbst dergleichen mit vorgekommen seyn, wovon sich aber hier — das wird mein geehrter Freund wol selbst zugestehen — keine Spur findet, so würde das nur als etwas Zufälliges und für die Sache ganz Unwesentliches zu betrachten seyn. Schwerlich ist daher zu denken, daß Paulus, indem er sich jener Formeln bedient, das Wort *γλῶσσα* sollte in der Bedeutung Sprache genommen haben; denn dann hätte er dabei nur an etwas denken können, was es doch in der That nicht war. Eben so wird Herr Olshausen mir gewiß zugeben, daß die Stellen, Apostelgesch. 10, 46. 19, 6., durchaus nicht im mindesten Veranlassung geben, an irgend etwas Anderes zu denken, als beim Paulus, und daß das hier erwähnte *γλώσσαις λαλεῖν* namentlich wol sicher nicht in einem zusammenhängenden Reden in einer oder mehreren fremden, nicht gelernten, Sprachen bestanden ha-

be. Dann ist aber auch hier sehr wenig wahrscheinlich, daß der Schriftsteller in dem γλώσσαις λαλεῖν, was als eine gewöhnliche und allgemein bekannte Bezeichnung erscheint, sollte an die Bedeutung Sprache für γλῶσσα gedacht haben. Und eben so wenig wird man es hiernach wahrscheinlich finden, daß man ursprünglich bei der Bildung dieser Formel zur Bezeichnung des Charisma von der Bedeutung Sprache sollte ausgegangen seyn, wiefern nemlich im Anfange dasselbe sich in einem zusammenhängenden Reden in verschiedenen Sprachen manifestirt hätte, so daß man erst später, als das Charisma selbst angefangen, sich auf etwas verschiedene Weise kund zu geben, sich gewöhnt hätte, auch γλῶσσα in der dafür einmal gebräuchlich gewordenen Formel in einer andern Bedeutung zu nehmen. Denn um zu einer solchen Annahme berechtigt zu seyn, müßte doch erst bestimmt nachgewiesen werden, daß die Formel γλώσσαις λ. wirklich in dem ersteren Sinne gebräuchlich gewesen sey. Bei der ausdrücklichen Beziehung nun, welche in der ersteren Erzählung, in den Worten des Petrus, Cap. 10, 47. 11, 15., auf die erste Mittheilung des heiligen Geistes an die Jünger am Pfingsttage liegt, ist doch wol nicht zu zweifeln, daß sich dieselbe äußerlich das eine Mal eben so kund gegeben habe, wie das andere Mal, also am Pfingsttage eben so in einem γλώσσαις λαλεῖν, wie bei dem Cornelius und seinen Hausgenossen, was uns doch wol alles Recht gibt, zu vermuthen, daß das wunderbare Reden der versammelten Jünger, von dem die Apostelgeschichte Cap. 2. uns erzählt, eben nichts Anderes gewesen sey, als ein γλώσσαις λαλεῖν in dem Sinne, worin diese Formel in der Kirche gebräuchlich und bekannt war. Sollte ich nun finden, was ich aber bis jetzt nicht finden kann, daß diese Annahme mit dem Texte der Apostelgeschichte nicht vereinbar sey, daß sie deutlich von etwas Anderem rede, nemlich von einem zusammenhängenden Reden in frem-

den, nicht gelernten, Sprachen, so würde ich nach dem Bisherigen nicht wohl umhin können, der Ansicht beizutreten, welche mir ein hochverehrter Freund, der an der Redaktion dieser Zeitschrift theilnimmt, als die seinige mitgetheilt hat, die er auch wol bald bei passender Gelegenheit selbst weiter ausführen wird, daß nemlich dieses seinen Grund habe in einer nicht ganz genauen Kenntniß des Schriftstellers von dem Hergange der Sache und einer daraus hervorgegangenen ungenauen Darstellung derselben. An und für sich läßt sich die Zulässigkeit der Annahme einer solchen Ungenauigkeit in dem Berichte der Apostelgeschichte nicht leugnen, zumal in einer Erzählung, welche, obwohl ursprünglich von einem der versammelten Jünger ausgegangen, doch, wie sie vor uns liegt, keineswegs den Charakter der Augenscheinlichkeit an sich trägt, wie man es von dem unmittelbaren Berichte eines Augenzeugen und Theilnehmers erwarten würde. Weshalb es gleichwohl nicht ohne Schwierigkeit sey, anzunehmen, daß Lukas bei dem hier geschilderten wunderbaren Reden der Jünger an etwas Weiteres sollte gedacht haben, als eben an die auch später sich öfters wiederholende Geistesgabe des *γλώσσαις λαλεῖν*, habe ich schon in der Abhandlung S. 48. sqq. hervorgehoben. Aber gleichwohl könnte ich mich eher entschließen, dieser Vermuthung Raum zu geben, als eine Erklärungsweise anzunehmen, welche, schon von der philologischen Seite betrachtet, in sich etwas Unklares und Verworrenes hat, in der Erzählung der Apostelgeschichte selbst uns durchaus nicht zu einer einigermaaßen anschaulichen Vorstellung von dem Hergange der Sache verhilft, und auf die Aeußerungen des Paulus, von denen wir allen Grund haben zunächst auszugehen, durchaus nicht anwendbar ist, während diese bei einer andern, auch in philologischer Hinsicht näher liegenden, Erklärungsweise alle in sich zusammenhängend, klar und zweckmäßig erscheinen.

Hiermit schließe ich denn diese Erwiederung, von der ich wol nicht nöthig habe zu betheuern, daß sie nicht aus Rechthaberei hervorgegangen sey, sondern aus wahrhafter Ueberzeugung. Ich wiederhole nur nochmals, daß die Differenzen, welche in diesem Gegenstande zwischen meinem geehrten Freunde und mir bestehen, für die eigentliche Auffassung der Sache selbst nicht so sehr bedeutend sind; und wir wollen daher, wenn wir uns auch über dieselben nicht einigen sollten, nicht vergessen, daß wir in der Hauptsache eins sind.

Kurze Bemerkung über denselben Gegenstand

von

Dr. Olshausen.

Sollte nicht, wenn die vom Herrn Prof. Bleek (im 1sten Heft des 2ten Bandes dieser Zeitschrift) gegebene Erklärung von dem Charisma des γλώσσαις λαλεῖν die richtige ist, — als welche sie sich wol im Ganzen genommen allen Unpartheiischen darstellen möchte —, dieselbe Licht werfen können auf ein anderes dunkles Verhältniß, nemlich das der sogenannten δαιμονιζόμενοι zu der sie beherrschenden unheiligen Kraft? Ich erlaube mir für einen Augenblick vorauszusetzen, daß es, wie eine heilige Kraft des reinen Geistes wirksam ist, auch eine unheilige Kraft des unreinen Geistes gebe, die gleichfalls im Stande sey, eine Wirksamkeit auf die Seele des Menschen auszuüben. Betrachtet man die biblische Lehre von den bösen Geistern durchaus unbefangen, ohne durch irgend welche Brille eines Systems den Blick trüben zu lassen: so ist nicht wohl zu leugnen, daß eine solche Vorstellung sich durch alle Schriften des N. T. hinzieht. Geht man aber davon aus, so scheint sich eine merkwürdige Parallele zu bilden,

zwischen dem γλώσσαις λαλῶν und dem δαιμονιζόμενος. Beide erscheinen in einem Zustande von Bewußtlosigkeit, von Uebermochtseyn durch ein mächtiges geistiges Element, das in ihnen wirksam erscheint; der Unterschied besteht nur darin, daß bei dem einen die wirkende Kraft eine heilige, bei dem andern eine unheilige ist. Weil aber die auf die Seele wirkende Kraft des Geistes nicht ins Bewußtseyn aufgenommen ist, übt sie auch keine bleibende zuständige Wirkung aus. Wie der γλώσσαις λαλῶν zwar in Momenten tiefe Geheimnisse und wichtige Lehren über göttliche Dinge aussprechen kann, dann aber, wenn der Fluß des Geistes nachläßt, wieder auf den Standpunkt zurücksinkt, den er seinem natürlichen Bewußtseyn nach einnimmt, eben so ist es mit dem δαιμονιζόμενος. Hat die unheilige Kraft ihre Wirksamkeit ausgeübt, so läßt sie nach in ihrer Thätigkeit und es treten lichte Augenblicke ein, in denen das unterdrückte bessere Selbst sich regt und Sehnsucht nach Hülfe hervortritt. Die wechselnde Stimmung in den Dämonischen, wie sie die evangelische Geschichte darstellt, scheint sich hiernach sehr einfach und natürlich zu erklären. Der προφητεύων aber, der mit Bewußtseyn und ruhiger Klarheit die Kraft des heiligen Geistes empfängt, könnte hiernach auch in Gegensatz gebracht werden mit dem eigentlichen πονηρός, in dessen Herzen auch der unheilige Geist wirkt, aber ohne daß jener Zustand dadurch hervorgerufen würde, den wir bei den δαιμονιζομένοις finden. Weil nemlich jeder Widerstand wider die einwirkende böse Kraft hinweggeräumt ist, bildet sich gleichsam bei dem Bösen ein solches Bewußtseyn im Bösen, wie bei dem προφητεύων im Guten aus.

Die Differenz der Ansichten in der theologischen Welt über das Böse überhaupt und die Schriftlehre von demselben läßt nicht wohl eine Uebereinstimmung Aller mit diesen Bemerkungen erwarten; allein selbst für diejenigen, die

in der Lehre von den bösen Geistern, wie sie die heilige Schrift darstellt, bloß Mythisches sehen, oder das Ganze in die jüdische Dogmengeschichte verweisen, scheint diese Parallele zwischen den Wirkungen der heiligen und unheiligen Kraft in den γλώσσαις λαλοῦντες nnd δαιμονιζόμενοι, etwas Erläuterndes und Auffallendes haben zu können. Es wäre mir daher angenehm, wenn sich Jemand veranlaßt finden möchte, sich über diesen Punkt weiter zu erklären; am belehrendsten würde es aber ohne Zweifel seyn, wenn es dem gelehrten Verf. der schönen Abhandlung über das γλώσσαις λαλεῖν, die zu diesen Zeilen Anlaß gab, selbst gefallen sollte, sich darüber weiter zu verbreiten.

4.

Einige Bemerkungen

über

die Ansichten der Herren Professoren Dr. Ullmann und Usteri von der Versuchung Christi.

Von

Dr. C. A. Hasert,

Diakonus an der St. Nicolai-Kirche zu Greifswald.

Herr Professor Dr. Ullmann hat sich in seiner gelehrten und scharfsinnigen Abhandlung über die Unsündlichkeit Jesu (Theol. Stud. und Krit. B. 1. Hft. 1.) für die Ansicht von der Versuchungsgeschichte Jesu (Matth. IV. 1—11.) erklärt, nach der sie für eine innerlich in Jesu Seele vorgegangene Versuchung gehalten wird, die durch das Gewand einer parabolischen Erzählung veranschaulicht ist. Dem entschei-

dendsten Einwurf gegen diese Ansicht, daß sie nemlich mit der Lehre von der Unsündlichkeit Jesu in einen bedenklichen Widerspruch trete, hat Herr Dr. Ullmann dadurch begegnet, daß er die versuchenden Gedanken, die in der Seele Jesu aufstiegen, als Vorstellungen ansieht, die keineswegs in seinem Gemüthe erzeugt, sondern Bestandtheile der herrschenden Messiasidee, also für Jesum etwas objectiv Gegebenes waren, die der Erlöser also in seinem Innern gegenwärtig haben konnte, ohne daß auf seine Unsündlichkeit auch nur der Schatten eines Verdachts fiele, da ja das Denken einer bösen Thatsache schlechterdings nichts Böses seyn könne. Selbst mit einem Reize der Lust könnten sich diese versuchenden Gedanken der Seele Jesu vergegenwärtigen, ohne daß seine sittlich religiöse Würde dadurch im geringsten getrübt würde; denn auch in diesem Reize liege durchaus nichts Sündhaftes, sobald er nur von der reinen und starken Willenskraft, wie das bei Jesu der Fall war, niedergeschlagen werde. Von jenem Reize könnten wir Jesum sogar nicht entkleiden, wollten wir ihn nicht, im Widerspruch mit der reinen neutestamentlichen Idee Christi, entmenschlichen, und brauchten es auch nicht, weil die Sinnlichkeit, die mit ihr verbundene Reizbarkeit und die dadurch bedingte Versuchbarkeit von der menschlichen Natur untrennbar seyen und darum nicht als sündhaft betrachtet werden könnten. Diese Vertheidigung der Unsündlichkeit Jesu genügt dem Herrn Professor Usteri in seiner Abhandlung über die Versuchung Christi (Theol. Stud. u. Krit. Band 2. Hft. 3.) nicht; er betrachtet dieses innere Gereiztwerden zur Sünde schon als den ersten Anfang der Sünde, der dadurch keineswegs völlig verwischt werde, daß die Lust am Willen Gottes sogleich über jenen Reiz, so wie er nur entstand, den entscheidendsten Sieg davon trug. Seinem Urtheile müssen wir beistimmen. Die Sünde ist im Menschen wirklich vorhanden, sobald seine Sinnlichkeit an irgend Etwas Lust empfindet, das seine vernünftige Natur

verwerfen muß. Es gehört nicht zum wesentlichen Charakter der Sinnlichkeit, daß sie uns zu dem reizt, was uns als sittlich vernünftige Geschöpfe nicht reizen darf. Eine solche Neigung, wie leise sie auch sey, setzt irgend eine sittliche Verbildung voraus. Wollten wir diese sinnliche Lust an dem Verbotenen als etwas zu unsrer Natur Gehöriges, und wenn sie nur gleich bei ihrer Entstehung unterdrückt und ihr durchaus kein Einfluß auf unser Handeln eingeräumt werde, als etwas Unsündliches betrachten: so werden wir uns doch auf jeden Fall darauf einlassen müssen, genauer zu bestimmen, welche Stärke dieser Lustreiz haben könne und wie oft er wiederkehren dürfe, ohne uns als Sünde irgendwie angerechnet werden zu können. Denn das scheint doch ausgemacht zu seyn, daß es bei der Entscheidung über den sittlichen Werth eines Menschen von der größten Wichtigkeit ist, wie leicht, wie häufig sinnliche Reizungen in ihm entstehen, welche Stärke sie haben und wie viel Kraft seines geistigen Wesens er zu ihrer Unterdrückung gebrauchen müsse. Dabei werden wir doch unstreitig das Gemüth desjenigen für reiner halten, in welchem die sinnliche Lust seltner und flüchtiger aufsteigt, als das Herz desjenigen, der sich öfter und dauernder in den Kampf mit seiner sinnlichen Natur verwickelt sieht. Aber wie wollen wir es anfangen, dieses Minimum der Lust am Bösen zu bestimmen, das für uns keine Sünde ist? — Setzen wir diesen Reiz auch noch so flüchtig und leicht besiegbar und noch so selten vorkommend: so werden wir immer nicht mit Sicherheit behaupten können, es gebe nicht noch einen schwächern Grad desselben, der dann doch das eigentlich nicht Sündhafte seyn müßte, während der stärkere entweder die Frucht nachtheilig auf die sittliche Entwickelung einwirkender Umstände, oder auch der Erfolg eigner Vergehungen seyn würde; da ja dieser Lustreiz der Sinnlichkeit stärker werden muß, je öfter er siegreich dem Gesetze des Geistes

entgegentritt, indem eine jede Kraft durch Uebung wächst. Da wir dazu wol nicht in Abrede seyn dürfen, daß in dem Grade, als die sittliche Reinheit des Menschen steigt, jener sinnliche Reiz zu dem Gesetzwidrigen an Kraft verlieren müsse, so können wir uns sittliche Vollendung wol nicht anders denken, als eine solche Verfassung unseres Gemüthes, bei der jener Kampf des Geistes gegen den sinnlichen Reiz völlig in den Sieg verschlungen ist, und es des Kampfes gegen das Böse in uns gar nicht weiter bedarf, sondern der Geist die völlige Herrschaft über das Fleisch davon getragen hat, und wir uns ganz und gar zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes erhoben haben. Müssen wir nun eine solche sittlich religiöse Vollkommenheit als das höchste Ziel für den Menschen setzen, wollen wir auf der einen Seite nicht einen sittlichen Kampf annehmen, der, wie leicht er auch werden mag bey fortschreitender Vollendung, doch eigentlich ein endloser ist und aus dem nie ein völliger Sieg hervorgehen kann, auf der andern Seite uns aber nicht in eine Bestimmung über die Natur des sinnlichen Reizes zur Sünde einlassen, die der Beobachtung immer wieder entschlüpft, und für die kein fester Haltpunkt weder auf dem Wege der Erfahrung, noch des von ihr unabhängigen Denkens zu gewinnen ist; so hängt damit nothwendig die Voraussetzung zusammen, daß es eine Regsamkeit unsrer sinnlichen Natur geben könne, in der durchaus kein Reiz zu dem, was dem sittlichen Gesetz zuwider ist, sich findet. Eine solche Harmonie des geistigen und sinnlichen Lebens treffen wir bei dem Erlöser und eben in sie scheint uns seine Unsündlichkeit gesetzt werden zu müssen, während der Begriff derselben wenigstens ein schwankender und fließender bleibt, so lange wir dafür halten, den Gottessohn seiner menschlichen Natur zu entkleiden, wenn wir ihm einen sinnlichen Reiz zur Sünde absprechen. Diese Besorgniß kann uns nur dann entstehen, wenn wir die Natur der Sinn-

lichkeit, wie sie in der Geschichte der Menschheit und an jedem einzelnen Menschen fortwährend sich offenbart, für den Ausdruck ihres wahren Wesens gelten lassen, während wir sie in ihrer geschichtlichen Gestaltung doch nur als eine entartete betrachten dürfen, die in ihre natürlichen Schranken durch unsre geistige Kraft, unter dem Beistande des göttlichen Geistes, zurückzuweisen eben die Aufgabe des Evangeliums für uns ist. Während in allen andern Menschen ein Gegensatz zwischen dem Göttlichen und Sinnlichen besteht, der durch die Heilsanstalt in Christo verschwinden soll, ist dieser Gegensatz in dem Erlöser ein völlig verschwundener und aufgehobener und deshalb eben ist er der Erlöser und wir die Erlösungsbedürftigen. Von einer Versuchung kann demnach bei Christo gar nicht in dem Sinne die Rede seyn, daß in ihm die sinnliche Lust entstand, das Ungöttliche zu thun oder auch nur für den kleinsten Zeitmoment zu wollen, wollten wir nicht in ihm, wenn auch in noch so geringem Maaße, Erlösungsbedürftigkeit und mithin Sünde setzen; sondern bei ihm konnte die Versuchung nur darin bestehen, daß solche Lebensereignisse auf ihn eindrangen, welche für die übrigen Menschen die Kraft haben, die Sinnlichkeit zur verbotnen Lust nicht nur zu reizen, sondern selbst zur Befriedigung dieser Lust fortzureißen, und Christi Sieg über diese Versuchung konnte nur der seyn, daß diese Lebensereignisse nicht vermochten, auch nur einen momentanen Reiz zur Sünde in ihm zu erzeugen, sondern die Fülle des göttlichen Lebens in ihm ungetrübt blieb auch durch den leisesten Hauch einer solchen sinnlichen Lust.

Durch diese Ansicht Christum seines Menschlichen zu entäußern, dürfen wir um so weniger fürchten, da auch jeder Erlösungsbedürftige in seiner Veredlung es dahin zu bringen vermag, daß der sinnliche Reiz zu einzelnen

Verirrungen, der früher leicht durch gewisse Umstände in der Außenwelt geweckt wurde und zu bekämpfen war, allmählig verschwand und er in einer einzelnen Tugend sich zu der Stärke erhob, daß die Außenwelt nicht einmal mehr im Stande war, jenen Reiz zur Uebertretung zu erzeugen, sondern dieser gänzlich verblich vor der Stärke des Gottesbewußtseyns, das in solchen Augenblicken der Versuchung die Seele durchdrang.

Was die Stellen im Neuen Testament betrifft, die von Christo als einem Versuchten reden und namentlich Hbr. IV, 15.: so scheinen sie alle in der That die entwickelte Ansicht von der Art, wie der Erlöser versucht ward, zu begünstigen und, wie Herr Professor Usteri bemerkt, sich auf die Prüfungen körperlicher und geistiger Leiden, welche der Erlöser während seines ganzen Berufslebens im Kampfe mit der Finsterniß zu erdulden hatte, zu beziehen, und nirgends bei ihm auf einen ihm inwohnenden Lustreiz zur Sünde hinzudeuten. Alle die Momente aber der evangelischen Geschichte, wo sich die sinnliche Reizbarkeit, der Affekt Jesu in lebhafter Bewegung zeigt, scheinen nichts mehr zu beweisen, als eine gesunde und frische Lebendigkeit der sinnlichen Natur des Erlösers, ohne uns zu einem Schlusse auf das Vorhandenseyn eines innern Reizes und eines daraus entspringenden Kampfes in der Seele Jesu zu nöthigen. Denken wir indeß an den Seelenkampf Christi in Gethsemane, so scheinen hier doch die Schauer der sinnlichen Natur vor ihrer Vernichtung das Verlangen bei dem Erlöser erzeugt zu haben, der Kelch des Todes möge vorübergehen, und somit den Reiz, sich der Herrschaft des Geistes zu entziehen. Demnach wäre diese bange Stunde ein Zeugniß wider die bisherigen Behauptungen, wie denn auch Herr Professor Ullman ein vorzügliches Gewicht auf diese Scene als Beweis für seine Ansicht legt.

Aber jenes Leben der sinnlichen Natur Jesu vor der entsetzlichen Katastrophe, in deren Nähe er sich befand, darf wol überhaupt nicht gleichgesetzt werden mit einem innern Reize zur Uebertretung des göttlichen Gebots, da dieser auf dem Streben der Sinnlichkeit nach einer ungebührlichen Herrschaft, ohne die sie sich ihrer Bestimmung gemäß entfalten und ihre Bedürfnisse befriedigen kann und die deshalb gar nicht zu ihrem Wesen gehört, beruht; während der Trieb der Sinnlichkeit, ihre Existenz vor der Vernichtung zu schützen, eine Lebensäußerung ist, die durchaus wesentlich zu ihrem Charakter gehört und daher an sich für keine sündliche Regung gehalten werden darf, wiewohl es sich von selbst versteht, daß sie zur Sünde verleiten kann, wenn ihre Gewalt da den Ausschlag für unser Verhalten giebt, wo die höhere Pflicht die Aufopferung des Lebens verlangt. Somit halten wir die Unsündlichkeit Jesu in dem bis dahin entwickelten Sinne für keineswegs getrübt, wenn Jesus einige Augenblicke, fortgerissen von der stürmischen Bewegung seiner Sinnennatur, die sich vor ihrem Untergange sträubt, überwältigt von dem Vorgefühl eines nahen Todes, den flüchtigen Wunsch laut werden läßt, ohne die Marter eines qualvollen Todes seinen Beruf erfüllen zu können. Ueberhaupt, erwägen wir alle die Umstände, — und wie oft sind sie schon durch die Sprache der scharfsinnigsten Beredsamkeit erwogen — die sich vereinten, den Aufenthalt Jesu in Gethsemane zu einer Stunde der fürchterlichsten Qual zu machen, denken wir vor allen an die Reinheit und Lebendigkeit seines sinnlichen Wesens; müssen wir soweit entfernt seyn, die frühere Unerschrockenheit, mit der er dem Tode ins Angesicht schaute, ermattet zu finden, daß wir vielmehr in jener denkwürdigen Nacht, als er verrathen ward, die heldenmüthige Geistestapferkeit Jesu den glänzendsten Triumph erringen sehen.

Diesem allen zufolge können wir der Ansicht des Herrn Professor Ullmann von der Versuchung Christi, nach der das Versuchende in den Gedanken Jesu besteht, nicht beistimmen, weil uns die Unsündlichkeit des Erlösers dabei gefährdet erscheint.

Indeß mit nicht geringeren Schwierigkeiten dünkt uns die Art und Weise, wie Herr Professor Usteri in seiner oben angeführten Abhandlung den biblischen Abschnitt von der Versuchung Jesu auffaßt, verknüpft zu seyn, und bei der größten Achtung vor der durchdachten und interessanten Argumentation, mit der der Verfasser seine Meinung unterstützt, möchten wir doch im Folgenden einige Bedenklichkeiten dagegen erheben.

Herr Professor Usteri hält die Versuchungsgeschichte für eine Lehrparabel, welche Jesus vermuthlich schon im Anfange seines öffentlichen Lehramtes vorgetragen hatte, um sogleich von vorne herein seinen Jüngern drei Maximen einzuprägen, die sie mit ihm zu befolgen hätten, und Alles, was jenen widerstreite, als satanische Versuchungen vorzuhalten. Die erste Maxime bezieht sich nämlich auf den Gebrauch der Wunderkräfte, also nie ein Wunder zu thun zum persönlichen Vortheil, selbst nicht einmal zur Befriedigung des eignen und dringendsten Bedürfnisses; die zweite, nichts der bloßen Ostentation wegen und im Vertrauen auf wunderbare göttliche Hülfe zu unternehmen, was nicht im natürlichen Laufe der Dinge liegt, gesetzt auch, man könnte sich dadurch Glauben verschaffen; die dritte, unter keiner Bedingung sich in einen Bund mit dem Bösen einzulassen, um das Gute zu erreichen, niemals die Mittel durch den Zweck geheiligt zu glauben, und das Reich Gottes nicht durch äußere Macht und Herrlichkeit gründen zu wollen.

Jede dieser drei Maximen habe Jesus an den in der Versuchungsgeschichte aufgeführten einleuchtenden Beispielen parabolisch dargestellt.

Bei dieser Erklärung räumt Herr Professor Usteri ein, daß die Erzählung von der Versuchung, so wie sie vor uns liegt, durchaus nicht die Gestalt einer Parabel habe, sondern als wirkliche Geschichte vorgetragen sey, und sucht die Schwierigkeit, die in diesem Zugeständniß für seine Ansicht liegt, — da sie ja dann völlig der Ansicht widerstreitet, die uns der neutestamentliche Schriftsteller von der Versuchung Christi geben will — dadurch wegzuräumen, daß er den Weg zeigt, wie diese Erzählung, die ursprünglich eine Parabel war, in historischer Gestalt in die Lebensgeschichte Jesu hineingekommen sey. Um dieß nun darzuthun, nimmt Herr Professor Usteri an, daß auch in der ursprünglichen parabolischen Form der Erzählung Christus sich selbst zum Gegenstande der Parabel gemacht und dem Teufel gegenüber gestellt habe. Dieß zugegeben, erklärt es sich nun freilich mit Leichtigkeit, wie es zu der jetzigen geschichtlichen Form kommen konnte, und es bedurfte dann kaum noch der sinnreichen Nachweisung des Zusammenhanges der Versuchung mit der Taufe Christi, um den Uebergang aus der Parabel in die Geschichte darzuthun. Indeß jene Voraussetzung scheint bedenklich und unannehmbar. Da es nämlich zum Wesen jeder Parabel gehört, daß sie eine geschichtliche Form habe, es keineswegs aber ihre Natur erfordert, daß diese geschichtliche Hülle durchaus von der Art sey, daß man es ihr sogleich ansehe, von einem wirklich Geschehenen sey hier nicht die Rede — wie denn auch so manche Parabel Jesu an sich für wirkliche Thatsache würde gelten können — so kann das Charakteristische der parabolischen Darstellung von dieser Seite nur darin

bestehen, daß die handelnden Personen sich sogleich als fingirte ergeben. Ohne dieses Merkmal fällt die Parabel (prägt sie sich nicht von irgend einer andern Seite als eine zur Versinnlichung einer geistigen Wahrheit bloß erdichtete Erzählung entschieden aus) mit der Geschichte zusammen und der Hörer kann nicht mit Sicherheit darüber entscheiden, ob er ein wirkliches Ereigniß oder eine bloße Fiktion vernehme. Deshalb hält auch Christus in seinen Parabeln — wozu wir indeß nicht mit Einigen seine bilderreichen Aussprüche über die Zukunft des Weltgerichts rechnen — diese Eigenthümlichkeit des Gleichnisses fest, und macht sich nicht unmittelbar zum Gegenstande desselben. Von diesem Grundsatze, scheint es uns, würde er desto weniger abgewichen seyn, hätte er seinen Jüngern jene drei oben bemerkten Maximen parabolisch einprägen wollen, da ihm offenbar daran liegen mußte, daß die mitgetheilte Parabel nicht für ein wirkliches Ereigniß gehalten würde, vorzüglich aus dem Grunde, weil es ihm doch unmöglich gleichgültig seyn konnte, ob er durch eine solche Erzählung bei seinen Jüngern gleich anfangs den Glauben an eine wirliche Teufelserscheinung nährte, ja sogar förmlich sanktionirte oder nicht. Ein solches Mißverständniß hatte er aber um so mehr zu befürchten, da seine Jünger beim Beginnen ihres vertrauteren Umganges mit ihm — und in diese Zeit soll ja die Mittheilung der Parabel fallen — noch am wenigsten geübt waren, den Sinn seiner Reden recht aufzufassen. Da sie überdieß mit der ganzen jüdischen Nation die zur Zeit Jesu herrschenden Ansichten von dem Obersten der bösen Geister theilten, so dürfen wir uns auch nicht darauf berufen, daß das Parabolische der Erzählung den Jüngern dadurch gleich erkennbar geworden sey, daß der Teufel in dem Gleichnisse als wirklich auf Erden thätige Person vorkam, und so der Umstand, daß Christus selbst Gegen-

stand der Parabel war, sie nicht habe weiter irre leiten können.

Wollte man aber noch bemerken, in ihrer ursprünglichen Gestalt möge die Parabel nicht Christum selbst unmittelbar zum Gegenstande gehabt, sondern irgend eine andre ihn bezeichnende Person eine Rolle darin gespielt haben: so ist nur nicht recht abzusehen, welche Person dieß könne gewesen seyn, da der innere Gehalt der ganzen Parabel zerfällt, so bald nicht der Messias selbst mehr die Hauptperson ist.

Aber gesetzt, die Parabel sey ursprünglich durch anderweitige Züge, die in der uns vorliegenden Darstellung verwischt wären, so offenbar als eine erdichtete Erzählung bezeichnet gewesen, daß Christus dadurch der irrigen Verwechselung mit wirklicher Geschichte, weil er selbst der Gegenstand derselben war, vorgebeugt hätte: so bleibt dennoch aus einem andern Grunde nach unserm Bedünken die in Rede stehende Ansicht nicht haltbar.

Wollte nämlich Christus jene drei oben bemerkten Maximen seinen Schülern für ihren künftigen Apostelberuf durch eine Parabel der Art, wie sie in der Versuchungsgeschichte in ihren Grundzügen, wenigstens nach der Meinung des Herrn Professor Usteri, (vergl. seine Abhandl. S. 457.) vor uns liegt, einprägen und empfehlen: so mußte das für sie zur Befolgung dieser Maximen Ermunternde besonders darin liegen, daß Christus ihnen selbst mit seinem Beispiele darin vorgegangen war. Wie sich ja denn auch Christus als der Versuchte, aber nicht Verführte, nach dieser Ansicht in der Parabel darstellt. Höchst bedeutungslos und leer mußte dabei aber den Aposteln diese Erzählung vorkommen, wenn sie den

ganzen Vorgang derselben für eine Erdichtung und die Beweise, welche Christus von der Reinheit seiner messianischen Absichten und seiner Seelenstärke nach dieser Mittheilung gegeben hatte, für weiter nichts ansehen durften, als für ein unwahres Beispiel seiner Würde. Es läßt sich nicht denken, daß Christus, den wir als tiefen Kenner der menschlichen Natur auch in seinen Parabeln bewundern, gleich bei seiner ersten Gleichnißrede, die dazu so wichtige Zwecke hatte, solchen unverkennbaren Mißgriff sollte gethan haben! Man sage dagegen nicht, es kam dem Erlöser bei dieser Parabel nur darauf vorzugsweise an, daß er seinen Schülern die Handlungsweise, die sie als Boten des Evangeliums zu befolgen hätten, klar und deutlich mache, und nicht gerade darauf, daß er ihnen durch den Inhalt dieser Parabel auch Muth gebe, sie zu befolgen; — denn nach dem Gange, den Herr Professor Usteri die Versuchungsgeschichte auch noch in ihrer ursprünglichen parabolischen Gestalt nehmen läßt, (vergl. S. 457.) bleibt der Zweck derselben unverkennbar, Christum als Muster eines echt messianischen Verhaltens aufzustellen. Wären wir aber geneigt, uns die anfängliche Parabel in einer solchen Form zu denken, bei der auch dieser charakteristische Zug völlig verwischt gewesen wäre, so würden wir uns gar leicht der Gefahr aussetzen, am Ende zu einer Parabel zu kommen, von der es völlig unmöglich würde zu zeigen, wie aus ihr könnte die jetzige Versuchungsgeschichte entstanden seyn, und damit würde uns wahrlich das Schlimmste begegnen, was einem Schriftausleger begegnen kann, wir würden allen historischen Grund und Boden für unsere Argumentation verlieren.

Dieß sind die vorzüglichsten Gründe, die uns hindern, die Versuchungsgeschichte für eine Erzählung zu

halten, die ursprünglich aus einer Parabel entstand, möge als ihr Zweck angesehen werden, eine innerliche Versuchung darzustellen, oder gewisse Grundsätze für die Apostel zu erläutern. Der Verfasser dieser Bemerkungen schließt mit dem Wunsche, daß seine Einwürfe der Beachtung nicht unwerth erscheinen und daß es den Herren Professoren Ullmann und Usteri gefallen möge, sie in dieser Zeitschrift zu berücksichtigen.

Gedanken und Bemerkungen.

1.

Einige Bemerkungen über Jesaias 40 — 66.

Von
Prof. Stähelin in Basel.

Die Untersuchungen über die Zeit der Abfassung der 27 letzten Capitel der dem Propheten Jesaias zugeschriebenen Weissagung sind in neuerer Zeit mit so viel Klarheit und Kenntniß geführt worden, daß man hätte erwarten sollen, die gewonnenen Resultate würden von jedermann angenommen werden und es werde sobald niemand mehr den jesaianischen Ursprung dieser Weissagungen zu behaupten suchen. Dennoch aber erhoben sich in den letzten Jahren zwei Vertheidiger der ältern Ansicht, die dem Jesaias diese Weissagungen zusprach: Herr Joh. Ulrich Möller in seiner Schrift: de authentia oraculorum Esaiae, cap. 40 — 66. Harniae, 1825; und Herr Prof. Hengstenberg in seiner Christologie des A. T. Berlin, 1829. 2. B. p. 172 u. folg. Es kämpfen diese beiden Männer mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn für ihre Sache und benutzen gut jede ihnen von den Gegnern gegebene Blöße. Allein, wie leicht zu geschehen pflegt, glauben sie, wenn sie einen von ihren Gegnern aufgestellten Grund als nicht gehörig beweisend dargethan, daß damit die ganze Behauptung derselben gestürzt sey; und

darin haben sie, meines Bedünkens, Unrecht. Man sollte doch bei einer solchen kritischen Untersuchung nicht bei den Worten des Gegners stehen bleiben, sondern den ihnen zu Grunde liegenden Gedanken heraussuchen und diesen fest ins Auge fassen: so würde oft sich die Untersuchung anders gestalten, und man würde vielleicht öfters dem Gegner, dessen unzureichende Gründe man bekämpft, beistimmen, man würde auf jeden Fall dazu beitragen, daß die Untersuchung richtiger geführt würde. Diese Bemerkung scheint mir hier besonders eine Anwendung zu finden. Offenbar sind es bei dieser Untersuchung zwei Gegenstände, die hervorgehoben werden müssen, und von denen die Beantwortung der Frage: Ist Jesaias Verfasser von Cap. 40 — 66., oder nicht? abhängt. Der erste ist die Verschiedenheit der Sprache, welche von den Gegnern der Aechtheit behauptet, von den Vertheidigern derselben geläugnet wird; der zweite ist die Ausmittelung der Lage, in der sich der Verf. dieses Abschnittes befand, des Standpunktes, von welchem aus er weissagte; es ist also zu bestimmen, was er als bereits geschehen voraussetzt, und was er als zukünftig voraussagt. Ich glaube, daß, wenn man immer diese zwei Hauptpunkte recht vor Augen hat, die Untersuchung befriedigend geführt werden kann. Denn läßt sich auf der einen Seite darthun, daß die Sprache des fraglichen Abschnittes von der der übrigen Weissagungen des Jesaias merklich verschieden ist, und daß, auf der andern Seite, alle geschichtlichen Andeutungen über den Zustand der Hebräer so sind, daß sie nicht in die Zeit des Jesaias passen: so wird wol niemand mehr den jesaianischen Ursprung dieser Cap. zu halten suchen, besonders wenn noch darauf aufmerksam gemacht wird, daß die Propheten bei ihren Weissagungen gewöhnlich von der Gegenwart ausgehen, d. h. immer die Lage des Volks so darstellen, wie sich dieselbe auch aus den geschichtli-

chen Nachrichten des A. T. nachweisen läßt. Läßt sich auch von jenen beiden Punkten nur einer durchaus befriedigend darthun, so ist es schwierig, den jesaianischen Ursprung unseres Stückes zu halten. Wir wollen nun von den zwei oben angegebenen Hauptpunkten zuerst den 2ten näher ins Auge fassen, d. h. untersuchen, wie die Lage des jüdischen Volks und Landes war, als der Verfasser unseres Abschnitts lebte und welches überhaupt die Zeitumstände waren, unter denen er auftrat. Dieselben sind übrigens von Gesenius in seinem Commentar, II. Th. p. 19 u. 20., so gut angegeben, daß ich dem von ihm Gesagten nichts beizufügen weiß, und deutlich geht aus dieser Zusammenstellung der verschiedenen Stellen bei diesem Gelehrten hervor, daß das jüdische Land verwüstet, Städte und Tempel zerstört und das Volk in Gefangenschaft ist, so wie auch, daß damals die Chaldäer das herrschende Volk waren. Dieses giebt auch Herr Möller zu, hält aber dafür, alle diese Andeutungen weisen nur auf die 2 Chron. 33. erzählte Gefangenschaft des Mannasse hin, cf. p. 156. Wir wollen uns hier nicht hinter die geringere Glaubwürdigkeit der Chronik flüchten; denn sie könnte ja doch bei diesem einzelnen Vorfall das Wahre erzählt haben, wenn auch schon die Bücher der Könige nichts von der Abführung des Mannasse sagen, sondern nur bemerken, daß die Chronik, l. l. v. 15., offenbar voraussetzt, der Tempel sey während Mannasse's Gefangenschaft nicht zerstört gewesen; allein Jes. 64, 10. heißt es: Unser heiliges und unser herrliches Haus, woselbst unsere Väter dich priesen, ist vom Feuer verbrannt! Ferner wäre, nimmt man an, daß unser Stück während der Gefangenschaft des Mannasse verfaßt worden, doch sonderbar, daß der Prophet so wenig droht, daß er nur darauf hinarbeitet, daß bald eine bessere Zeit wieder eintreffen könne, nicht aber dem Volke sagt, es sehe nun, was seine Sünden bereits für Elend über sie gebracht; es solle sich bessern, damit nicht noch größeres Unglück käme. End-

lich aber, und das ist die Hauptsache, wird hier die Blüthe des chaldäischen Reiches vorausgesetzt, während, als Mannasse in Babylon gefangen saß, Assyrien den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht hatte, und Babylon zu diesem Reiche gehörte. Es ließe sich zwar denken, daß Babylon in unserem Stücke als Haupt- und Residenzstadt des assyrischen Reichs genannt würde, da ja Asserhaddon, der den Mannasse gefangen wegführte, in Babel residirte; aber es ist hier ja immer vom chaldäischen Babel die Rede, und wenn Herr Möller p. 178. dieses läugnet, so sehe ich nicht ein, wie er Cap. 47, 1. 5. u. 48, 14 u. 20. erklären will, cf. auch noch 43, 14.; werden doch in allen diesen Stellen Babel und die Chaldäer als gleichbedeutend gebraucht; und wie käme es, daß nirgends Assur mit Babel parallel steht? Aber nicht nur erscheint das chaldäische Reich als sehr mächtig zur Zeit der Abfassung unserer Weissagungen, sondern Cyrus ist auch b e r e i t s a u f g e t r e t e n und hat schon viele große und herrliche Siege erfochten, und der Prophet weissagt nun, daß er auch die Herrschaft der Chaldäer stürzen und die Juden befreien werde; letzteres allein steht noch bevor. Cap. 41, 1 — 4. 46, 11. 41, 25. 44, 28. sq. Nicht der Name des Cyrus ist hier die Hauptsache; stünde dieser auch nicht da, so wäre Cyrus doch unverkennbar bezeichnet. Ein großer Eroberer soll den in der Gefangenschaft leidenden Juden ihre Freiheit wiedergeben, und dieser Held ist zu den Lebzeiten des Propheten schon aufgetreten! Ich glaube, wir würden uns vergebens abmühen, eine historische Situation aufzufinden, die einigermaßen passen würde zu diesen Angaben, wenn wir nicht die annehmen, die schon Gesenius angenommen hat. Herr Möller scheint diese Schwierigkeit zu fühlen, daher sucht er die Stellen, welche man gewöhnlich auf den Cyrus bezogen, anders zu deuten und sie vom jüdischen Volke zu erklären, auch faßt er den Namen Coresch = כרש, der gerechte, der redliche, und hält das Wort für ein Epitheton

des jüdischen Volks. Ich will nicht davon sprechen, wie gezwungen Herr Möller die Stellen erklären muß, die man auf den Cyrus bezogen, ohne daß jedoch sein Name daselbst genannt ist. Wir wollen nur von Cap. 44, 28. sprechen, welche Stelle mir am deutlichsten gegen ihn zu zeugen scheint; denn ist Herr Möller auch nur in dieser Stelle widerlegt, so fällt bei ihm Alles, und die gezwungene Auslegung der übrigen Stellen wollen wir ihm gerne lassen. Cap. 44, 28. nun muß Herr Möller, seine Ansicht zu halten, כֹּרֶשׁ vom seltenen Worte כָּשֵׁר ableiten, und dazu noch annehmen, es habe eine Versetzung des ר und ש statt gefunden; sodann ist er gezwungen, statt רֹעִי „mein Hirte," zu lesen רֵעִי „mein Wohlgefallen", nach רֵעַ Ps. 139, 2. 7., wo es aber weniger in der Bedeutung, Willen, steht, sondern mehr nur Gedanken überhaupt heißt: so daß also Herr Möller dem seltenen Wort noch obendrein eine sehr zweifelhafte Bedeutung giebt, und endlich muß er רֵעִי gegen die Accente mit dem folgenden verbinden, um den für ihn passenden Sinn herauszubringen: cogitationem meam s. voluntatem meam, et omne opus meum perficiet; h. e. consilia mea persequetur meus populus. So verstößt sich Herr Möller in der Erklärung von zwei Worten nicht weniger als drei Mal gegen die Regeln einer richtigen Exegese! Und gewiß wird ihm kein Unbefangener beistimmen; denn wer so, wie er thut, erklärt, kann aus jeder Stelle alles machen, und eben dieser gekünstelten Exegese wegen wird auch Herr Möller niemanden von der Wahrheit seiner Behauptungen überzeugen, und bei niemand die Ansicht hervorbringen, der Standpunkt des Verfassers unsers Abschnittes sey nicht in der Zeit der babylonischen Gefangenschaft genommen, nicht, als schon Cyrus den Ruhm eines Helden sich erworben.

In exegetischer Hinsicht viel unbefangener sind die

Untersuchungen des Herrn Hengstenberg. Er sagt in der schon angeführten Schrift p. 169., der Prophet habe sich aus der wenig Erfreuliches darbietenden Gegenwart in die Zukunft versetzt; er (Jesaias) habe nur in ihr und für sie gelebt; er nehme seinen Standpunkt in der von ihm in andern Stücken verkündigten Zeit, wo Jerusalem schon von den Chaldäern erobert, das Land schon verödet war, und das Volk im fernen babylonischen Lande sich nach der Heimath sehnte. In dieser Zeit denkt, empfindet und handelt er; sie ist ihm zur Gegenwart geworden. An das unglückliche Volk im Exil richtet er die Rede, er ermahnt, bestraft und tröstet es durch Eröffnung der Aussicht in eine bessere Zukunft. Man sieht, daß Herr Hengstenberg bei dieser Annahme durchaus unbefangen den fraglichen Abschnitt erklären kann; denn er kann auf alles, was man ihm vorhalten mag, zu beweisen, der Prophet habe zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft gelebt, zur Antwort geben, der Prophet nahm seinen Standpunkt in der Zukunft, die er als Gegenwart darstellt, und schaut von da aus in die entferntere Zukunft. Cf. p. 175. Zur Bekämpfung dieses Gelehrten müssen wir also einen andern Weg einschlagen, als der ist, auf dem wir gegen Herrn Möller stritten, und das Einzige, was gegen die Ansicht des Herrn Hengstenberg streitet, und was gegen sie eingewandt werden kann, was aber auch gegen ihn beweisend ist, ist das, daß sich sonst in den hebr. Propheten nichts findet, das diese Annahme Herrn Hengstenbergs durchaus rechtfertigte und ihre Wahrheit auf historischem Wege zu bestätigen geeignet wäre. Auch zugegeben, die Erkenntniß der Propheten sey eine anschauliche gewesen, so läßt sich doch bei keinem andern Propheten zeigen, daß er sich so ganz in die Zukunft versetzt, daß er ein zu seiner Zeit noch wenig mächtiges Reich als auf dem höchsten Gipfel der Macht seyend, anschaut; daß er sogar den gegenwärtig sieht, der die-

sem Reiche den Untergang bringt. Alle die von Herrn Hengstenberg als analog angeführten Stellen aus Hosea und Micha beweisen, meiner Ansicht nach, nicht, was sie beweisen sollen. Ob Hosea's Cap. 14. sich wirklich in die Zeit der von ihm angekündigten Strafe versetzt, kann bezweifelt werden; der Sinn kann auch nur seyn, V. 2.: Hüte dich, Israel, daß die angedrohte Strafe nicht eintrifft; schon hast du durch deine Sünden dir große Leiden zugezogen; bekehre dich, daß nicht die angekündigten, noch größeren über dich kommen! Ich sehe nicht ein, was man gegen diese, auch bei Rosenm. und Steudel angenommene, Erklärung einwenden kann. Scheinbar passender vergleicht Herr Hengstenberg Micha 7, 7.; aber kann es auffallen, wenn der Prophet, nachdem er einige Male dem hebräischen Volke harte Strafen angedroht hat, deren Eintreffen er, ob der moralischen Verdorbenheit desselben, für gewiß hielt, dem Volke ein Gebet in den Mund legt, das es zu dieser Zeit des Elends beten werde? Mir scheint, es schließe sich dieses Gebet so natürlich an die vorhergegangene Drohung an, daß man kaum sagen könne, der Prophet versetze sich in demselben in die Zeit des eingetroffenen Unglücks. Noch weniger scheint mir die Stelle, Cap. 4, 8. u. f., zu beweisen, denn sie ist viel zu kurz, und es wird ja nicht geläugnet, daß hin und wieder die Propheten die Zukunft sich als gegenwärtig vorstellten, sondern nur, daß dieses nicht eine ganze Reihe von Capiteln hindurch der Fall sey, wie wir es bei Jes. annehmen müßten; denn Cap. 40 — 66. wird in einem fort die chaldäisch-babylonische Macht als auf ihrem höchsten Gipfel vorausgesetzt, und das jüdische Volk erscheint immer in der Gefangenschaft. Das Gleiche, was ich gegen die letzte Stelle aus dem Propheten Micha eingewendet habe, spricht auch gegen die Jes. 23. enthaltene Weissagung, wo auch noch obendrein V. 4. deutlich zeigt, daß die geschilderte Bedrängung von Tyrus noch zukünftig

ist. Möchte doch Herr Hengstenberg bald die vielen Beispiele bringen, in denen Propheten sich im Geiste in die Zukunft versetzen, in ihr ihren Standpunkt nehmen und von da aus die fernere Zukunft ankündigen; aber Beispiele, in welchen dasselbe eine lange Reihe von Weissagungen hindurch statt findet. Ist es gegen die Analogie der prophetischen Aussprüche, daß ein Seher so lange seinen Standpunkt in der nähern Zukunft nimmt: so ist es noch viel ungewöhnlicher und auffallender, daß ein Prophet einen mehr als 100 Jahre später lebenden Mann schon namentlich angiebt. Es läßt sich dafür, mit Ausnahme der zwei Stellen, in denen sich der Name des Cyrus angegeben findet, kein einziges Beispiel anführen. Man muß also, will man dafür halten, Jesaias sey der Verfasser des fraglichen Abschnittes, auf jeden Fall zugeben, daß sich in diesen Weissagungen manches Außerordentliche und Auffallende finde, manches, was mit der Art, wie sonst die Propheten weissagen, durchaus nicht übereinstimmt. 1) Die durchgängige Voraussetzung der Blüthe des chaldäischen Reichs, so lange, ehe sie wirklich statt fand; 2) wird das jüdische Volk eben so durchgängig als in der Gefangenschaft befindlich dargestellt, wie auch Herr Möller pag. 127 u. 128. vollkommen zugiebt; 3) wird der große Befreier der Nation, Cyrus, namentlich angegeben. Letzteres kann ich, noch anderer Gründe wegen, als die schon angegebenen, nicht mit der Ansicht vereinigen, daß Jesaias Verfasser unsers Abschnittes sey.

Da ich diese Gründe noch nirgends angegeben gefunden, so lege ich sie nun dar, indem ich andern ihre Beurtheilung überlasse. An zwei Stellen, Cap. 8, 4. u. 17, 1—3., weissagt Jesaias den Fall von Damaskus und von Samarien; man sieht deutlich, er verbindet den Fall der einen dieser Städte mit dem der andern, er erwartet, ein gemeinschaftliches Unglück werde über beide kommen. Sollte

dies aus Cap. 17. auch nicht klar hervorgehen, so spricht doch Cap. 8, 4. dieses zu deutlich aus; denn diese Stelle enthält ja sogar die Angabe der Zeit, innerhalb welcher das Unglück jene genannten Städte treffen soll. Wie gieng nun diese Weissagung in Erfüllung? Wenigstens 18 Jahre später als Damaskus wurde Samaria von den Assyrern erobert! Es traf also die beiden Reiche nicht einerlei Schicksal in dem Cap. 8, 4. angegebenen Zeitraum. Mir scheint nun, Jesaias habe sich hier getäuscht; (cf. auch noch Cap. 7, 17. 18. und daselbst Gesen. Anm.) und wäre nun nicht außerordentlich auffallend, anzunehmen, bei etwas, das noch zu seiner Lebzeit sich ereignete, habe er unrichtig geweissagt, etwas ganz Spezielles aber, das sich lange nach seinem Tode erst zutrug, habe er ganz richtig vorausverkündigt?

Wenden wir uns nun zu der Untersuchung über die Sprache. Die Sprache einer Schrift kann von der einer andern im Allgemeinen und im Besondern abweichen, und beides soll eigentlich nachgewiesen werden, wenn man zeigen will, daß eine Schrift einem bekannten Verfasser, dem sie bisher zugeschrieben wurde, mit Unrecht zugeeignet worden sey. Was nun die Sprache unsers Abschnittes betrifft, zuerst im Allgemeinen mit den allgemein ächt anerkannten jesaianischen Weissagungen verglichen: so geben selbst die Vertheidiger des jesaianischen Ursprungs unserer Weissagungen eine Verschiedenheit zu; es ist also nicht nöthig, sie erst zu beweisen. Nun suchen sie die zugegebene Verschiedenheit dadurch zu erklären, daß sie annehmen, Jesaias habe den bestrittenen Abschnitt erst im hohen Alter, wahrscheinlich unter Mannasse verfaßt, während die übrigen Weissagungen aus seinen frühern Jahren herrühren sollen. Dieß ist auf jeden Fall nur eine Hypothese, die man allerdings nicht widerlegen kann, die aber doch nur Hypothese bleibt; und paßt manches in diesem Ab-

schnitt, das man auf die Zeit des Mannasse bezogen, denn nicht auch auf die Regierung des Ahas? Warum sollte Jesaias diese Weissagungen nicht unter diesem Könige haben abfassen können? Ueberhaupt scheint mir mißlich, anzunehmen, daß Jesaias längere Zeit als Prophet unter der Regierung des Mannasse thätig gewesen, und zwar deßwegen, weil die Ueberschrift nichts davon sagt, daß er auch unter Mannasse geweissagt, was doch, wenn zu dieser Zeit Cap. 40—66. verfaßt worden, höchst unbegreiflich wäre, da ja sonst die Ueberschriften der Propheten denselben häufig eine länger dauernde Wirksamkeit zueignen, als aus ihren Weissagungen selbst hervorgeht; man vergleiche z. B.: die Ueberschriften bei Hosea, Amos, Micha, mit der aus ihren Aussprüchen hervorgehenden Dauer ihrer Thätigkeit. Sollen wir also hier den so seltenen Fall annehmen, die Ueberschrift gebe die Dauer der Wirksamkeit unsers Propheten zu kurz an? Dieser Einwurf scheint wenigstens gegen Herrn Hengstenberg zu gelten, der nicht der Ansicht ist, Jesaias habe diese Weissagungen während der Gefangenschaft des Mannasse verfaßt; gegen Herrn Möller, der, wie wir gesehn, letztere Behauptung aufstellt, und daraus die Uebergehung des Mannasse erklärt, spricht das, daß in den Ueberschriften der oben angeführten Propheten ja auch nicht nur die Könige genannt sind, unter denen jene weissagten, sondern auch die, zu deren Zeit sie lebten. Nach dieser Analogie hätte Mannasse also auf jeden Fall hier auch genannt werden sollen. Giebt man aber die Annahme auf, Jesaias habe diese Weissagungen unter Mannasse ausgesprochen, und will doch die Verschiedenheit des Stils daraus erklären, daß sie in seinem höhern Alter abgefaßt seyen: so bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen, er habe unsern Abschnitt in den letzten Jahren des Hiskia niedergeschrieben. Allein dann wäre die Zeit zwischen den anerkannt ächten Weissagungen des Propheten und der Abfassung von Cap. 40—66. zu kurz,

die Verschiedenheit des Stils zu erklären. Uebrigens ist auf jeden Fall eigen, anzunehmen, ein Schriftsteller, der 47 Jahre lang seine Schreibart nicht veränderte, habe dann noch seinen Stil umgewandelt. Daß im Einzelnen sich manches in unserm Abschnitte findet, manche Sprachweise, der gleich der frühern Capitel, wird von beiden Seiten zugegeben, und er hat schon Gesenius die gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten der beiden Abschnitte unparteiisch nachgewiesen, zugleich aber auch aufmerksam gemacht auf die Verschiedenheiten in der Sprache der ächt jesaianischen Weissagungen und derjenigen, welche wir Cap. 40 — 66. finden. Gegen ihn bemühte sich Herr Möller darzuthun, daß auch die einzelnen Redweisen, Bilder und Ausdrücke des letzten Abschnittes ganz gleich seyen denen der anerkannt ächten Weissagungen, und mit großem Fleiße stellte er alles nur einigermaßen Aehnliche zusammen. Ich kann hier nicht alles von ihm Herbeigebrachte genau durchgehen; aber ein fleißiges Durchlesen seiner Schrift sowohl, als der dem Jesaias im Kanon zugeschriebenen Weissagungen, brachte bei mir die Ueberzeugung hervor, daß Herr Möller gar vieles, was nicht für eine eigentliche Aehnlichkeit zeugt, als dafür sprechend anführte, und daß manches nicht nur in den beiden Abschnitten der dem Propheten Jesaias zugeschriebenen Weissagungen sich findet, sondern auch bei andern Propheten vorkömmt. Nach dem Totaleindrucke, den das genaue Studium beider Abschnitte in mir hervorbrachte, zu urtheilen, kömmt mir vor, daß sich in den anerkannt ächten Weissagungen des Propheten, durchgängig einige Redensarten finden, die häufig wiederkehren, und die Cap. 40 — 66. entweder höchst selten, oder gar nicht vorkommen. Dahin gehört z. B. die Redweise „sich auf etwas stützen" oder auf etwas sehen, für: davon Hülfe erwarten, 10, 20. 30, 12. 31, 1. 17, 8. und dem Sinne nach vielleicht auch 22, 11. Ferner findet sich im erstern Theile öfters der Ausdruck: jubelnde Stadt, für herrliche,

fehre Stadt, 23, 7. 22, 2. 32, 13., womit 14. zu vergleichen, welche Redweise ich im zweiten Theile nicht wahrgenommen, so gut sie auch Cap. 47. hätte angewendet werden können. Einige Male kömmt im ersten Theile das Wort סֵבֶל Last, vor, 9, 3. 10, 27. 14, 26., im zweiten habe ich dasselbe nicht wahrgenommen. Im ersten Theile steht hin und wieder für Strafe das Wort מַטֶּה oder שֵׁבֶט 9, 3. 10, 5. 14, 29. 30. 31, 32. und auch dieses habe ich im zweiten Theile nicht gefunden; so ist auch dem ersten Theil eigenthümlich das Wort מַשָּׂא für Strafgericht, 28, 21. 10, 12, 1, 19. Wird in den Weissagungen des ersten Theils einem Lande Unglück gedroht, so sagt der Prophet, Gott werde seine weisen Männer ausrotten, damit keiner mehr da sey, der rathen könne; oder doch: Gott verwandle ihre Weisheit in Thorheit, 3, 1. u. folg. 9, 13. 14. 19, 14. 29, 14. Dergleichen Drohung hätte Cap. 47. eine gute Anwendung gefunden. Ferner erscheint mir die Rede, die der Prophet Cap. 10. dem Könige von Assyrien in den Mund legt, außerordentlich viel Aehnliches zu haben mit den Cap. 36 und 37. In beiden spricht sich der Stolz des assyrischen Eroberers auf die gleiche Art aus; wie verschieden aber wird vom Propheten Cap. 47. der Uebermuth Babels geschildert. Ueberhaupt kömmt mir vor, Jesaias bediene sich bei Weissagungen, die gleichen Inhalt haben, gerne der gleichen Bilder und Redensarten, cf. z. B. 5, 5. u. folg. mit 7, 23 — 25. 2, 20. mit 30, 22. Cap. 8, 8. mit 30, 28. Der Gedanke „der Zorn Jehovas läßt nicht ab,“ 5, 25. und die 9, 11. 16. 20. 10, 4. Wie er Cap. 3. besonders den üppigen Weibern zuruft, Unglück droht, so 32, 9. et seq. Man vergleiche auch die ganz ähnlichen Redweisen in den Drohungen gegen das Heer der Assyrer, Cap. 10, 16. et seq. Cap. 32, 19. 10, 26 mit 29. 17. 32. 15. Ferner scheint mir der häufige Gebrauch des Verbums שָׂגַב namentlich im Niph., von Gott gebraucht, eine Ei-

genthümlichkeit der ächten jesaianischen Stücke, und ich habe dieses Wort, Cap. 40—66, wenigstens in Bezug auf Gott gebraucht, nirgends gefunden. Woher nun, da der Stil der ächt jesaianischen Weissagungen sich im Allgemeinen und im Einzelnen durchgängig gleich bleibt und immer die gleichen Bilder wiederkehren, daß von Cap. 40—66. die Sprache eine andere ist? Ist anzunehmen, daß der Schriftsteller, der von 759 — 714 sich gleich geblieben, noch seine Schreibart geändert habe? Treffen wir bei einem der übrigen Propheten etwas Aehnliches an? Haben andere so ihren Stil verändert? Ich muß gestehen, daß die beiden auffallenden Erscheinungen zu lösen, der Verschiedenheit der Sprache und der historischen Situation, ich keinen andern Ausweg kenne, als anzunehmen, der Verfasser des letzten Abschnittes Cap. 40—66. sey ein anderer, als Jesaias, und habe gegen das Ende des babylonischen Exils geweissagt. Woher es komme, daß gewisse Spracheigenheiten beiden Abschnitten gemeinschaftlich sind, wage ich durchaus nicht zu entscheiden. So wie ich auch darüber nichts zu sagen weiß, wie diese Weissagungen an die des Jesaias angereiht worden, (vielleicht gab dazu eben das Anlaß, daß zufälligerweise beiden Verfassern manche Ausdrucksweise gemeinschaftlich ist,) ich sehe aber auch die Nothwendigkeit nicht ein, diese Schwierigkeit zu lösen. Die Vertheidiger des jesaianischen Ursprungs des fraglichen Abschnittes machen gegen die Bestreiter desselben geltend, daß sich in demselben manche Beziehungen finden, die gar nicht mit der Annahme, der Verfasser desselben habe im Exil gelebt, vereinbar seyen; dahin rechnen sie nun die Erwähnung Zions, Cap. 40, 9. und 41, 27. Ich gestehe, hier nichts zu finden, das mir Schwierigkeiten verursacht. Warum sollte der Prophet das zerstreute jüdische Volk sich nicht als eine Gemeinde haben denken können, und diese Zion genannt haben, er, durch Lesung der religiösen Schriften seines Volks gebil-

det? Erscheint denn nicht auch hin und wieder in den Ps. Zion als die Gemeinde der Gläubigen? oder, konnte er im dichterischen Schwunge nicht auch die Trümmern Zions anreden, wie er Cap. 51, 17 u. folg. offenbar von Jerusalem spricht, das in Trümmern liegt? Eben so kann Cap. 43, 22. et seq. recht gut so erklärt werden, daß sie ins Exil passen. Das Volk, das Jehova sich erwählt, soll seinen Ruhm verkündigen, er wird es erretten; zwar hat es seine Befreiung aus der Gefangenschaft nicht verdient, denn nie hat es sich dem Herrn treu bewiesen; von jeher brachte es nicht ihm, sondern andern Göttern seine Gaben und Opfer dar, und diese Sünden sind noch nicht gebüßt; aber seine Ehre zu retten, will es Jehova wieder glücklich werden lassen. Cap. 12, 4. steht Assur wahrscheinlich für Babel, wie Klagl. 5, 6. sicher. Ferner soll Cap. 59. besonders auf die Zeit des Mannasse hinweisen, besonders wegen V. 6 und 7. Daß diese Verse auf die Regierung des Mannasse hinweisen können, wird gewiß niemand läugnen; aber der Schluß vom Können aufs Müssen gilt nicht. Woher wissen wir etwas Bestimmtes über den Zustand der Juden im Exil? Woher läßt sich bestimmt nachweisen, daß die Neigung zur Abgötterei bei den Hebräern mit der Wegführung ins Exil aufgehört? Allerdings trieben die ins Vaterland Zurückgekehrten keine Abgötterei mehr; aber eben, daß nur so wenige nach Judäa zurückkehrten, spricht mir dafür, daß die Mehrzahl der Nation keine so große Anhänglichkeit am vaterländischen Cultus hatte, und warum sollte nicht angenommen werden dürfen, daß viele die abgöttischen Cäremonien der Babylonier mitmachten? Diese Bemerkung findet auch ihre Anwendung bei Cap. 66. Cap. 57, 11. ist der Sinn: Wie kömmt es denn, daß du in deinem Elend nur bei andern und nicht bei deinem Gotte dein Heil suchst und deine Rettung? Ist es etwa deßwegen, weil ich mich eine Zeitlang ruhig verhielt, d. h. euch in eurem Elend

ließ, euch nicht rettete? Nun aber künde ich euch Heil an! u. s. w. cf. 42, 14. Cap. 41, 26. u. 48, 6—8. beziehe ich mit Gesenius nur auf die Ankündigung der Befreiung durch Cyrus, wenn gleich dieser nicht namentlich erwähnt wird; 41, 25. ist bei ihm so gesprochen, daß diese Stelle auf ihn muß bezogen werden, und diese Stelle zeigt uns, wie die andern gedeutet werden müssen. Der Prophet hat ihn immer im Sinne, auch wo er ihn nicht nennt; er setzt den Helden, der Israel erretten soll, als jedermann bekannt, voraus.

So kann ich mich nun auf keine Weise überzeugen, daß Jesaias der Verfasser des Abschnitts von Cap. 40 — 66. sey. Es spricht mir in jeder Hinsicht zu vieles dagegen, doch freue ich mich herzlich der Arbeit des Herrn Hengstenberg, besonders deßwegen, weil er mehrere Gründe seiner Gegner, die aus einem bestimmten dogmatischen Systeme hervorgingen, kurz und kräftig zurückwies. Man sollte sich überhaupt bei kritischen Untersuchungen hüten, dogmatische Gründe einzuflechten, wogegen auch Gesenius fehlte, wenn er z. B. Thl. II. p. 33. die Ansicht aufstellt: ein Prophet könne nicht wohl über seinen politischen Horizont hinausblicken. Was soll diese Bemerkung denjenigen, die einem andern dogmatischen Systeme huldigen? Darum habe ich in dem vorangegangenen Aufsatze gesucht, nur mit historischen Gründen meine Gegner zu bekämpfen, und wenn sie auch durch meine Bemerkungen nicht auf eine andre Ansicht kommen: so hoffe ich doch, daß sie mir wenigstens in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren lassen werden.

2.

Exegetische Analekten.

Von

Dr. H. C. M. Rettig, in Gießen.

I.

Οἷς κατ' ὀφθαλμοὺς Ἰησοῦς Χριστὸς προεγράφη ἐσταυρωμένος. Galat. III. 1.

Was bedeutet in dieser Stelle *προεγράφη*? Winer hat einen Luther, Castalio, Clarius und Andere zu Vorgängern, wenn er behauptet, das Wort bedeute: Christus, der Gekreuzigte, ist so lebendig euch vorgestellt worden, als hätte ich ihn vor euch hingemalt a). Läßt sich aber, fragt sich zuerst, diese Erklärung durch die Bedeutung des Wortes *προγράφειν* rechtfertigen? Ich zweifle. Es ist zwar eine sehr bekannte Sache, daß *γράφω* sehr häufig malen heißt; aber, um davon zu schweigen, daß es im übergetragenen oder figürlichen Sinn schwerlich im N. T. und in der Version der LXX gefunden werden dürfte, so hat noch niemand, auch Winer nicht, einen Beweis beigebracht, daß *προγράφω* in der Bedeutung vormalen, sey es bei den heiligen oder Profanscribenten, gefunden werde. Zwar beruft man sich auf des Aristo-

a) „*προεγράφη* a pictoribus sumtum; de quibus Graeci dicunt et *γράφειν* et *προγράφειν* (Aristoph. Av. 450.) ut in vulgus notum; *προ* sign. palam, ut conspectus omnibus pateat. Sens. est h. l.: vos estis accurate et perspicue instituti, edocti de mortis Christi causis atque effectibus." Vergl. Winers Comment. zu dieser Stelle. 2. Ausg. S. 55.

phanes Vögel, v. 450. Allein ganz mit Unrecht! In der angeführten Stelle wird so gelesen a):

„ἀκούετε λεῴ! τοὺς ὁπλίτας νῦν μενὶ
„ἀνελομένους θ᾽ ὅπλ᾽ ἀπιέναι πάλιν οἴκαδε
„σκοπεῖν δ᾽ ὅτι ἂν προγράφωμεν ἐν τοῖς πινακίοις.“

Die Ausleger sind zum Theil vermuthlich durch den falsch verstandenen Zusatz πινακίοις zu dem Glauben verführt worden, es handle sich hier von einem Gemälde. Bei genauerer Ansicht ergiebt sich auf der Stelle, daß das Scholion προγράφειν richtiger erklärt. Die Worte sind: „ἡ μεταφορὰ ἀπὸ τῶν φυλετῶν, οἵτινες προγράφουσι τοὺς στρατευσίμους ἐν πίνακι — — ἐπεὶ ἔθος ἦν τοὺς ταξιάρχους διὰ κήρυκος ἀπαγγέλλειν τοῖς ἑαυτῶν στρατιώταις τὰ δεδογμένα.“ Gerade so kommt es auch bei Aristot. oeconom. II. und bei Plutarch in dessen Camillus vor. Vergl. auch noch Böckh Staatshaushalt. d. Athener. Berl. 1817. 2. Bd. S. 202. §. 5. u. Ulpian. enarrat. in Demosth. de fals. legat. f. 380. B.

Können demnach nur zwei Bedeutungen des Wortes προγράφω erwiesen werden, entweder öffentlich schreiben und zwar a) ganz allgemein Dion. Cass. hist. rom. LHI. 24, 99. edit. Reimar. p. 719. LIX. 9, 54. p. 912. LX. 26, 12. p. 963. = durch Schrift öffentlich bekannt machen; b) den öffentlichen Verkauf durch Schrift bekannt machen = feil bieten; vgl. Dion. Cass. LI. 4, 56. ed. cit. p. 635.; c) eine Verordnung öffentlich durch Schrift bekannt machen = edicere, Plin. panèg. 20, 5.

---

a) Ich beziehe mich auf die Ausgabe des Aristophanes in fol., welche im Jahr 1607. Aurel. Allobrog. mit den Scholien des Bisetus erschien, S. 562. lit. C. 3. 6.

Dion. Cass. LXI. 21, 43. p. 1001. LXVII. 1, 27. p. 1101. d) durch eine öffentliche Verordnung beschimpfen, besonders in die Acht erklären; Dion. Cass. XLII. 12, 24. p. 499. und viele andere, namentlich auch die von Bretschneider und Schleusner in ihrem Lexicis angeführten Stellen; oder vorher, in früherer Zeit schreiben, vergl. Ephes. III, 4. Röm. XV, 4. Euseb. hist. eccl. edit. Zimmermann. VI, 14. pag. 413. §. 3. (auch §. 1., wo es so viel ist, als vorauf, voran schreiben = inscribo,) gerade wie προαγγέλλω, Röm. I, 2. προκαταγγέλλω, Andreas Cappad. (in der Frankfurter Ausgabe des Chrysostom. von Fronto Ducaeus, 1723. N. T. 2 Tom. p. 709. lit. E. 7.) προκηρύττω (vergl. die eben angeführte Stelle des Andr. Caes.) und ähnliche Wörter gebraucht werden — so haben wir bei unserer Stelle nur die Wahl, die Worte: ὁ Χριστὸς προεγράφη ἐσταυρωμένος, entweder: es wurde vorher, oder: es wurde öffentlich von Christus dem Gekreuzigten geschrieben, zu übertragen.

Jede dieser beiden wörtlichen Uebersetzungen ist einer doppelten Auslegung fähig. I. Es wurde vorher von Christus dem Gekreuzigten geschrieben, kann heißen: Ich oder ein anderer habe euch in früherer Zeit schon einmal von Christus, dem Gekreuzigten geschrieben; oder auch: Schon in früher Zeit ist euch im A. T. von Christus dem Gekreuzigten geschrieben worden = im A. T. ist geschrieben worden, daß Christus gekreuzigt werden würde. Nun wissen wir zwar wohl, daß Paulus bei den Galatern schon früher gelehrt, nicht aber, was nach der ganzen inneren Anlage des Briefes höchst unwahrscheinlich ist, daß er früher schon einmal an sie geschrieben. An eine schriftliche Belehrung durch Paulus kann also ohne die größte Willkühr nicht gedacht werden, eben so wenig als daran, daß sich der Apostel etwa auf ein Schreiben eines andern Apostels oder Gehülfen beziehe. Zieht man

also in προγράφω die Bedeutung vorschreiben = vorherschreiben als Zeitbestimmung, der andern vor: so erübrigt nichts, als anzunehmen, Paulus wolle sagen, von Christus und namentlich von seinem Kreuzestode ist schon in uralten Zeiten durch die Propheten des A. T. geschrieben worden. Wenigstens dürfte sich nach geschichtlichen und sprachlichen Rücksichten wenn πρὸ in προγράφω als zeitbestimmend angesehen wird, keine andere Erklärung halten lassen. Doch man kann πρὸ in προγράφω auch II. in der Bedeutung vor, als Orts- oder Raumbestimmung, nehmen und unser Wort öffentlich durch Schrift bekannt machen übersetzen. Geschieht dieß, so sind an und für sich abermals zwei Auslegungsarten denkbar. Man nimmt entweder an, daß den Galatern von Paulus, oder irgend einem andern, Christus, der Gekreuzigte, öffentlich durch Schrift bekannt gemacht worden sey, was aber ganz mit der Geschichte des ersten christlichen Jahrhunderts in Widerspruch steht, und wovon sich namentlich in Ansehung der Galater nirgends die leiseste Anspielung findet, oder man übersetzt, daß den Galatern der Gekreuzigte durch die Schrift (nemlich des A. T.) öffentlich bekannt gemacht worden sey, d. h. daß die heilige Schrift des A. T. so deutlich, als stehe es vor ihren Augen (κατ' ὀφθαλμοὺς), Christum, den Gekreuzigten, predige.

Uebersehen wir das bisher Erörterte, so bleibt also, welche Grundbedeutung von προγράφω man auch annehme, nichts übrig, als, dieß Wort von den Weissagungen des A. T. auf Christum zu verstehen, mit dem einzigen Unterschiede, daß bei der ersten Auslegung der Nachdruck auf die frühere Zeit, in welcher diese Weissagungen gegeben, bei der zweiten auf die Bestimmtheit, Deutlichkeit, mit welcher sie gegeben worden seyen, gelegt wird. Vielleicht dürfte der Apostel beide Bestimmungen, welche in προγράφειν liegen können, nicht einmal scharf geschie-

den, sondern, wenn auch nicht deutlich an beide zugleich, so doch nicht an eine einzelne bestimmt gedacht haben.

Fragen wir nun, in wie fern stimmt diese sprachlich nothwendige Auslegung mit der christlichen und namentlich paulinischen Lehre überein: so müssen wir antworten, auf's genaueste! „Ὅσα γὰρ προεγράφη,“ sagt Paulus, Röm. 15, 4., „εἰς τὴν ἡμετέραν διδασκαλίαν προεγράφη.“ Was anders ist es, wenn Jesus selbst auf dem Wege nach Emmaus zu den beiden zweifelnden Jüngern sagt: „ὦ ἀνόητοι καὶ βραδεῖς τῇ καρδίᾳ τοῦ πιστεύειν ἐπὶ πᾶσιν, οἷς ἐλάλησαν οἱ προφῆται! οὐχὶ ταῦτα ἔδει παθεῖν τὸν Χριστὸν, καὶ εἰςελθεῖν εἰς τὴν δόξαν αὐτοῦ;“ Was anders, wenn der Evangelist erzählend in der angeführten Stelle fortfährt: „καὶ ἀρξάμενος ἀπὸ Μωσέως καὶ ἀπὸ πάντων τῶν προφητῶν, διηρμήνευεν αὐτοῖς ἐν πάσαις ταῖς γραφαῖς τὰ περὶ αὐτοῦ.“ Was anders die reiche Anzahl von Stellen in den Evangelien, in welchen der Tod Christi als ein γεγραμμένον ἐν τῷ νόμῳ καὶ ἐν τοῖς προφήταις dargestellt wird? Ja nicht im Allgemeinen der Tod Christi, sondern die einzelnen Umstände bei demselben waren προγεγραμμένα; z. B. Joh. XIX, 24. Luk. XXIII, 28. u. a. St. Aus diesem Grunde finden wir so oft in den paulinischen Schriften die Audrücke προιδοῦσα ἡ γραφὴ u. a. ähnliche. Alle Predigt des Evangeliums begann mit der Nachweisung aus den heiligen Schriften des A. T., die nach Paulus den Juden verschlossen waren (vgl. 2 Cor. III, 14. ff.), daß Christus habe sterben müssen, damit wir lebten. Apostelgesch. VIII, 32—35. XVIII, 28. Röm. XVI, 26. Apostelg. II, 23—26. Wie wenig aber dem Apostel die Lehre fremd war, daß Christus nach der Schrift habe gekreuzigt werden müssen, beweisen Stellen, wie 1 Cor. II, 1—8. u. m. a.

II.

Wie zählt der Evangelist Johannes die Stunden des Tages? Joh. I, 39. IV, 6. XIX, 14.

Mehrere angesehene Gelehrten haben schon länger die Behauptung aufgestellt (vgl. Bretschneider's probabilia de evangel. Joann. S. 106.), daß in der dritten der oben genannten Stellen die Zählung der Tagesstunden von Mitternacht zu Mitternacht anzunehmen sey, weil sonst ein nicht zu beseitigender Widerspruch mit Markus XV, 25. eintreten würde. Ehe über diese Frage entschieden werden kann, ist zuerst die Lesart kritisch festzustellen. Bei Markus a. a. O. kann auch der Befangenste nicht zweifelhaft seyn, daß τρίτη die ursprüngliche ist. Die einzigen Zeugen für ἕκτη sind die jüngere syrische Version, welche bekanntlich nur geringen kritischen Werth hat, und obenein nur am Rande die Variante anmerkt, und die äthiopische, bei allem ihrem Werthe doch besonders darum mit der höchsten Vorsicht zu gebrauchen, weil sich in ihr auf eine sehr auffallende Weise das Bestreben zeigt, verschiedene Lesarten mit einander zu verbinden, ein Bestreben, welchem nichts näher lag, als auch dahin zu wirken, daß Widersprüche der verschiedenen Evangelien möglichst beseitigt würden. Unter diese Rubrik fiele denn auch das ἕκτη a. a. O.

Bei Johannes ist der vulgäre Text ἕκτη. Die Lesart τρίτη wird von dem cod. Cantabrigiensis, in der Griesbach-Schulzischen Ausgabe des N. T. D. bezeichnet, (etwa aus dem 5ten Jahrhundert) und von dem Pariser C. no. 62. frühestens aus dem 8ten Jahrhundert, außerdem noch von wenigen Minuskelhandschriften, und zwar nur durch Bemerkungen am Rande geschützt. Die äußeren Auktori-

täten für τρίτη sind also in Ansehung der Handschriften gewiß so gering, daß sie in jedem andern Falle, als in einem solchen, in welchem ein so greller Widerspruch zu beseitigen ist, gewiß gar nicht beachtet worden wären. Andere äußere Auktoritäten hat man in der Bemerkung des Chronici paschalis finden wollen, welches, sich auf sorgfältige Abschriften berufend, behauptet, in der eigenen Handschrift des Apostels habe τρίτη gestanden. Man wird den Werth dieser ganz als unkritisch erscheinenden Angabe leicht zu würdigen vermögen, wenn man sich an die späte Zeit, (frühestens das Jahr 640) in welcher das alexandrinische Chronikon zusammengetragen worden ist, erinnert, und bedenkt, daß der namenlose Verf. unmöglich von dem ἰδιόχειρον des Apostels Kenntniß haben konnte, und daß also seine Aeusserung nur als seine kritische Ansicht zu betrachten ist [a]). Die übrigen äußeren Auktoritäten, eines Severus von Antiochien, Ammonius, Theophylaktus, Nonnus geben die Lesart τρίτη nur als Verbesserungsversuche, indem sie glauben Γ und F seyen mit einander verwechselt worden. (Ueber dieses *Βαῦ* vergl. Mazochi opuscc. ad tabul. Herac. p. 128 sqq., besonders S. 146. und die andern bei Böckh in seiner Staatshaushaltung d. Ath. 2. B. S. 384. ff. angeführten Stellen, so wie dessen ganze treffliche Abhandlung am a. O.) So leicht dieß allerdings möglich war, so folgt doch daraus gar nicht, daß es wirklich geschehen sey. Ja wir glauben, daß sich, wenn es geschehen wäre, viel deutlichere Spuren in den ältesten Handschriften erhalten haben würden.

Sind wir nach den äußeren Auktoritäten demnach genöthigt, ἕκτη als die ursprüngliche Lesart anzuerkennen,

---

[a]) Ueberhaupt ist bei Uebung der neutestamentlichen Kritik nicht zu vergessen, daß in den alten Zeiten, selbst bei einem Origenes, bei weitem mehr auf den passend scheinenden Sinn bei der Wahl der Lesarten, als auf ihre äußere Beglaubigung gesehen wurde.

so muß dieß auch nach der kritischen Regel geschehen, welche das Schwierige dem Minderschwierigen vorzuziehen gebietet, da schlechthin kein Grund erdenkbar ist, daß man, wenn τρίτη im Texte stand, dafür ἕκτη substituirt haben sollte, und unter dieser Voraussetzung muß man natürlich auch eine Ausgleichung unserer Stelle mit Markus versuchen. Sie ist nicht schwer. Gellius in seinen attischen Nächten III, 2. sagt: „populum autem Romanum, ita uti Varro dixit, dies singulos annumerare a media nocte usque ad mediam proximam, multis argumentis ostenditur." Plinius in seiner histor. nat. II, 77. schreibt: „ipsum diem alii aliter observavere — sacerdotes, et qui diem definiere civilem, item Aegyptii et Hipparchus a media nocte in mediam." Befolgt man diese Gewohnheit, die Tage zu zählen, so stehen Markus und Johannes im genauesten Einklang. Jener läßt Jesum um die 3te Stunde, also nach unserer Weise, die Stunden zu zählen, früh um 9 Uhr, gekreuzigt werden; dieser läßt ihn erst nach der 6ten Stunde, d. h. nach unserer Bestimmung früh nach 6 Uhr, von dem römischen Landpfleger zum Tode verurtheilt werden. Selbst wenn wir, was jedoch, wie ich gesagt habe, schlechterdings zurückgewiesen werden muß, die Lesart τρίτη bei Johannes in Schutz nehmen wollten, würde unsres Erachtens immer noch eine bedeutende Schwierigkeit in der Ausgleichung der beiden Evangelisten bleiben. Nach Josephus (bell. Judaic. IV, 6 vgl. mit VI, 13.) war der Umfang Jerusalems etwa 33 Stadien, also im geringsten Anschlag eine volle deutsche Meile. Nehmen wir Jerusalem als einen Kreis an, und setzen nach den gewöhnlichen Regeln etwa $\frac{1}{3}$ des Umfangs als Durchmesser — so wäre dieser mindestens 40 Minuten. Nun wissen wir aber, daß das πραιτώριον, wo Pilatus Gericht hielt, in dem höheren Theile der Stadt lag, wissen, daß der Calvariaberg, wo der Herr gekreuzigt wurde, noch eine gute Strecke außerhalb der Mauern von Jerusalem, und

zwar gerade dem Berg Zion nördlich gegenüber lag, und wir überschätzen gewiß nicht, wenn wir die Entfernung von dem Gerichtsplatze bis zu Golgotha auf eine halbe Stunde anschlagen. Wollten wir nun bei Johannes a. a. O. τρίτη lesen, so müßten wir annehmen, daß Christus um 9 Morgens, nach unserer Art zu reden, von dem römischen Landpfleger herausgeführt und den Juden mit den Worten: ἴδε, ὁ βασιλεὺς ὑμῶν, vorgestellt worden sey. Nach dieser Vorstellung erst und nach dem dringenden Geschrei des Volkes überläßt ihn der Römer den Juden zur Kreuzigung. Auch andere, zwei Verbrecher, werden herzugeholt, um mit Jesu gekreuzigt zu werden, es wird eine Ueberschrift zu dem Kreuze Christi gefertigt, Christo selbst wird die Last des Kreuzes aufgeladen, und er wird, nach den vielen überstandnen Leiden dasselbe zur Richtstätte, welche, wie wir eben bemerkt haben, mindestens ¼ Meile von dem Tribunal des Römers entfernt war, zu tragen genöthigt. Wenn wir auch nicht leugnen, daß das Verfahren bei Jesu Kreuzigung höchst tumultuarisch war, so können wir doch nicht, ohne Alles aufs äußerste zu übereilen, annehmen, daß die Vorbereitung zu Jesu Kreuzigung und der Zug zur Richtstätte in eine so kurze Zeit zusammen zu drängen sey, daß Markus a. a. O. nach der vollbrachten Kreuzigung die nemliche Zeit angeben könne, welche Johannes als Zeit seiner Verurtheilung, ja sogar als Zeit, welche der Verurtheilung vorausgehe, festsetzt. Schwerlich dürfte der Unbefangene sagen, es werde an beiden Orten die Zeit nur im Allgemeinen bestimmt. Das will wenigstens gewiß nicht das ὡσεὶ bei Johannes besagen. Es war seinen Jüngern zu heilig, das Andenken an diese schwere Stunde, als daß es ihnen nicht auch auf die genaueste Zeitbestimmung angekommen seyn sollte.

Wie trefflich aber paßt, bei der vorgeschlagenen Auslegung, die johanneische Zeitbestimmung der Verurtheilung

zu der Zeit, welche Markus als Kreuzigungszeit angiebt! Drei Stunden beträgt der Zwischenraum zwischen der Verurtheilung und der Kreuzigung, ein Zeitraum, welcher, wenn wir alle Verhältnisse berücksichtigen, zu dem, was in demselben geschehen mußte, gerade groß genug zu seyn scheint. Und wenn wir, wie das wol nothwendig ist, zwischen seine Verurtheilung und Kreuzigung noch die Ereignisse setzen, welche bei Matth. XXVII, 26. ff. und Markus XV, 15. ff. beschrieben werden: so dürfte derselbe wol immer noch kurz genug seyn, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß man, um nicht das lang erstrebte Ziel zu verfehlen, dem man sich jetzt nahe sah, Jesu Kreuzigung tumultuarisch beeilt habe.

Kaum erübrigt nach den angeführten Umständen etwas Anderes, als entweder die Möglichkeit einer Vereinigung der beiden Evangelisten aufzugeben, oder die empfohlene Auslegung anzuerkennen.

Aber, wir gestehen, es bleibt noch ein Zweifel zu beseitigen. Es scheint uns nemlich höchst willkührlich und auffallend, was wir bisher geschehen sahen, in der Schrift des nemlichen Verfassers verschiedene Zählweisen der Tagesstunden zu befolgen. Selbst wenn man Bretschneidern beitreten und in unserer Stelle die Thätigkeit des Pseudojohannes anerkennen wollte, bleibt die Sache gleich unerklärlich. Warum sollten denn nicht auch in den beiden andern Stellen des johanneischen Evangeliums eben dieselben Rücksichten, wie in der behandelten, eingetreten seyn, und eine ähnliche Zählung veranlaßt haben? Ein haltbarer Grund kann schwerlich angegeben werden, wenn nicht Unachtsamkeit und Nachlässigkeit für einen solchen gelten soll. Und wahrlich, diese war eben ungemein groß, so groß, wie wir sie uns kaum zu denken vermögen. Schlagen

wir daher lieber einen andern Weg ein und fragen: Was steht der Annahme entgegen, auch in den beiden übrigen Stellen unseres Evangeliums die nemliche Zählungsweise gelten zu lassen, welche wir in dem 14ten Verse des 19ten Kapitels als unbedingt nothwendig erkannt haben?

Im ersten Kap., V. 40., wird erzählt, wie Johannes und Andreas an den Herrn sich anschlossen. Er ladet sie ein, zu ihm zu kommen, und ἦλθον καὶ εἶδον ποῦ μένει, καὶ παρ' αὐτῷ ἔμειναν τὴν ἡμέραν ἐκείνην. Ὥρα ἦν ὡς δεκάτη. Sie blieben jenen Tag bei ihm! Wer redet so, wenn jemand Nachmittags um vier Uhr zu ihm gekommen ist? Der Tag war ja fast schon zu Ende. Lightfoot (in seinen horis hebraicis et thalmudicis. Lips. 1675. pag. 966.) scheint das Unpassende einer solchen Ausdrucksweise recht gut gefühlt zu haben, wenn er schreibt: „nam quum dicitur, manserunt apud eum illum diem, ὥρα δὲ ἦν δεκάτη, duriusculum est, de die jam labente intelligere, qui quidem erat jam propemodum elapsus." Er irrt jedoch unstreitig, wenn er meint, der folgende Tag, wozu auch nicht der entfernteste Grund ist, werde hier verstanden. Was ist wol der Grund, daß der Evangelist die Zeit in unserer Stelle so genau bestimmt? Es war ihm natürlich äußerst wichtig, daß er schon am ersten Tage seiner Bekanntschaft mit dem Heiland so liebevoll von demselben aufgenommen worden und so lange Zeit bei ihm geblieben war. Diese liebevolle Auszeichnung scheint er gerade durch die genaue Stundenangabe bezeichnen zu wollen, gewiß nicht vermuthend, daß man einst die Stunden falsch zählen und ihn mit sich selbst in Joh. XIX, 14. in Disharmonie bringen würde. Einen Tag, jenen Tag, ist er bei dem Herrn geblieben, nach der oben vertheidigten Zählungsweise der Stunden von Vormittags 10 Uhr bis an den Abend. So reden auch an-

dere Schriftsteller, wenn zwar schon ein Theil, keineswegs aber der größere Theil des Tages verflossen ist. Aus einer reichen Anzahl von Beispielen, welche wir uns aus dem einzigen Xenophon bei unsrer Stelle angezeichnet haben, möge man nur Anab. II, 1, 3 und 6. vergleichen.

Es fehlt also so viel, daß man genöthigt wäre, „bei unserer Stelle an eine von XIX, 14. verschiedene Stundenzählung zu denken, daß vielmehr nach unserem Gefühl die dort vorgeschlagene auch hier die einzig passende scheint.

Die noch übrige dritte Stelle, in welcher eine Tagesstunde angegeben wird, ist im IV Kap. V. 6. Jesus ist auf einer Reise durch Samarien begriffen. Ermüdet von der Reise und in der Nähe der samaritanischen Stadt Sychar, setzt er sich an einer Quelle nieder und sendet seine Jünger in die Stadt vor sich, um Lebensmittel zu kaufen. Während er so allein an der Quelle weilet, kommt ein samaritisches Weib aus der Stadt zu der Quelle, um Wasser zu schöpfen. Es war aber die sechste Stunde. Nach der bisher von uns befolgten Auslegung traf Jesus früh Morgens, 6 Uhr, an der Quelle ein; nach der gewöhnlichen gerade zur Mittagszeit, um 12 Uhr. Wir wollen nicht leugnen, daß hier füglich beide Arten die Stunden zu zählen zugelassen werden können. Wenigstens finden gegen keine Erklärung solche Gründe sich vor, daß dadurch nothwendig ihre Ausschließung bedingt würde. Jedoch halten wir es auch für unsere Pflicht, auf einiges aufmerksam zu machen, was wenigstens bei der gewöhnlichen Erklärung und gegen dieselbe Berücksichtigung verdient. Es ist etwas Bekanntes, daß man nicht allein in den alten Zeiten in jenen südlichen Ländern den frühesten Morgen zu Reisen

benutzte, sondern daß dieß heutiges Tages noch geschieht. Man pflegt sich die Tagereisen zu theilen und um 6—7 Uhr Morgens zu ruhen, um dann bis gegen Mittag hin die Reise fortzusetzen, dann wirklich einzukehren und bis um die nächste Mitternacht zu bleiben. Jesus kann unmöglich im Sinne gehabt haben, bei der Quelle lange zu verweilen, es war ein freundlich einladender Ort zu kürzerer Ruhe, wie ihn die Orientalen auch jetzt noch wählen. Schwerlich ist darum anzunehmen, wenn man nicht die Gewohnheit verlassen will, daß Jesus um Mittag zu der Quelle gekommen, schwerlich würde er um Mittag, bei der Nähe der Samaritischen Stadt, an der Quelle geblieben seyn; er hätte sich nach der gemeinen Sitte in ein κατάλυμα begeben. Noch unwahrscheinlicher aber ist es, daß die Samariterin um Mittag herausgekommen sey an die Quelle, um Wasser zu schöpfen. Das Klima hatte die Frauen, welchen dieß Geschäft in jenen Gegenden und Zeiten oblag, gewöhnt, eine bequemere Stunde zu wählen, nicht gerade der sengenden Gluth der Sonne sich auszusetzen. Früh am Morgen und spät am Abend wurde dieses Geschäft und das Tränken der Heerden verrichtet.

Also auch bei dieser Stelle ist kein Grund zu einer andern Stundenzählung vorhanden, einiger aber, die unsrige zu empfehlen. Soll der Schriftsteller nicht inconsequent gedacht werden, so ist also auch hier von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen.

III.

Ueber Galat. IV, 11—15.

Es ist jedesmal auffallend, wenn einem Worte in irgend einer einzelnen Stelle eine Bedeutung vindicirt

werden soll, welche sonsther nicht erweislich ist. Am auffallendsten ist dieß, wenn es bei einem Worte geschieht, welches in der täglichen Rede bei Profan- und heiligen Schriftstellern hundertmal vorkommen mußte und vorkommt, und nur in der einzigen Stelle, welche man gerade behandelt, eine von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ganz abweichende Bedeutung erhält. Diese Bemerkung drang sich mir vor kurzem wieder auf, als ich in Winer's 2ter Ausgabe seiner Grammatik des N. T. Sprachidioms im 2ten Bändchen S. 140 die Bemerkung las, daß διὰ Galat. IV, 13. vom Zustande, in welchem jemand etwas thut, in den Worten δι' ἀσθένειαν τῆς σαρκός zu verstehen sey, eine Bemerkung, welche derselbe, um die neutestamentliche Grammatik hochverdiente Gelehrte auch in der zweiten Ausgabe seines Commentars zum Briefe an die Galater ausspricht. Ich finde für diese Behauptung nirgends einen Beweis bei den Grammatikern, und setze darum, und weil ich aus meiner Lektüre mich eines solchen nicht erinnere, voraus, daß es überhaupt an einem solchen gebricht. Ist dieß der Fall, so wird man nur dann, wenn eine mit dem Sprachgebrauch harmonirende Auslegung nicht gefunden werden kann, und auch selbst dann noch nur mit Widerwillen zu der unerweislichen Erklärung sich verstehen können. Machen wir daher den Versuch, unsere Stelle mit Aufrechthaltung der Regeln der griechischen Sprache zu erklären!

Der Apostel sagt im 12ten Verse der angef. Stelle: „Ihr habt mich nicht gekränkt." Was soll dieß heißen? Etwa: Ihr habt überhaupt kein Unrecht gethan? Gewiß nicht! Sondern der Apostel will sagen, das Unrecht, das ihr gethan habt, und daß die Galater nach des Apostels Dafürhalten allerdings großes Unrecht gethan hatten, erhellt aus Allem, was er in dem Vorhergehenden rügend

und tadelnd gegen sie äußert, — kränkt mich nicht persönlich, ist zunächst kein Unrecht gegen meine Person, sondern gegen Gott und Christus. Spricht man also: Ihr habt ja nicht mich gekränkt, und legt auf mich einen etwas stärkern Nachdruck: so muß man in dem folgenden 13ten Verse die Angabe des oder der Gründe erwarten, aus welchen der Apostel beweiset, daß das Unrecht, welches die Galater gethan hatten, nicht zunächst als eine Kränkung seiner Person anzusehen sey. Und wirklich fährt er fort: Ihr wisset vielmehr, daß ich euch τὸ πρότερον δι' ἀσθένειαν τῆς σαρκός gepredigt habe. Ich habe euch wegen der Schwachheit des Fleisches gepredigt, läßt an und für sich zwei Supplemente, entweder μοῦ oder ὑμῶν zu. Das Erstere, ich habe euch wegen der Schwachheit meines Fleisches gepredigt, giebt in unserer Stelle schlechthin keinen Sinn, und es ist also das Letztere zu nehmen. Ich habe euch wegen der Schwachheit eures Fleisches gepredigt, kann aber wol nichts Anderes heißen, als: Was ich euch gepredigt habe, war nach der Schwachheit eures Fleisches berechnet; ich habe bei meiner Predigt auf die Schwachheit eures Fleisches Rücksicht genommen. Nun fragt es sich aber, in wiefern kann der Apostel etwas der Art von sich sagen? Der ganze Brief an die Galater ist mit der Erörterung der Frage beschäftigt, in wiefern das Judenthum, oder vielmehr das jüdische Gesetz, von den Christen noch beibehalten werden könne. Paulus beantwortet dieß dahin, daß seine Beobachtuug nicht nothwendig sey, und daß der Glaube an den Gekreuzigten allein zur Erlangung der δικαιοσύνη bei Gott hinreiche. Uebrigens verbietet er aber auch nicht die Beobachtung des Gesetzes, sondern sagt nur, daß es an und für sich, d. h. ohne den Glauben an Christus, nichts nütze! Vergl. II, 16. Also kann die Aeußerung: Ihr wisset vielmehr, daß ich bei meiner Predigt auf die Schwachheit eures Fleisches Rück-

sicht genommen habe, nichts Anderes bedeuten, als: Ihr wisset, daß ich, als ich bei euch predigte, nicht befohlen habe, die Werke des Gesetzes ganz zu unterlassen, ich habe vielmehr, wegen eurer Schwachheit, die Beobachtung derselben zugelassen, weil ich durch eine Nebensache die Segnungen des Evangeliums nicht vor euch verschließen wollte. Indem ihr also die Werke des Gesetzes thut, beleidigt ihr mich persönlich nicht, als welcher ich sie zugelassen habe.

Diese Erklärung stimmt aufs genaueste mit den sonsther bekannten Ansichten und Lehren des Apostels überein. Bei den Heiden war er ein Heide, bei den Juden ein Jude, nicht etwa aus Schwachheit, sondern um des Evangeliums willen. Wegen der Gläubigen ἐκ περιτομῆς, und um bei ihnen seinen Einfluß nicht zu schmälern, unterwirft er sich nach Apostelg. XXI, 26. der jüdischen Sühnung. Aus demselben Grunde läßt er Apostelg. XVI, 3. den Timotheus beschneiden; aus demselben Grunde empfiehlt er den Römern Schonung der schwachen Brüder im ganzen dreizehnten Kapitel, welches der Vergleichung hier besonders würdig ist. Aber eben so nachsichtig, wie er in dieser Hinsicht ist, eben so streng und ernst tritt er dem Streben derer entgegen, welche die Erfüllung des Judenthums mit seinen Gesetzen zum Christenthum für schlechthin nothwendig achten, und ihre in der Glaubensansicht freieren Brüder aufs Judenthum verpflichten wollen. Daher die Festigkeit, sich der Beschneidung des Titus zu widersetzen, Galat. II, 3.; daher der Eifer, mit welchem er in Antiochien dem Petrus entgegen tritt; der Ernst, mit welchem er in dem Briefe an die Galater und den beiden an die Korinthier die zum Judenthum verpflichtenden Irrlehrer bekämpft. Alles, ist seine Lehre, was geschieht, um Gottes und seines Sohnes Reich in uns und andern in frommem Glauben zu fördern, ist Gott

wohlgefällig; aber den, der den frommen Glauben hat, durch Gewalt wieder an das Judenthum fesseln zu wollen, ist unchristlich und streitet mit der Freiheit des Evangeliums, das die Seligkeit aus dem Glauben verheißet.

In dem folgenden Verse sind nach grammatischen Rücksichten zwei Construktionen möglich, entweder, die sämmtlichen oder wenigstens die zwei ersten Zeitwörter dieses Verses von ὅτι in V. 13. abhängen zu lassen, oder, was mir mit der mehr abgebrochnen paulinischen Redweise am genauesten im Einklange zu stehen scheint, den ganzen vierzehnten Vers aus seiner Abhängigkeit vom dreizehnten durch ein Punkt loszureißen. Für den Sinn und Gedanken bleibt die Wahl der Construktion ohne bedeutenderen Einfluß. Anders ist es mit der Erklärung der einzelnen Worte dieses Verses, welche man gewöhnlich so faßt, daß der Sache nach nicht viel mehr und nicht viel weniger als eine Exegese der Worte δι᾽ ἀσθένειαν τῆς σαρκός zum Vorschein kommt. Es leuchtet ein, daß bei der Verwerflichkeit dieser Erklärung nun auch die gewöhnliche des vierzehnten Verses nicht aufrecht gehalten werden kann. Selbst aber, wenn sie es könnte, möchte ich dieß nicht, weil ich nirgendsher es wahrscheinlich zu machen vermag, daß Paulus an einem körperlichen Fehler oder Gebrechen, worauf dann hier gedeutet würde, gelitten habe, und obenein der Beweis mir gänzlich zu mangeln scheint, daß πειρασμός in solcher Beziehung mit dem Zusatze ἐν τῇ σαρκί je gebraucht worden sey, oder nach der Sprachanalogie habe gebraucht werden können. Πειρασμός kommt im aktiven und neutralen Sinne vor, d. h. es bedeutet sowohl den Akt, jemand auf die Probe zu stellen, als es auch den Zustand des auf die Probe Gestellten bezeichnet. An ersteres, nemlich daß Paulus die Galater auf die Probe gestellt

habe, kann hier von vorne herein schon nicht gedacht werden. Das Andere kann in zwei Beziehungen, in der der Vergangenheit und der der Gegenwart gedacht werden, d. h. der Zustand der Versuchung, welcher von Paulus ausgesagt wird, kann als vergangen und als noch dauernd angenommen werden. Nun ist aber πειρασμός entweder auf das Innere des Menschen, auf den Kampf der Sinnlichkeit mit der Frömmigkeit und Tugend, oder auf das Aeußere, den Zustand des Leidens der Widerwärtigkeiten, die dem Menschen von Gott zur Prüfung seines Glaubens gesendet werden, zu beziehen. Wählen wir in unserer Stelle das Letztere, so würde der Sinn entstehen, ihr habt den, welcher in leiblichem Unglück, entweder durch Verfolgung von den Feinden des Christenthums, oder durch körperliche, von Gott ihm gesendete Leiden, war, nicht verschmähet. Beides aber, gestehen wir, will uns darum nicht zusagen, weil der ganze Zusammenhang zu lehren scheint, daß der Apostel die Aufnahme, welche er nach den gewöhnlichen menschlichen Ansichten als Unglücklicher schon erwarten konnte, nicht bezeichnen will, sondern daß er, obwohl er wegen gewisser Dinge keine günstige Aufnahme habe erwarten können, dieselbe doch gefunden habe. Wählen wir das Erstere, eine Beziehung auf das Innere des Apostels, auf seinen innern Kampf, so kann derselbe abermals wieder als vergangen und als noch fortdauernd gedacht werden. Das Letztere wären wir hier nicht zu erklären vermögend, weil wir nicht einsehen könnten, wie den Galatern von diesem Zustand irgend eine Kunde geworden. Es bleibt also nur das Erstere übrig, nemlich anzunehmen, daß den Galatern von dem Apostel irgendwie etwas bekannt geworden sey, was sie hätte bewegen können, ihn nicht aufzunehmen, ihn wegzuweisen. Und was wäre dieß Anders als die früheren Verfolgungen des Christenthums durch ihn, welche, wie wir aus ge-

schichtlichen Nachrichten wissen, (vgl. Apostelg. IX, 26.) allerdings auf viele Christen so ungünstigen Einfluß äußerten, daß Paulus nur mit Mühe als ein Diener des Herrn von ihnen anerkannt wurde. Freilich sind wir unter dieser Annahme genöthigt, vorauszusetzen, daß Paulus die Galater nicht zuerst zum Christenthum geführt habe. Allein dieß ist auch aus andern Gründen, wie anderswo gezeigt werden soll, rathsam. Stellen zu den angegebenen Erörterungen anzuführen hielt ich nicht für nöthig, da sie in den Lexicis über das N. T. vollständig gesammelt sind.

3.

Versuch einer Erklärung der Stelle Joh. 14, 1. 2.

Von

Pfarrer S. La Roche zu Basel.

Μη ταρασσεσθω ὑμων ἡ καρδια· πιστευετε εἰς τον θεον, και εἰς ἐμε πιστευετε· ἐν τῃ οἰκιᾳ του πατρος μου μοναι πολλαι εἰσιν· εἰ δε μη, εἰπον ἀν ὑμιν· πορευομαι ἑτοιμασαι τοπον ὑμιν.

Es ist bekannt, wie viel die Worte: *εἰ δε μη* κ. τ. λ. den Auslegern von jeher zu schaffen machten, und wie bald diese, bald jene Construktion und Deutung versucht wurde. Eine Uebersicht der verschiedenen Auslegungen unserer Stelle findet sich unter andern in der schätzbaren Abhandlung des sel. Dr. Knapp über Joh. 14, 1—7., abgedruckt in seinen Scriptis v. a., Vol. 1. Er selbst erklärt

sich für die von Laur. Valla zuerst versuchte und demnach von Calvin, Beza, Grotius u. A. gebilligte Construktion, wonach hinter οἰκον ein Punkt zu setzen, und der Sinn der Worte ist: „Wenn es nicht so wäre, so würde ich es euch gesagt haben.“ Dieser würdige Exegete hält diese Art, unsere Stelle zu fassen, für die einfachste. Mit ihm stimmt auch Lücke in seinem lehrreichen Commentar zusammen. Er sagt: Unter den verschiedenen Auslegungen empfiehlt sich diese durch Einfachheit und Leichtigkeit der Construktion, wie durch die kindliche Natürlichkeit und Klarheit ihres Gedankens. Werde hingegen, setzt er hinzu, πορευομαι ἑτοιμασαι τον τοπον zu οἰκον ἀν ὑμιν gezogen, so scheine diese Auslegung zwar durch den Umstand sehr begünstigt zu werden, daß einige Handschriften ὁτι lesen vor πορευομαι; aber die Härte der Construktion und die Confusion der Gedanken, die sie hervorbringe, breche dieser Auslegung den Stab. Mit Knapp und Lücke setzt auch Tholuck hinter ὑμιν einen Punkt, und bemerkt bei dieser Stelle: Wir müssen uns hier die zutrauliche Rede des väterlichen Freundes zu kindlichen, schwachen Gemüthern denken; dabei führt er noch die Worte Luther's an: er redet, wie man muß Einfältige reizen und locken. So übersetzt auch Wahl unsere Stelle in seiner Commentatio de particulae εἰ et praepositionis εἰς apud N. T. scriptores usu et potestate. Lips. 1827.

Sieht man auf die bereits gemachten, vielfachen Versuche, unsere Stelle so und anders zu erklären, auf einer Seite, und andererseits auf die so entschiedene Sprache der Exegeten der neuern und neuesten Zeit zu Gunsten der achtungswerthesten von ihnen gemeinschaftlich als die einzig richtige angenommene Auslegung; so scheint es, als stehe in Absicht auf diese Stelle von den Exegeten keine weitere Aufhellung mehr zu erwarten und auch nicht zu fordern. Und dennoch muß ich gestehen, daß mir alle bisherigen Interpretations-

versuche nie ganz zusagen wollten, und daß ich beinahe am wenigsten mich mit der Erklärung befreunden konnte, welche in den genannten verdienten Exegeten ihre einstimmigen Vertheidiger gefunden hat. Wo kann doch im ganzen Umfange der Evangelien eine Stelle nachgewiesen werden, die einen gleich matten Sinn enthielte, wie die unsrige bei dieser Erklärung, und dieß gerade da, wo sich eine solche müssige Phrase am wenigsten erwarten läßt! Die kindliche Einfalt, die in dieser Weise des Herrn zu reden liegen soll, vermag ich nicht wohl darin zu finden, wie sehr ich auch dasjenige von ganzem Herzen ehre, was mit der Hinweisung auf einen solchen einfach vertraulichen Ton der Rede und die Kindlichkeit der Gemüther, an welche sie zunächst gerichtet ist, angedeutet wird.

Wenn nun keine der bisherigen Erklärungsweisen als genügend angesehen werden dürfte, wie denn das Ungenügende der übrigen bisher versuchten Auslegungen unserer Stelle Knapp a. a. O. gezeigt hat: so mag ein neuer Versuch einer richtigen Auffassung derselben um so weniger der Entschuldigung bedürfen, zumal wenn derselbe sowohl durch Construktion als Einfachheit des sich ergebenden Sinnes sich empfehlen sollte. Die Worte *εἰ δὲ μη* bezog man bei allen bisherigen Erklärungsversuchen ausschließlich auf den unmittelbar vorhergehenden Satz: *ἐν τῃ οἰκιᾳ του πατρος μου μοναι πολλαι εἰσιν*, den man durch einen Punkt scharf von den Worten des ersten Verses trennte. Diese Construktion forderte nothwendig die Uebersetzung von *εἰ δε μη* durch: Wenn es nicht so wäre, wenn es anders wäre, indem *οὕτως ἦν* hinter *μη* supplirt wird. Damit aber entstand eben für die Ausleger die Schwierigkeit, wie die Worte in dieser Bedeutung in einen rechten Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen seyen, wo man sich denn auf verschiedene Weise mühte, sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, wie dieß die bisherigen Erklä-

rungsarten zeigen. Aber man lasse die sichtlich in Einem Affekte gesprochenen Worte: „μη ταρασσεσθω ὑμων ἡ καρδια· πιστευετε — — — μοναι πολλαι εισιν“ in der genauen Verbindung, worin sie mit einander stehen, man ergänze das elliptische εἰ δε μη durch πιστευετε, man verbinde εἰπον (dixerim, dictum velim, annunciatum velim) mit dem Nachfolgenden, wobei jene alte Lesart ὁτι sich wenigstens als gute Glosse rechtfertigt: und Alles erscheint in einem guten und fließenden Zusammenhang, und die Rede schreitet ungehindert fort. Jesus will seine über seinen nahen Weggang tief betrübten und erschütterten Jünger (Joh. 14, 1. vergl. 13, 33 f.) aufrichten und trösten; er will ihre Blicke und Herzen gen Himmel richten und sie im Glauben stärken. „Euer Herz“, ruft er ihnen zu, „erschrecke nicht.“ Glaubet an Gott und glaubet an mich; (glaubet:) in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen: wo nicht (εἰ δε μη scil. πιστευετε), solltet ihr dieß noch nicht im Glauben annehmen und euch zueignen können, (sollte euch diese Wahrheit noch so ferne stehen, daß ihr euch ihrer nicht getrösten könnet), so sey euch gesagt, (so möget ihr euch an diese meine Versicherung halten): Ich gehe (eben) hin, euch die Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingegangen bin, euch die Stätte zu bereiten, will ich wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seyd, wo ich bin. Wo ich nun hingehe, wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch. Daß die Worte: πιστευετε εἰς θεον και εἰς ἐμε πιστευετε, nach dem Vorgange mehrerer Kirchenväter imperative zu nehmen, hat Knapp a. a. O. nachgewiesen, der zur Erläuterung die Stelle 2 Mos. 14, 31. (irrig steht in der ersten Ausg. der Scripta, Exod. 24, 31.) und 2 Chron. 20, 20. vergleicht. Wenn hingegen diese einleitende feierliche Anrede an die Jünger kaum erwarten läßt, daß Jesus, nachdem er sie nur eben mit solchem Nachdrucke zum Glauben und Vertrauen ermahnt hatte, alsobald

wieder abbreche und sage: „Wenn es nicht so wäre, so würde ich es euch sagen!“ so leuchtet von selbst ein, wie gut die hier vorgeschlagene Erklärung unserer Stelle zu dieser Ermahnung des Herrn an seine Jünger paßt. — Es mag noch bemerkt werden, daß wir dasselbe Verhältniß der Sätze zu einander, wie in unserer Stelle, dasselbe πιστευετε als Imperativ und dieselbe Ellipse hinter ει δε μη im 11. Verse unsers Capitels haben: „πιστευετε κ. τ λ.“ „Glaubet mir, daß ich im Vater und der Vater in mir ist; wo nicht (ει δε μη scil. πιστευετε), wenn ihr euch zu diesem Glauben noch nicht erheben könnet, so glaubet mir doch um der Werke willen.“ — Möge dieser Erklärungsversuch wenigstens einer Prüfung nicht ganz unwerth erfunden werden. Einige Schwierigkeit könnte vielleicht in dem Gebrauche von ειπον ἀν, nach der hier vorgeschlagenen Construktion zu liegen scheinen und eher λεγω ὑμιν erwartet werden; doch dürfte diese Schwierigkeit wol ziemlich verschwinden, wenn die hypothetische Natur des Vordersatzes und die entsprechende Gestaltung des Nachsatzes in Betracht gezogen wird.

4.

Die Schwarzerde,

oder

Zusammenstellung der vorhandenen Nachrichten über Philipp Melanchthons Geschlecht.

Von

K. Ed. Förstemann,

Assistenten an der königl. Bibliothek zu Berlin. *)

Ueber Melanchthons Geschlecht hat uns der um die Aufhellung der Geschichte seines Lebens und Wirkens hochverdiente G. Thdr. Strobel in den Melanchthonianis (Altdorf, 1771. 8.) gar viele mit dem ihm eigenthümlichen Fleiße gesammelte Nachrichten gegeben. Nur die Genealogie der Schwarzerde in Bernh. Hertzogs Edelsasser Chronik (Straßburg, 1592. Fol.) S. 230—233

---

*) Wir hoffen im Verlauf des Jahrgangs 1830, dem denkwürdigen Jubeljahre der augsburgischen Confession, mehrere Beiträge mittheilen zu können, die sich auf jene wichtige Urkunde, deren Verfasser, Uebergabe, Geschichte u. s. f. beziehen werden, und machen hier den Anfang mit einigen von Herrn Förstemann uns mitgetheilten literärgeschichtlichen Forschungen. Theilnehmende Freunde des großen Urhebers der augsburgischen Confession und Bearbeiter der Reformationsgeschichte werden auch die hier gegebene Genealogie Melanchthons freundlich aufnehmen. Wenn wir edle Geschlechter, die politisch und kriegerisch bedeutend sind, gerne von der Wurzel bis zu den letzten Zweigen verfolgen, sollten wir nicht auch mit Vergnügen die Entwickelung einer Bürgerfamilie betrachten, aus deren Schoos der Lehrer Deutschlands hervorgegangen ist?

Die Redaktion.

konnte Strobel nicht benutzen, weil er nie so glücklich war, das seltene Buch zu sehen. Er vermuthete hier nur eine Genealogie der Weissenburgischen Linie, aber Hertzogs Angaben umfassen das ganze Geschlecht. Da nun diese Nachrichten Hertzogs, so viel mir bekannt ist, auch später noch nicht benutzt sind, gerade diese Genealogie aber in Verbindung mit Strobel's Nachrichten uns eine Vollständigkeit giebt, welche schwerlich für die gegebene Zeit bedeutender Vermehrungen fähig ist; so glaube ich, die folgende Zusammenstellung werde gerade jetzt, wo uns jeder kommende Tag mehr und stärker an den Schöpfer unsers Glaubensbekenntnisses erinnert, Vielen nicht unerwünscht seyn.

I. Nicolaus, Melanchthons Großvater, starb zu Heidelberg und hinterließ einen Sohn Georg, welcher im Jahre 1458 geboren war, und als Churf. Pfälz. Rüstmeister zu Bretten am 27. Oct. 1507 a) starb. Dieser Georg, welcher schlechthin der Schlosser Georg von Heidelberg genannt wurde, heirathete i. J. 1496 Barbara, eine Tochter Hans Reuters b), Amtmanns zu Bretten, und nahe Anverwandte des großen Reuchlin. Mit ihr zeugte er fünf Kinder:

1) Philipp Melanchthon, geb. am 16. Febr. 1497, gest. am 19. April 1560. Vgl. Nr. III.

2) Anna Schwarzerd, geb. am 5. April 1499, verheirathet an Chilian Grunbach von Heilbronn, von welchem sie Mutter zweier Töchter und eines Sohnes wurde:

a) Anna Grunbach, welche Hans Diemar von Eppingen heirathete und sieben Kinder gebar:

---

a) Nach Andern am 29. Septbr. 1508. Das J. 1508 ohne Tag giebt auch Hertzog an.

b) Hertzog nennt ihn Ritter.

Hans Georg, verheirathet mit Margarethe Hüglin, Philipp, Jacob, Jeremias, Helena, Elisabeth und Anna, welche Schweickhardt Norschen ehelichte.

b) Barbara Grunbach, welche zuerst mit Burckhardt Metzler von Bacharach und dann mit Thom. Bienen von Eltz am Neckar verheirathet war. Aus der zweiten Ehe hatte sie drei Kinder: Chilian, Apollonia und Agathe.

c) Chilian Grunbach. Melanchthon schreibt am 15. Jul. 1545 an den Herzog Albrecht zu Preußen: „E. F. G. sende ich — bei Zeigern diser Schrifften Chiliano Grunbach von Heilpronn, meiner Schwester Son."

3) Georg Schwarzerd, Schultheiß zu Bretten. Er war dreimal verheirathet (zuerst mit Anna, Melchior Hechel's [a]) Tochter, — wahrscheinlich schreibt Melanchthon im J. 1542 an Gerbel von dieser die Nachricht ihres Todes — darauf mit Catharine Kreß und zuletzt mit N. Bawmann's Wittib) und hinterließ zwölf Kinder:

a) Barbara Schwarzerd, geb. uff S. Lucientag (13. Decbr.) 1519. Sie war verheirathet mit Sebastian N. [b]), der Rechten Doctor, Churf. Pfälz. Rath, welchem sie 14 Kinder gebar: 1) Carl, der Rechten Doctor, starb 1565. 2) Sebastian, Rechenschreiber zu Heidelberg, heirathete Felicitas Windeckerin und hinterließ 6 Kinder: Carl Johann, Philipp, Christoph, Sebastian, Benigna, Felicitas. 3) Bar-

---

[a]) Dieser Melch. Hechel ist wol mit dem, der später Georg's Mutter heirathete, Eine Person. Hechel war dann Georgs Schwiegervater und zugleich sein Stiefvater.

[b]) Es ist auffallend, daß Hertzog den Familiennamen nicht nennt. Einige seiner Kinder nennt er Hüglin.

bara Hüglin. 4) Maria. 5) Catharine. 6) Johannes, der Rechten Doctor. 7) Friedrich. 8) Johannes II. 9) Catharine II. 10) Michael. 11) Petrus. 12) Georg Hüglin, verheirathet mit Margarethe Culmann und Vater von 5 Kindern: Johann, Georg, Margarethe, Anna, Maria. 13) Sabina Hüglin, heirathet Stephan Zusler, Churf. Pfälz. Sekretär, und hinterläßt eine Tochter Catharine. 14) Barbara, heirathete Philipp Stephan Spengeren und gebar 3 Kinder: Philipp, Gerhard, Susanne.

b) Philippus Schwarzerd, geb. 1521, gest. 1531 (nach Hertzog). Nach Melanchthons Bericht starb er aber 1532 im 13. Jahre. Vergl. Melanchthonis Epp. ad Camerarium p. 181. Diese Stelle bestätigt zugleich die Erzählung des Adami in vitis Theolog. Germ. pag 333 und des Ad. Jul. Bose in seiner Gedächtnißrede auf Phil. Melanchthon, welche man in Titii Memoria Phil. Mel. finito post eius obitum saeculo secundo findet, in so weit, daß Melanchthon im J. 1529 von Speier aus wirklich zu Bretten war. Strobel sprach dieser Erzählung mit Unrecht allen historischen Glauben ab.

c) Anna Schwarzerd, geb. am 3. Jul. 1522; aus ihrer Ehe mit Joach. Fincken, Zoller zu Bretten, entsprangen 11 Kinder: 1) Ursula. 2) Joachim. 3) Reinhard. 4) Friedrich. 5) Philipp. 6) Maria. 7) Margaretha. 8) Anna, welche mit Martin Braun 5 Kinder zeugte: Wilhelm, Margarethe, Christoph, Sebastian, Anna. 9) Georg, Schultheiß zu Bretten, heirathete Clorannam Neuburgerin und hinterließ vier Kinder: Georg, Dietrich, Anna Maria und Maria. 10) Hans, Collector zu Heidelberg, heirathet Veltin Bawschreibers Tochter. 11) Catharine, verheirathet mit Nic.

Vogel zu Brüssel und Mutter von 3 Söhnen: Georg, Conrad, Wendelin.

d) Sabina Schwarzerd, geb. 1529, gest. 1545.

e) Catharine Schwarzerd, geb. 1529, und verheirathet an Hans Heckerer, Bürger zu Bretten, mit welchem sie 8 Kinder zeugte: 1) Hans. 2) Catharine. 3) Michael. 4) Petrus. 5) Anna, wurde aus ihrer ersten Ehe mit Wolf Schmiden, Schultheißen zu Bretten, Mutter von vier Kindern (Magdalene, Christoph, Anna Maria und Hans Philipp), und aus ihrer zweiten Ehe mit Anselm Glockner Mutter von 2 Töchtern: Catharine und Agathe. 6) Georg, heirathete Rosina Brotbeckin von Bretten, und war Vater Eines Sohnes: Georg. 7) Beatrix, heirathete Gabriel Durschmidt. 8) Sibilla, gebar ihrem Ehemanne Sebast. Pefolten, Stadtschreiber zu Eberbach, 3 Kinder: Hans Conrad, Susanne und Hans Sebastian.

f) Elisabeth Schwarzerd, geb. 1526, gest. 1557, verheirathet mit Hans Bentzen von Brüssel und Mutter von 2 Kindern: Jakob und Gallus.

g) Regine Schwarzerd, geb. 1531, heirathete zuerst Aegid. Schemel, des kaiserl. Kammergerichts Botenmeister, und darauf Andr. Neander, des kaiserl. Kammergerichts Protonotarius. Sie starb ohne Kinder. Aegid. Schemel ist also zu verstehen, wenn Melanchthon (Epp. Lib. V. p. 164.) im J. 1558 an Mordeisen schreibt: „heri in coena accepi literas scriptas in urbe Spira a viro prudente et non ignaro Reipublicae magistro nunciorum, genero mei fratris.“ Dieß als Berichtigung zu Strobel's Melanchthonianis S. 46. Ob aber der Brief Melanchthons bei Manlius S. 324. („Amico cuidam“) an diesen Schemel geschrieben sey, wird sich nicht

leicht entscheiden lassen, da er auch an Sebastian (Hüglin) geschrieben seyn kann.

h) Georg Schwarzerd, geb. 1537, Bürgermeister zu Weissenburg, erzeugte mit Margarethe Soldtin von Weissenburg 8 Kinder: 1) Philipp, geb. 1565, gest. 1571. 2) Regina, geb. 1567, gest. 1571. 3) Anna Maria, geb. 1569, verheirathet seit dem 8. Sept. 1590 mit Georg Hemmerlin, Bürgermeister zu Weissenburg. 4) Georg, geb. 1570, gest. 1571. 5) Regina II., geb. 1574. 6) Philipp II., geb. 1576. 7) Siegismund, geb. 1578. 8) Jakob, geb. 1581.

i) Sibilla Schwarzerd, geb. 1533, verheirathet an Hans Kesten von Gerßbach.

k) Siegesmund Schwarzerd, geb. 1537, studierte 1557 zu Wittenberg und darauf zu Heidelberg und wurde der Arznei Doctor. Er war mit Catharine Heumigerin verheirathet, starb aber kinderlos. Vgl. über ihn Strobel's Melanchthoniana. S. 42—45. Seine Frau verheirathete sich nach seinem Tode mit Ludw. Graff, vergl. Nr. 4. c.

l) Philippus II. Schwarzerd, geb. 1540, heirathete Amalie Bentzen von Bretten und hinterließ eine Tochter, Margarethe.

m) Justina Schwarzerd, geb. 1538, verheirathet an Joh. Lippen von Bretten und Mutter von 13 Kindern: 1) Margarethe, heirathete Niclausen Kauffmann zu Pfortzen. 2) Anna. 3) Justina. 4) Johannes. 5) Patientia. 6) Justina Patientia. 7) Regine. 8) Hans Erpffen. 9) Hans Georg. 10) Sabina. 11) Friedrich. 12) Barbara. 13) Helene.

4) Margarethe Schwarzerd, geb. uff Gertrudis (17. März) 1506; gest. am 17. Jan. 1540. Diese Schwester Melanchthons war zuerst verheirathet an Andreas Stichs von Neuenmarkt, Canzlei-Verwalter zu Heidelberg. Mit diesem zeugte sie 3 Kinder:

a) Margarethe Stichs, heirathete Wolf Bocken, Bürgermeister zu Heidelberg, und gebar 2 Kinder: Wolfgang und Margarethe, welche mit Velten Lieben, Rathsverwandten zu Heidelberg, 3 Kinder zeugte: Ezechias, Valentin und Margarethe.

b) Georg Stichs, Churf. Pfälz. Kammermeister, welcher mit seiner ersten Ehefrau Anna Reichin von Brüssel 5 Kinder zeugte (Hans Georg, Hans Stephan, Hans Conrad, Hans Jakob und Christoph Adam), und mit der zweiten, Anna Weidenkopf, 7 Kinder: Barbara, Anna Maria, Georg, Sabine, Susanne, Euphrosine, Friedrich.

c) Catharine Stichs gebar ihrem ersten Ehemanne Ludov. Graffen, der Arznei Doctor, 2 Kinder: 1) Ludwig Graff, der Arznei Doctor, welcher D. Siegesmund Melanchthons Wittib, Catharine, geborne Heumiger, heirathete. 2) Joh. Peter Graff, welcher Ursula, des Apothekers zu Marburg Tochter, heirathete. — Ihrem zweiten Gatten, Wigand Hippolytus, I. V. D. zu Marburg, gebar Catharine Stichs 3 Kinder: Johannes, Walther, Ezechiel.

Nach dem Tode des Andr. Stichs verheirathete sich Philipp Melanchthon's Schwester, Margarethe, mit Peter Häwerer, Churf. Pfälz. Sekretär, und wurde durch ihn Mutter von vier Kindern: Philipp, Barbara, Regine, Barbara II. Die letztere (Barbara II.) heirathete Wendel Regenspergern, Churf. Pfälz. Protonotar, dem sie 6 Kinder gebar: 1) Margarethe, welche Gerhard Pastor, Churf. Pfälz. Kanzler, heirathete und mit ihr 4 Kinder zeugte (Anna Maria, Georg, Friedrich, Maria Modesta). 2) Joannes. 3) Philipp. 4) Catharine. 5) Regine. 6) Maria Elisabeth.

5) Barbara Schwarzerd, Phil. Melanchthons jüngste Schwester, geb. 1508, gest. am 26. Oct. 1542. Sie war an Peter Kecheln verheirathet, dem sie 12 Kinder gebar:

a) Margarethe Kechel, von ihrem Ehemanne, Matthias Roden, Mutter von 8 Kindern: 1) Barbara Rode, heirathete Baier von Brüssel und starb kinderlos. 2) Ludwig Rode. 3) Matthias Rode. 4) Georg Rode. 5) Wolfgang Rode, heirathete N. Hünervogt's Tochter und hinterließ 2 Kinder: Margarethe und Matthias. 6) Maria Rode, heirathete Christoph Wagner zu Lützelstein und gebar 2 Kinder: Philipp und Anna Maria. 7) Margaretha Rode, heirathete Dr. Lucas Bathodius, Medicus zu Lützelstein. 8) Laurentius Rode.

b) Werner Kechel.

c) Ottilia Kechel, heirathete Mich. Hammen, Buchbinder zu Stuttgart und gebar 3 Kinder: Barbara, Sibilla, Regina.

d) Barbara Kechel, heirathete Hans Kestling, Bürgemeister zu Lawingen.

e) Petrus Kechel, heirathete Barbara Hertzogin zu Stuttgart und zeugte mit ihr 3 Kinder: Rosine, Margarethe, Anna.

f) Georg
g) Catharina
h) Anna } Kechel.
i) Elisabeth
k) Catharina II.

l) Philipp Kechel, „hett ein Weib zu Frankfurth an der Oder," sagt Hertzog.

m) Niclauß Kechel, heirathete Catharine Drüblingerin und hatte 5 Kinder: Johann, Barbara, Conrad, Margarethe, Agnes.

II. Barbara Reuter, geb. 1476, gest. 1529, Phil. Melanchthons Mutter, war nach dem Tode ihres ersten Mannes, Georg Schwarzerd, noch zweimal verheirathet, und Phil. Melanchthon erhielt von ihr noch 6 Halbgeschwister. Zuerst mit Christoph

Kolben, Bürger zu Bretten, seit 1519, dem sie 5 Kinder gebar:

a) Dorothea Kolbe, wurde Nonne im Neuenburger Kloster. Dieser Umstand ist vielleicht wichtig genug, um uns an der Wahrheit, daß Melanchthons Mutter dem Glauben, in dem sie erzogen war, nur zu treu blieb, nicht zweifeln zu lassen. War auch Melanchthon's Halbschwester bei dem Tode ihrer Mutter erst 9 Jahr alt, und trat sie als Nonne in ein Kloster, also erst viel später, ein: so war sie von der Mutter vielleicht schon früh genug dazu bestimmt worden und in der Zustimmung des Vaters spricht sich die Gesinnung der Mutter wol deutlich genug aus. Auf jeden Fall ist dieß ein Grund mehr, uns die Wahrheit der Erzählung von Melanchthon's Besuche, den er seiner Mutter im J. 1529 abstattete, nicht in der Art bezweifeln zu lassen, als es von Strobel in den Melanchthonianis S. 9. ff. geschah, zumal da Melanchthon selbst, wie ich schon bemerkte, seine Anwesenheit zu Bretten im J. 1529 erzählt.

b) Catharine Kolbe, gest. 1569. Sie war an den Schultheissen Jacob Ruckenbrott verheirathet und Mutter von 5 Kindern.

c) Barbara Kolbe, heirathete Bernhard Bergmüller zu Bretten und gebar 2 Töchter: 1) Anna, mit welcher Matthias Müller einen Sohn, Matthias, erzeugte. 2) Catharine, welche ihrem Ehemanne Matthias Durmentzer einen Sohn, Jakob, gab.

d) Ursula Kolbe war zweimal verheirathet, zuerst mit Sebast. Eychen und darauf mit Matthias Hirnen. Sie wurde Mutter von 7 Kindern; Hertzog giebt ihre Namen an, sagt aber nicht, aus welcher Ehe: Jacob, welcher Margarethe Mederin heirathete, Hans Philipp, Melchior, Barbara, Ursula, Catharina, Margarethe.

Barbara, Melanchthon's Mutter, heirathete nach dem Tode ihres zweiten Mannes, Christoph Kolbe's, den Melchior Hechel, einen Witwer zu Bretten. Diese Ehe kann nur von kurzer Dauer gewesen seyn, da Barbara bereits im J. 1529 starb u. aus ihrer zweiten Ehe seit d. J. 1519. 5 Kinder geboren hatte. In der dritten Ehe, mit Hechel, gebar sie noch einen Sohn Melchior, welcher aber 14 Tage nach seiner Geburt wieder starb. Strobel's Angabe, in den Melanchthonianis S. 8., daß der zweite Mann der Barbara Höchel geheißen habe, ist nach meiner Mittheilung zu berichtigen.

III. Philipp Melanchthon heirathete am Montag nach Catharina (26. Novbr.) 1520 Catharina Crapp, die Tochter des Bürgermeisters zu Wittenberg, Hieronymus Crapp. Luther schreibt an Spalatin am 13. Novbr. 1520: „Nuptiae Philippi altera Catharinae erunt.!“ Vgl. Luther's Briefe, herausg. v. de Wette I. Bd. S. 524. Der Tag der heil. Catharine fiel im Jahr 1520 auf einen Sonntag und Melanchthon hätte nicht nöthig gehabt, an einem Sonntage seinen Zuhörern in dem Epigramme:

A studiis hodie facit otia grata Philippus,
Nec vobis Pauli dogmata sacra leget,

die Aussetzung seines Collegiums wegen der Feier der Hochzeit anzuzeigen. Strobel a. a. O. S. 12. und seine wahrscheinliche Quelle, der anonyme Verfasser der Chronologia vitae Melanchthonis in Just v. Einem Melanchthonianis, pag. 126, geben also irrig den 25. Novbr. als Tag der Hochzeit an. — Catharina war im J. 1497 geboren und starb am 11. Octbr. 1557. Sie gebar ihrem Philipp vier Kinder:

1) Anna, geb. 1522, gest. zu Königsberg am 26. Febr. 1547. Seit dem 6. Novbr. 1536 war sie verheirathet

an den berühmten Georg Sabinus a) (geb. zu Brandenburg am 23. April 1508, gest. zu Frankfurt a. d. O. am 2. Dec. 1560) und wurde durch ihn Mutter von 6 Kindern:

a) Albrecht Sabinus, starb als Kind zu Königsberg.

b) Catharine, geb. 1538, gest. zu Wittenberg am 25. April 1562, am 10. Tage nach der Entbindung von einem Sohne und im 4ten Jahre ihrer Ehe mit meinem Landsmanne Michael Meyenburg, dem Sohne des Bürgermeisters Michael Meyenburg zu Nordhausen. Vgl. die Scripta publ. propos. in Acad. Viteberg. Tom. V. Sign. J. 2. b. b). — Das Geschlecht der Meyenburge in Nordhausen ist längst erloschen. — Ursula Meyenburg, die zweite Gattin des wackern Churfürstl. brandenburgischen Rathes Thomas Matthias zu Berlin, war nicht die Tochter Michael Meyenburg's des Sohnes, sondern des Vaters. —

c) Anna, verheirathet an Eusebius Menius, aus Erfurt, der Arznei Dr. und Professor zu Wittenberg. Einen Sohn, Philipp, und eine Tochter, Anna, verloren die Eltern als Kinder. Vgl. die Scripta publ. propos. Tom. VI. Sign. G. b. ff.

d) Sabina, heirathete zu Berlin am 13. Jul. 1565 Abdias Praetorius (geb. 24. Oct. 1524 zu Salzwedel, gest. 9. Januar 1573 als Professor zu Wittenberg).

e) Magdalena, starb in ihrer Jugend.

---

a) Vgl. meinen Aufsatz im allgem. Anzeiger d. Deutschen 1827. Nr. 339, S. 3893, wo ich gezeigt habe, daß nicht Flacius sondern Garbitius der Verfasser des Hochzeitgedichtes sey.

b) Vgl. meine Widerlegung einer irrigen Angabe Kindervater's in dem allgem. Anzeiger d. Deutschen 1828. Nr. 251. S. 2803. Bei Bernhard Hertzog findet sich diese wunderliche Angabe des Namens: „Meyen, Burgern zu Northausen."

f) Martha blieb, nach Strobel, wahrscheinlich unverheirathet.

2) Philippus Melanchthon, geb. am 13. Januar 1525, gest. nicht vor dem 8. Aug. 1603. Wenigstens seit dem J. 1568 war er Notarius der Universität Wittenberg und Consistorial-Secretär. Am 5. Mai 1550 verheirathete er sich mit Catharine, einer Witwe von Torgau. Vgl. über ihn Strobel's Beiträge I. Bd. 2. St. S. 479.

Philipps Gattin starb 1580 und hinterließ einen Sohn, Philipp, der aber als Jüngling starb, und eine Tochter, Anna, geb. im J. 1553. Diese heirathete 1570 Martin von Embden zu Magdeburg und lebte seit dem Tode ihres Ehegatten 1582 wieder zu Wittenberg bei ihrem Vater, wo sie 1586 starb. — Philipp Melanchthon verheirathete sich, 65 Jahr alt, im J. 1590 zum zweiten Male. Diese Ehe war aber kinderlos. Vgl. Strobel's Beiträge Bd. I. St. 2. S. 480. ff.

3) Georg Melanchthon, geb. am 25. Novbr. 1527, gest. am Sonntage Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) 1529. Strobel a. a. O. S. 35. giebt als Todestag den Sonntag vor Mariä Himmelfahrt an. Aber Luther schreibt fer. III. p. assumt. Mariam (17. Aug.) 1529 an Jonas: „Philippo nostro abstulit dominica proxima Dominus filium Georgium.“ Vgl. Luthers Briefe, herausg. von de Wette III. Bd. S. 494. Der nächste Sonntag vor dem Datum dieses Briefes war eben Mariä Himmelfahrt.

4) Magdalene Melanchthon, geb. 18. Jul. 1531, gest. an ihrem Geburtstage 1576 zu Rochlitz. Am 2. Jun. 1550 heirathete sie Casp. Peucer (geb. zu Bautzen 5/6. Januar 1525, und gest. zu Dessau am 25. Sept. 1602, als Fürstl. Anhalt. Leibarzt). Magdalene gebar 10 Kinder:

a) Caspar Peucer, Dr. med. und Stadtphysicus zu Bautzen, gestorben 1581.

b) Philipp Peucer.

c) Gregorius Peucer, geb. 1568 u. begraben, noch nicht 5 Monate alt, am 26. Aug. 1568. Vgl. die Scripta publ. propos. T. VII. p. 607.

d) Eine Tochter, verheirathet an Dr. Joh. Hermann, aus Nördlingen, Professor der Arzneikunde zu Wittenberg und Churfürstl. Sächs. Leibarzt. Er war zuerst mit Agnes, einer Tochter des Prof. Melch. Fend verheirathet, welche am 28. Oct. 1563 starb. Vgl. Scripta publ. prop. T. VI. p. 11.

e) Eine Tochter, verheirathet an Dr. Joachim Eger, Professor der Rechte zu Wittenberg. (In Tennert's Athenis kommt er nicht vor; in den Oratt. quae scriptae et recitatae sunt in Acad. Voiteberg 1565—1571. Tom. VI. (Witeb. 1571. 8.) Sign. Ddd. ff. findet man aber eine Rede desselben, und die Bittschrift für Caspar Peucer in seiner Historia carcerum et liberat. div. op. et stud. Christoph. Pezelii (Tiguri, 1605. 8.) S. 408. ist von den Schwiegersöhnen Joach. Eger und Hieron. Schaller unterschrieben.)

f) Eine Tochter, verheirathet an Dr. Koyten, med. practicum.

g) Eine Tochter, verheirathet an Hieronym. Schaller aus Nürnberg, Prof. d. Arzneikunde zu Wittenberg.

h) Magdalene, geb. 1554, gest. 5. Sept. 1566. Vgl. die Scripta publ. propos. Tom. VII. p. 114 ff. Caspar Peucer, der Sohn, war bei dem Tode seiner Schwester schon so alt, daß er ihr ein latein. Epitaphium machen konnte. Vgl. die Scripta a. a. O.

i) Catharina I., geb. 1558, gest. am 10. Febr. 1563. Vgl. die Scripta Tom. V. Sign. Z. b.

k) Catharina II., geb. 1564, gest. 1565 am 6. Jun., 1½ Jahr alt. Vgl. die Scripta Tom. VI. Sign. Bb. 8. b.

IV. Dem Schwiegervater Melanchthon's, Hieronymus Krapp, Bürgermeister zu Wittenberg, wurden von seiner Ehefrau, welche am 3. May 1548, fast 80 Jahre alt, begraben wurde, wenigstens drei Kinder geboren:

1) Hieronymus Krapp, geb. 1490, gest. 30. Novbr. 1563, Bürgermeister zu Wittenberg, ungefähr 40 Jahre lang. Seit d. J. 1520 war er mit einer gebornen Eilsdorff aus Wittenberg verheirathet, welche am 4. Jun. 1563 starb. Aus ihrer Ehe sind mir 2 Kinder bekannt:
   a) Anna, geb. 1547. Sie war an den Dr. med. und Prof. zu Wittenberg, Augustin Schurf, verheirathet, welcher am 9. May 1548 starb. Die irrige Angabe, daß diese Anna Melanchthons Schwester gewesen sey, widerlegt schon Strobel a. a. O. S. 47.
   b) Johannes, welcher an der Auszehrung starb und am 21. Januar 1564 begraben wurde. Mit ihm starb nach Buchneri Dissert. Acad. pag. 909 die Familie Krapp aus.
2) Catharine, geb. 1497, gest. 1557, Melanchthons Gattin.
3) Anna, verheirathet an Sebald Münsterer, Prof. der Rechte zu Wittenberg. Sie starb an der Pest in der Nacht 25/26. Octbr. 1539. Kaum vier Stunden nach ihrer Beerdigung starb auch ihr Gatte. Man kennt aus dieser Ehe 2 Söhne, Sebald, einen Theologen, und Leonhard, einen Arzt, und eine Tochter, Martha, welche am 20. Aug. 1548 Ulrich Sitzinger, Churfürstl. Pfälz. Canzler zu Heidelberg, heirathete. — Vier Kinder nennt Luther in seinem Briefe an Link, VII. Cal. Novembr. 1539. Vgl. Luthers Briefe V. Theil. S. 219.

In großer Verwirrung giebt Kettner die Nachrichten über die Familie Krapp in seiner historischen Nachricht von dem Raths-Collegio der Chur-Stadt Wittenberg. (Wolffenbüttel 1734. 4.). So soll nach ihm S. 33.

nicht Hieronymus Krapp sen. Melanchthons Schwiegervater gewesen seyn, sondern Hans Krapp, dessen Vater, welcher bereits im J. 1503 als Bürgermeister zu Wittenberg gestorben war. Indem er ferner Zeltner's Angaben berichtigen wollte, unterschied er nicht zwischen Hieronymus Krapp, dem Vater und dem Sohne, und macht aus beiden Eine Person.

V. Den Matthias Rudland, einen Schreiber, nennt Melanchthon Epp. Lib. II. p. 61. „natum in mea patria ex filia avunculi. Parentes honestos habuit et frater eius in vicino oppido meae patriae praefecturam tenet" u. s. w. Er war also der Neffe der Mutter Melanchthons. —

VI. Strobel a. a. O. S. 48. nennt auch den Ambrosius Reuter als nahen Verwandten Melanchthons, indem er sich dabei auf einen Brief Melanchthons an Christoph Rühel zu Mannsfeld, den Sohn des Mannsfeld. Canzlers Dr. Johann Rühel, (bei Manlius S. 346.) stützt. Aber diesen Brief schrieb nicht Melanchthon, sondern Luther, und man findet ihn in der Ausgabe seiner Briefe von de Wette, IV. Bd. S. 464. Der Herr Prof. de Wette, dem der Abdruck bei Manlius nicht bekannt war, gab den Text nach Schütze; die Vergleichung beider Abdrücke ist ein neues Beispiel, wie viele arge Fehler durch Unkunde des Lesens in die Abschriften der Briefe kamen. Die Lesart bei Manlius im Anfang des Briefes: „charissime Christophore" ist sicher die richtige; im Abdrucke bei Schütze heißt es: „charissimas (sc. litteras) Christo," wofür Hr. de Wette die Verbesserung charissimas in Christo gab u. s. w. — Es wird nicht unpassend seyn, Luthers Autorschaft des Briefes hier noch näher zu bestimmen. Abgesehen davon, daß Luther schon fünf Wochen früher einen Brief an den jungen Rühel schrieb,

(vgl. de Wette IV. 452), und daß dieser Brief mit jenem in enger Berührung steht, so spricht auch für Luther die Angabe des Briefes: „communis noster affinis Ambrosius Reuter." Denn Luther nannte den Vater Joh. Rühel in allen seinen Briefen an ihn immer seinen lieben Schwager und ein ähnliches Verhältniß zwischen Melanchthon und Rühel ist nicht bekannt. Ambrosius Reuter, (geb. zu Nürnberg 1490) war zu Wittenberg und hatte hier seit 1546 die Stelle eines Bürgermeisters. Unter mehreren Frauen wird auch eine Walpurgis Reineke aus Mannsfeld genannt (sie starb 1548, vgl. die Scripta publ. propos. Tom. I. S. 201), eine Schwestertochter des Luthern und Melanchthon wohlbekannten mannsfeld. Hüttenmeisters Joh. Reineke, welcher 1539 im Hause seines Schwiegersohnes Mich. Meyenburg (des Vaters) zu Nordhausen starb. Eine Verschwägerung aber zwischen zwei angesehenen Familien (Reineke und Rühel und dadurch auch mit Reuter) in einer so kleinen Stadt, wie Mannsfeld ist, kann uns nimmer befremden, und Luther schrieb also ganz richtig: communis affinis.

VI. Ueber Melanchthon's Verwandtschaft mit Werner Eisen kann ich keine nähere Auskunft geben, als es von Strobel a. a. O. geschah.

Da diese genealogischen Nachrichten größtentheils sich bis zu dem Ende des 16. Jahrhunderts erstrecken, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir von den Kirchenbüchern die Fortsetzung und Erweiterung derselben erwarten dürfen. Es leben unter uns gewiß noch Viele, besonders in und um Heidelberg, welche sich ihrer Abstammung von den Schwarzerden rühmen können, und man wird jede Mittheilung der Art in diese Zeitschrift gewiß gern aufnehmen. —

Recensionen.

Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates, gehalten an der Universität zu Berlin vom Professor Dr. Heinr. Leo. Berlin, 1828, verlegt bei Duncker und Humblot. 8. 294 S.

Der Zweck des Verfassers bei diesen Vorlesungen ist, den jüdischen Staat von einem allgemeineren Standpunkte politischer Erkenntniß aus zu betrachten, und die welthistorische Bedeutung der alten jüdischen Nation, auch in anderer als der religiösen Beziehung, hervorzuheben.

Bevor wir aber zu der Beurtheilung dieses Zwecks und zu der Untersuchung schreiten, ob und in wie fern dieser erreicht sey, wollen wir in einem gedrängten Auszuge den Weg bezeichnen, den der Verfasser verfolgt hat. — Zunächst giebt er die Ursachen an, weßhalb die Geschichte des jüdischen Staates von Geschichtsforschern in der Regel höchst stiefmütterlich behandelt worden sey; sie werde als ausschließliche Domaine der Theologen betrachtet, man glaube, es lasse sich aus den scheinbar so höchst einfachen Verhältnissen des jüdischen Staates für die politische Erkenntniß Nichts gewinnen; endlich sey es schwierig, Geschichtsquellen, die zugleich Theile des für uns heiligsten Buches sind, mit der gehörigen Achtung zu behandeln, und doch der historischen Kritik und den Forderun-

gen des menschlichen Verstandes zu genügen. — Unter den Gründen, weßhalb die jüdische Geschichte eine sorgfältigere und ausführlichere Behandlung verdiene, wird die merkwürdige Eigenthümlichkeit genannt, die dieses Volk gleich beim Eintritt in die Geschichte entwickelt. Diese, zeigt es, besteht darin, daß es durch einen wahrhaft gewaltsamen und aufsteigenden Verstand Alles, was in den Kreis seiner geistigen Thätigkeit fällt, in ein abstrakt Allgemeines verwandelt. Diese Eigenthümlichkeit, wie sie heute die Juden zu eminenten Handelsleuten macht, indem sie an jedem Dinge jenes, auf der einen Seite Abstracte, auf der anderen Seite aber an jedem concreten Gegenstande Darzustellende, den Geldwerth desselben deutlich, zu bemerken und scharf zu beurtheilen vermögen: so war sie auch Schuld daran, daß die Juden zuerst und am frühesten die Einheit des göttlichen Wesens behaupteten. Der Staat aber, welcher am meisten aller concreten Grundlagen in seiner Gestaltung ermangelt, der von der Abstraction seine Fundamente erhält, ist die Hierarchie, und diese Staatsform konnte also nur von den Juden, und zwar in desto größerer Consequenz, Härte und Unversöhnlichkeit, als von irgend einem anderen Volke entwickelt werden. So finden wir in dem jüdischen Staate den Charakter, die Grundzüge, die Entwickelung und den endlichen Untergang aller Hierarchie auf das klarste vorgezeichnet, und lernen an der Herzenshärtigkeit seiner Mitglieder, wie ein Volk nicht leben solle; denn die Hierarchie ist die der menschlichen Entwickelung, und überhaupt der Vernunft, am meisten zuwiderlaufende Form des politischen Bestehens. Speziellere Beziehung für unsere Verhältnisse erhält die jüdische Hierarchie dadurch, daß der Stifter unserer Religion aus dem Volke, das ihr diente, hervorging, und daß so die jüdischen Volks- und Rechtsbücher für uns den Charakter heiliger Bücher annahmen, und diese auf neuere Verhältnisse großen Ein-

fluß durch den Umstand erhielten, daß die Bibel während des Mittelalters das gelesenste Buch war, und daß die Geistlichkeit, in Folge ihrer genauen Bekanntschaft mit der Herrschaft der jüdischen Priester, es versuchte, sich an die Stelle der Priester und Leviten zu stellen, und die Grundzüge der jüdischen Hierarchie zur Grundlage einer neuen Theorie des Staatsrechts zu machen. Aber nicht nur in dem Organismus der christlichen Hierarchie zeigt sich dieser Einfluß, sondern auch einzelne Institute des geselligen Lebens, wie z. B. das der geistlichen Immunitäten, aus denen nach dem Muster der Levitenstädte, die freien Städte des Mittelalters erwuchsen, fanden dort ihr Vorbild. Ein Zeitinteresse, sagt der Verfasser ferner, habe das Studium der jüdischen Geschichte für uns dadurch erhalten, daß durch de Wette's und Vater's Forschungen die Ueberzeugung gewonnen worden sey, daß der Pentateuch nicht nur nicht von Moses, sondern selbst nicht viel früher, als kurz vor oder nach dem Exil verfaßt seyn könne. Hieraus wird nun gefolgert, daß die Geschichte der Juden, bis zu den Zeiten der Richter herab, ferner nicht mehr als Geschichte, sondern nur als Volkssage gelten könne; denn die Begebenheiten einer Familie, wie der Patriarchen, oder eines Volks ohne eigene Oberhäupter, wie der Israeliten in Aegypten, gehören an und für sich nicht in die Geschichte, und was sich von Moses bis Samuel zugetragen hat, fällt, der mangelnden gleichzeitigen Nachrichten wegen, dem Gebiete der Sagen anheim. Ueber Entstehung und Werth der Sagen im Allgemeinen in Bezug auf die hebräischen, sagt der Verfasser sehr schön: „Das Faktum in seiner historischen Eckigkeit wird vergessen, aber der Gedanke, die Idee, welche das Faktum erzeugte, wirkt in der Tradition produktiv weiter, und so wird das Faktum in der Sage zum zweitenmal auf eine rein geistigere, ich möchte sagen, ewige Weise geboren — seine Form entspricht jetzt

reiner seinem substantiellen Inhalt — es wird Poesie. In diesem Sinne ist die ganze ältere, in das Reich der Sagen fallende Geschichte der Juden bis auf Moses eine ewige, eine göttliche Geschichte, weil sie ihrem Inhalt nach der sittlichste und tiefste Mythus ist, der sich aufzeigen läßt.“ In dieser Zeit aber, wo die Schicksale der Israeliten sich im Hirtenleben so einfach fortbewegten, konnte sich der jüdische Nationalcharakter nicht scharf entwickelt aussprechen. Nur in einzelnen Zügen, in Jakobs Betrug, in Josephs eitelen Träumen, tritt schon in dieser ältesten Geschichte jener schneidende Egoismus hervor, der später die Juden in der Historie nur zu sehr auszeichnet. Einen ganz anderen Zuschnitt nimmt die Geschichte an, so wie wir mit dem Heraustreten aus der ägyptischen Gefangenschaft in eine politisch bedeutendere Zeit gelangen. Es ist die Geschichte dieser Zeit, nemlich von Moses bis auf die Eroberung des gelobten Landes, absichtlich verfälscht, und durch Priester, ohne Zweifel im Interesse der jüdischen Hierarchie, ganz und gar entstellt worden. Wir stoßen auf eine Zeit, welche der der pseudoisidorischen Dekretalen, hinsichtlich der wirkenden Interessen, vollkommen gleich ist. Ein Priesterstand hat allmälig die Fäden, welche den Staat regieren, an sich gerissen, und es kommt ihm darauf an, diese usurpirte Stellung, als eine uralte, und ihm von Rechtswegen zukommende darzustellen. Anachronismen und die Sprache einer sehr späten Zeit sind es, welche einzelne Theile des mosaischen Gesetzcodex und das Buch Josua in eine ganz andere Zeit versetzen, als in welcher man ihre Entstehung sonst anzunehmen gewohnt war.

In der zweiten, dritten und vierten Vorlesung, in denen der religiöse Charakter des mosaischen Staates, nebst den daraus hervorgehenden und daraus bedingten gesellschaftlichen Einrichtungen dargestellt

wird, stützt sich der Verfasser zum Theil auf die Forschungen in Michaelis mosaischem Recht. Es wird gezeigt, wie aus dem ursprünglich patriarchalischen Leben nach den natürlich steigenden Bedürfnissen eines emporwachsenden Volkes die richterliche Gewalt und endlich das Königthum sich hervorbildete, und dann erst die Religion fortdauernd wirksam werden und auf die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten Einfluß haben konnte; wie auf diesem Wege das Institut eines Orakels oder eines Priesterthums sich bildete, im Geiste und auf dem Grundsatz des ersten Gesetzgebers fort wirkte und seine Aussprüche unwillkürlich dem ersten Stifter zuschrieb. In diesem Sinne sey nun auch der spätere von Priestern noch so sehr in ihrem Sinne entwickelte jüdische Staat als ein Werk Mosis, und zuletzt als das der aus Moses redenden Gottheit oder göttlichen Begeisterung anzusehen, obwol er darthun werde, daß unmittelbar von Moses wenig mehr als die zehn Gebote herrühren könne. Als ein Staat, der auf Befehl und durch unmittelbare Unterstützung Gottes gegründet worden, ist er eine systematische, kirchliche Einheit, das ganze jüdische Staatsleben ist ein fortdauernder Gottesdienst. Mit den Gliedern hat Gott einen Bund gemacht, dessen Zeichen die Beschneidung ist, und nun hat er als Staatsoberhaupt rechtliche Ansprüche an die Person jedes einzelnen Staatsmitgliedes. Kein Jude darf sich daher auf alle Zeit in die Leibeigenschaft begeben, nach sechs Jahren muß er frei gegeben werden. Jeder Fremde ist aus diesem geheiligten Staate ausgeschlossen, oder die Bedingungen zur Aufnahme sind so hart, daß das jüdische Volk sich vor allen übrigen Völkern abgesondert und unvermischt erhielt. Alles Besitzthum des Volks gehört Gott, er ist alleiniger Grundeigenthümer, daher findet kein eigentlicher Verkauf statt, sondern nur eine Ueberlassung der Ernten bis zum Jubeljahre. Alle 50 Jahre

wird so Palästina, hinsichtlich des Grundbesitzes, auf den alten Fuß gestellt. Nur in Bezug auf Landwirthschaft giebt es Gesetze. Kaufleute und Handwerker sind nicht, also auch kein Bürgerstand, und kein Gegensatz gegen den Landwirthschaft treibenden Adel. So ist dem hierarchischen Grundcharakter doch ein demokratisches Element beigemischt, aber wie die Demokratie überhaupt die schlechteste aller Regierungsformen ist: so ist die jüdische Demokratie, weil ihre Tendenz nur auf die Befriedigung des niedrigsten Lebensbedürfnisses geht, die schlechteste von allen. Wie die Hierarchie überhaupt keinen Gegensatz duldet, so ist auch der jüdische Familienvater alleiniges Oberhaupt, sein Weib ist seine Untergebene. Die Eingehungsweise der Ehe ist Kauf, und der Preis eines Weibes dem eines Knechtes gleich. Polygamie ist gesetzlich erlaubt. Das Erbrecht ist auf Zusammenhaltung des Areals bei jedem Stamme und auf Machtbegründung der Stamm- und Familienhäupter berechnet. Aus dem Schutze, den ein Familienglied dem andern zu leisten schuldig ist, entstand Blutrache als gesetzliche Verfügung; doch wurde ihre Strenge durch die Freistätten — drei auf jeder Seite des Jordans — gemildert.

Als wichtig, aber bereits lange vor Moses bestehend führt der Verfasser das Verhältniß der Stammältesten an, die selbst noch da bedeutenden Einfluß auf die Regierung behaupteten, als bereits Könige über Palästina herrschten. Der König kann, nach der Natur des gegensatzlosen hierarchischen Staates, entweder nur eine Person mit der des Hohenpriesters seyn, wie zur Zeit der Makkabäer, oder von demselben abhängig und ihm unterworfen. Alles, was ihm Selbständigkeit verschaffen kann, ist ihm verboten. Der Stamm Levi, dessen Stammältester Hoherpriester war, war vor allen bevorrechtet und gewissermaßen an Gottes Statt Grundherr des ganzen

Landes. Er lebte von den Zehnten, den Zinsen des Landes, und in seinen Händen war jede geistige Gewalt. Jehova selbst nun war unmittelbarer Leibherr aller Personen, unmittelbarer Eigenthümer von Grund- und Boden, unmittelbarer Constituent der Obrigkeit und Priester. Abgötterei war Rebellion und Majestätsverbrechen, auf welches die Strafe der Steinigung gesetzt war. Eben so steht auf Gotteslästerung und falsches Prophetenthum der Tod. Daß bei dieser Strenge Aufrechthaltung des einen hierarchischen Prinzips der Zweck war, leuchtet noch mehr ein, wenn man betrachtet, wie andere Verbrechen, z. B. Meineid, fast gar nicht bestraft wurden.

Die fünfte Vorlesung, eine der schönsten und lehrreichsten, zeigt, wie man in den Büchern Mosis und Josua zwei Elemente deutlich wahrnehme, das patriarchalische und das künstlich hierarchische. Im Buch der Richter verschwindet das hierarchische plötzlich ganz, und das andere herrscht so vor, daß das Daseyn des erstern vor dieser Zeit nicht angenommen werden kann. Um hierüber ins Klare zu kommen, sey dreierlei zu untersuchen nöthig: 1) Die Natur und das Prinzip aller Theokratieen und Priesterstaaten; 2) die Entwickelung des priesterlichen Elements im jüdischen Staate, und 3) die Authentie der Quellen der jüdischen Geschichte.

Die Hierarchie unterscheidet sich von jeder andern Verfassung dadurch, daß ihr Prinzip nicht in einem menschlichen Verhältnisse, sondern in einem jenseit der Wirklichkeit liegenden abstrakten Gedanken zu finden ist. Sie ist wesentlich verfolgend und bedarf Gewalt und Strafen zu ihrer Aufrechterhaltung. Sie beruft sich auf göttliche Begründung, und hat so gegen jede menschliche Prätension absolut Recht. Sie ist daher schneidend, consequent, gefühllos und fanatisch. Zur bessern Erkenntniß

vergleicht hier der Verfasser wechselsweise die jüdische Hierarchie mit der des Mittelalters und dem in der französischen Revolution durch Robespierre aufgestellten, dem hierarchischen völlig gleichen Tugendprinzipe (Siehe S. 57—59).

Hieraus wird gefolgert: a) daß die jüdische Verfassung, wie sie vor uns liegt, nicht leicht von einem Menschen, noch weniger in einem Menschenalter eingeführt seyn könne, b) daß die sie enthaltenden Urkunden also auch keine gleichzeitige Entstehung haben, oder doch verfälscht und später abgefaßt seyn müßten, ähnlich den pseudoisidorischen Dekretalen, c) und daß bei Ein- und Durchführung dieser Verfassung Parteiung und Noth des Volks im Spiel gwesen seyn müsse. — Ehe diese Punkte näher berührt werden, macht der Verfasser auf die Mittel aufmerksam, deren Anwendung die Gründung und Erhaltung einer hierarchischen Verfassung fordert. Das Joch wird als Zierde dargestellt. Der Stolz der Juden im Alterthume, der katholischen Kirche im Mittelalter, des Peuple vertueux in der neuesten Zeit hat nur eine und dieselbe Quelle. Die Herrschaft erstreckt sich über die kleinlichsten Verhältnisse und macht die an sich gleichgültigsten Handlungen von religiösen Ceremonien abhängig, und bildet sich so eine von der weltlichen unabhängige geistige Jurisdiktion: so daß dem Menschen keine Sphäre bleibt, in der er sich frei fühlen lernt. Dennoch hat die Hierarchie in der Weltgeschichte ihren Platz, auf dem sie vor der Vernunft gerechtfertigt werden kann. Der natürliche und hartnäckige Sinn roher Völker kann nur durch solche geistige Formen gebrochen werden; nur durch die härtesten Bande gelangt das sinnlich rohe Gemüth zu höherer, geistiger, freierer Cultur, und wie das Christenthum eine Frucht der jüdischen Hierarchie, so ist die geistige Freiheit des Protestantismus die Frucht des Papstthums.

Die sechste Vorlesung behandelt den Ursprung und die Entwickelung der jüdischen Hierarchie und lehrt, daß, da zur Zeit der Richter von Priestern und Leviten, vom ausschließlichen Opfern bei der Bundeslade und von einem so ausgebildeten Cultus überhaupt nicht die Rede ist, wie im Pentateuch und im Buch Josua, entweder angenommen werden müsse, daß nach Josua bis zu den Zeiten der Könige die Hierarchie völlig zerfallen und vergessen worden sey, oder daß sie vor dieser Zeit in sehr rohen Anfängen bestanden und sich erst allmälig nach David und Salomo entwickelt habe. Die angeführten Belege sind schlagend und gestatten kaum noch einen Einwand. Samuel selbst ist, obwohl Priester, nicht aus dem Stamme Levi; eben so wenig David und Salomo, die doch Opfer und priesterliche Geschäfte verrichten. Ferner wird von der Seite politischer Einsicht aus gezeigt, daß eine von dem Princip der Hierarchie ausgegangene Verfassung unmöglich von selbst in Verfall gerathen, sondern nur durch Gewalt zerstört werden kann, daß dieß aber in den Zeiten der Richter keineswegs der Fall gewesen sey.

In der siebenten Vorlesung werden die Gründe angegeben, welche für die Zusammensetzung des Pentateuchs aus verschiedenen Bestandtheilen sprechen. Hauptgründe seyen Widersprüche und Anachronismen, die sich mehrfach und evident aufzeigen lassen. Die Wiedereinlösung der Städte und Häuser der Leviten (im 3. Buche), deren Stellung zum Volke erst im 4ten bestimmt wird. Im 4. Buche verweigern die Edomiter den Israeliten den Durchzug und im 5ten ist das Gegentheil erzählt. So ferner die Widersprüche in den Angaben über die Zeit, wann ein Knecht frei werden soll. Desgleichen unnütze Wiederholungen, wie die doppelte mit verschiedenen Nebenumständen verknüpfte Erzählung vom Manna und den Wachteln, die Einschiebsel und der ganze fragmen-

tarische Charakter des dritten Buchs (Genes. 36, 31., ein Fragment über die edomitischen Könige, kann erst zu Sauls Zeit geschrieben seyn). So ist das 26. Cap. des 3. B. außer der Erwähnung des Sabbatjahrs, welches vor dem Exil nicht bekannt ist, noch eines weit späteren Ursprungs verdächtig, wegen der abweichenden Sprache, die sich deutlich als die der Propheten zu erkennen giebt. Dieselbe Bewandniß, als mit dem Sabbatjahre und Jubeljahre, hat es mit den ökonomischen und Königsgesetzen, mit Gesetzen über Molochsdienst u. s. w., theils weil die Gegenstände dem Gesetzgeber unbekannt waren (wie Molochsdienst und Weinbau), theils weil vor dem Exil wider manche dieser Gesetze gehandelt wurde, ohne daß die Uebertretungen als solche anerkannt wären.

Das Resultat ist, daß die ganze Gesetzsammlung, die wir unter Mosis Namen kennen, zu sehr verschiedenen Zeiten und zwar während eines ganzen Jahrtausends aufgesetzt worden ist. Für dichterische, zum Theil phantastische Volkssagen werden die Landplagen in Aegypten, der Auszug, der Zug durch das Meer und die Wüste rc. erklärt. Als Erzeugnisse des Volkshasses der Fluch Noahs gegen seinen Enkel Canaan, weil sein Vater Ham ihn verspottet hatte, und die Schandgeschichte der Töchter Lots, um ihren unversöhnlichen Feinden, Ammonitern und Moabitern, einen schmachvollen Ursprung vorzuwerfen. Als eine bloße Geburt dichterischer Phantasie ist ferner der ganze Bau der Stiftshütte in der Wüste, zu dem es an allen mechanischen Bedingungen fehlt, anzusehen.

In der achten Vorlesung spricht der Verfasser zunächst über die successive Ausbildung des Levitismus, dann folgt eine kritische Beurtheilung über den historischen Werth der geschichtlichen Bücher des A. T., und endlich eine Eintheilung der Geschichte in Perioden.

Als Beleg für das erste werden die außerordentlich detaillirten und raffinirten Speise- und Reinigungsgesetze angeführt, die vom größten Einflusse priesterlicher Elemente zeugen, der erst in späterer Zeit möglich war. Die Thatsache, daß die Leviten nachmals wirklich in dem Besitz der ihnen in den Büchern Mosis und Josua zugetheilten Städte sich befanden, sucht der Verf. dadurch wahrscheinlich zu machen, daß die Freistädte später Levitenstädte geworden seyen. Außerdem führt er zugleich andre Belege dafür an, daß die Leviten früher eine sehr untergeordnete Stellung hatten und daß sie sogar nur erst in dem 5. Buch Mosis, das vor den übrigen das Gepräge eines sehr späten Ursprungs trägt, mit den Priestern in unmittelbarer Verbindung genannt werden. Priester und Leviten heißt es hier stets, während in den ersten Büchern die Leviten nur als Diener der Priester vorkommen. Auch hinsichtlich der Feste, besonders des Passah- und Laubhüttenfestes läßt sich ein allmäliges Weiterbilden beobachten. — Nun folgt eine in einer Totalübersicht gegebene Geschichte der jüdischen Hierarchie, woraus erhellen soll, daß die hierarchische Verfassung, wie sie im Pentateuch dargestellt wird, erst in der spätern Zeit des Reiches Juda ihre Ausbildung erhielt, und daß daher der Pentateuch selbst, so wie auch das Buch Josua, erst in und nach dieser Zeit zusammengestellt werden konnte. Unwiderleglich sind die deshalb geführten Beweise. Jerusalem, bis auf Davids Zeit von Jebusitern bewohnt und Jebus genannt, heißt im Buch Josua schon Jerusalem. Der Verf. dieses Buches weiß nichts mehr über die Zeit, wo Jebus den Israeliten unterworfen wurde. Die Ausdrücke Gebirge Juda und Israel im Josua sind nur nach der Theilung dieser Reiche möglich. Der Fluch Josuas über den Erbauer Jerichos geht erst bei einer zweiten Wiedererbauung durch Hiel unter dem König Ahab in Erfüllung, und kann also nicht eher geschrieben seyn

Hebräern: wogegen das Buch Josua in der ganzen Darstellung und Sprache den Charakter einer sehr späten Zeit an sich, und wenn es auch alte Sagen aufgenommen hat, kann es in der Ausführung nicht für historische Thatsache gelten. Das Buch der Richter, obgleich älter und von größerem historischen Werthe, setzt der Verf. der neuern Sprache und des häufigen Ausdrucks wegen, „zu der Zeit war kein König im Lande, und jeder that, was ihm recht dünchte", in die spätere Zeit des Königthums. Die Bücher Samuels von ächt epischem Charakter und heroischer Haltung können nicht gleichzeitig seyn, weil sie in der Sprache und Weise der Bücher der Könige verfaßt sind, und diese einen Zeitraum von 400 Jahren umfassen. Die Bücher der Chronik können nach dem Zeugniß von de Wette und Gesenius erst Jahrhunderte nach den Büchern der Könige ꝛc. verfaßt seyn. Die ersten gleichzeitigen Quellen sind nächst den nur mit Sorgfalt zu benutzenden Schriften der Propheten, die Bücher Esra und Nehemia. In dem ersten Buche der Makkabäer haben wir eine gleichzeitige Quelle und zwar eine der schönsten und herrlichsten im A. T. Für die Zeit nach den Makkabäern ist Josephus durchaus glaubwürdig.

Die jüdische Geschichte theilt der Verfasser in folgende drei Hauptperioden:

1) Die rein-orientalische. Von Abraham bis auf die Vereinigung des Landes mit Alexanders Reiche.
2) Die griechisch-orientalische. Von da bis auf die Einmischung der Römer in die Angelegenheiten des Landes.
3) Die römisch-orientalische. Von Herodes d. Gr. (39 v. Chr.) bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus.

Jede dieser drei Hauptperioden zerfällt in drei Unterabtheilungen.

Die neunte Vorlesung fängt die eigentliche Geschichte an, und obgleich der Verfasser die Begebenheiten

vor Moses berichtet, sagt er doch, daß die Geschichte erst mit Moses anfange. Die Ereignisse einer Familie, die nicht Fürstenfamilie ist, und eines Volks ohne politische Unabhängigkeit, gehöre dem Gebiete der Geschichte im höheren Sinne nicht an. Die Erzählung von der Leibeigenschaft des Volks, mit Ausnahme der Priester, ist eine Erdichtung der Leviten, welche dieß Recht von Pharao auf den Befreier Jehova übertrugen und nun für ihn und seine Priester nicht mehr den Fünften, sondern nur den Zehnten verlangten. Was im Einzelnen von der Geschichte Moses, eines der größten Männer, die je gelebt haben, und von seiner Gesetzgebung wahr seyn mag, kann jetzt nicht mehr ausgemittelt werden. Gewiß ist, daß er der jüdischen Nation ein selbständiges Daseyn gab, den Auszug organisirte, und dadurch, daß er die Gottheit als das unmittelbar Befehlende hinstellte, den Leviten die Gelegenheit vorbereitete, diesen eigenthümlichen theokratischen Staat zu entwickeln. Eine Untersuchung über die Zeitdauer und Lokalität des Zuges in der Wüste ist schwierig und bleibt zweifelhaft; dennoch bezeichnet der Verfasser ungefähr den Weg, seine Ansichten durch die Aussagen neuerer Reisenden begründend. Es folgt die Besitznahme der prächtigen, östlich vom Jordan gelegenen Gebirgsgegend, und die Niederlassung der den Hirtenstand über Alles liebenden Israeliten, dann eine lebendige Beschreibung des merkwürdigen Jordanthales, des todten Meeres, zuletzt des Uebergangs durch seichte Stellen des Flusses und der Erstürmung Jericho's.

Um nun mit dem Schauplatz näher bekannt zu machen, auf dem die Israeliten ihr Volksleben entwickelten, giebt der Verfasser in der zehnten Vorlesung eine Beschreibung des Landes. Palästina zerfällt in vier, durch eigenthümliche Naturverhältnisse verschiedene Landschaften.

1) **Galiläa**, ein Gebirgsland mit der im Norden und Nord-Osten von Gebirgen begränzten Hochebene Esdraelon, deren Natur die Bewohner mannichfach ausbildet und zu einem in Geschäften und Thaten rüstigen Volke macht.

2) **Samaria**, ein üppiges Gebirgsland, herrlich bebaut und bewässert. Die freundliche, zu Naturgenuß, zu milderem und freierem Denken einladende Natur läßt in den Bewohnern, die gleichwohl ihre eigne Hierarchie ausbildeten, doch nie so bornirte Erstarrung Platz greifen, als im Priesterstaate Judäas. Sie erscheinen als die Protestanten der jüdischen Welt.

3) **Judäa**, in dem westlichen Theile gebirgig und Samarien ähnlich, doch nicht so fruchtbar und nach dem Jordan zu eine bergige, wüste, zum Anbau größtentheils unfähige Landschaft, mit Ausnahme der schönen Oase von Jericho. Jerusalems nächste Umgebungen selbst sind steril und unerfreulich. Eine freundliche Berührung mit Fremden war wenig vorhanden. In dieser kargen, eintönigen Gegend mußte sich die starre Hierarchie der weltpriesterlichen Eiferer ausbilden. Viele, die in ihrer Natur etwas diesem starren Priesterthume Feindliches fühlten, verließen gern diesen unfreundlichen Boden, wo nichts Besseres gedeihen wollte, als das abstrakte System des jüdischen Tempels, und wandten sich zu Galiläern und Samaritanern.

4) Der **Küstensaum** Palästinas, eine tiefliegende Ebene, voll der üppigsten Vegetation, aber auch über die Maßen heiß und ungesund, zu klein und erst zu spät den jüdischen Fürsten unterworfen, um für die innere Gestaltung viel Motive zu geben. —

In diesen vier Landschaften und in dem Gebirgs- und Hirtenlande **Gilead**, östlich vom Jordan, ist eine

Mannichfaltigkeit der Lebensweisen gegeben, wie sie nicht leicht ein anderes Land von so geringem Areal aufzuweisen hat.

In der elften Vorlesung stellt der Verfasser die Zeit der Richter dar, und zwar die Richter als Häupter des Volks, welche umherziehend an Opferstätten Recht sprechen, und als Retter und Heilande in der Zeit der Noth, und die ganze Zeit freier That und freier Anerkennung als fürchterlich roh und grausam. Er vergleicht die den Arabern und zum Theil auch den heutigen Juden eigene Physiognomie, wie unter den lebendigen, geistreichen, nicht selten außerordentlich schönen Augen, sich das Untergesicht in vollen Formen hervorschiebt, und das Gebiß mit wunderbarer Länge und Rohheit heraustritt, — dem ganzen natürlichen Daseyn der Israeliten unter den Richtern. Das sinnliche Wirken dieser gottberufenen Helden erscheint uns so kannibalisch, wie man es nur bei den rohesten Arabern antreffen kann. Dieser Charakteristik gemäß werden nun die einzelnen Thaten und Begebenheiten der Helden Israels betrachtet und beurtheilt.

Bei der Opferung der Tochter Jephtha's bemerkt der Verfasser, daß dieß nicht als einzeln dastehende That zu betrachten sey sondern daß da nothwendig Alle an diese abstrakte Denkweise gewöhnt und das ganze Leben in entsetzliche Gegensätze zerrissen gewesen seyn müsse. Die Art, wie sich alle Verhältnisse bilden, zeigt den Zustand des ersten Anfangs und der Gährung. Geordnete Obrigkeit und Gesetze sind noch nicht zu finden. Persönlicher Muth und Gewalt, rohe Leidenschaften führen die Regierung. Nur hie und da blickt über dieß von wilden Mächten bewegte Gebiß ein milderes Auge und der Gedanke an ein wahrhaft über diese niedere Sphäre Erhebendes herüber. An eine specielle Geschichte dieser Zeit ist weiter nicht zu denken, und

besonders an keine chronologische Ordnung, da Zahlen sich bei Sagen gerade am meisten verändern. Schön ist, was der Verfasser über die abentheuerlichen Sagen des humoristischen Helden Simson sagt. Den Schluß dieser rohen Zeit macht Samuel, der die allgemeinen Angelegenheiten des Volks, wie sie der Zufall herbeiführte, zu einer festen Regierung ordnete. Als er aber, obgleich kein Levit, doch die Geschäfte eines Priesters und Richters mit Billigkeit und in der Furcht des Herrn versehend, alt ward, nöthigte ihn das Volk, einen König zu wählen, und nun gelangen wir bei der Entwickelung der Verfassung zum Königthum in eine klare geschichtliche Welt, die Chronologie wird sicherer, die Behörden fester, der Priesterstand mehr mit bestimmten Rechten ausgestattet. Die Residenz wird Hauptstadt und Mittelpunkt der Volksbildung; die von den Königen begünstigte Dichtkunst erhält größere Vollkommenheit, die geschichtlichen Monumente und Dokumente, die bildenden Künste durch die Bauwerke der neuen Königsstadt lebendigeren Aufschwung.

In der zwölften Vorlesung, die die Regierung Sauls enthält, wird besonders der Satz durchgeführt, daß wie Samuel, der damaligen Stufe des menschlichen Bewußtseyns gemäß, besonders bei der Wahl Sauls in dem Wahne befangen war, seine leidenschaftlichen persönlichen Erregungen seyen von Gott gesandt, und die Vorstellungen in dieser Stimmung seyen Gottes Ausspruch, so auch die sogenannten Aussprüche Gottes, womit Richter und Propheten Entscheidungen gaben, oft bloß subjektiver Natur waren. Ferner zeigt der Verfasser, um auf die späte Entwickelung des Levitismus und der Hierarchie aufmerksam zu machen, daß neben den Aeltesten (den Familien- und Stammhäuptern) weder Priester, noch Leviten, noch sonst wer, als einflußreiche Personen genannt werden. Samuel und Saul sind nicht priesterlichen Stammes, ihr

Ansehen geht nur aus ihrer Persönlichkeit hervor, und doch bauen sie Altäre und opfern.

Die dreizehnte Vorlesung stellt das Leben Davids dar, als das eines Helden, eines wahrhaft großen Mannes, der, ausgezeichnet in jeder Weise, jedes großen Gefühls fähig, unternehmend, liebend, aber auch von gewaltigen Leidenschaften fortgerissen, die geistige Forderung seiner Zeit versteht und so eine neue Gestaltung der Verhältnisse einführt. Die Geschichte wird etwas weitläufig erzählt, und zwar nach dem Grundsatz, daß die Persönlichkeit eines Mannes, der die neue feste Gestaltung des Staats beginnt und leitet, von außerordentlicher Wichtigkeit sey. — Die Propheten, die seit Samuel auftreten, erscheinen in freundschaftlicher Verbindung mit den Priestern, die, obgleich von David begünstigt, doch nur als Staatsdiener auftreten. — Es entwickelt jetzt das israelitische Volk eine höhere Kraft, als je vorher, und bald sind alle Feinde weit umher unterworfen. David selbst, als es ihm körperliche Schwäche unmöglich macht, sich weiter in Thaten zu genießen, lebte in Ruhe und Anerkennung und dichtete seine Psalmen, — eine Ansicht, die durch die Jugendfülle und Kraft, welche in den Psalmen sich ausspricht, wenig bestätigt wird. —

Die vierzehnte Vorlesung, welche die Geschichte der Juden bis zur Trennung der beiden Reiche enthält, beginnt in Bezug auf Salomo mit der Bemerkung, daß Söhne von praktisch-tüchtigen Regenten, namentlich solcher, die bisher getrennte Reiche vereinigten und Herrschaften gründeten, etwas Phantastisches, Prachtliebendes, Extravagantes in ihrem Charakter haben. Es bleibt dem Sohne nichts Wichtiges zu thun übrig, er erschöpft sich in Kleinigkeiten und Prachtaufwand. Der Bau eines prächtigen Nationaltempels wird Salomos Hauptthat. Dadurch tritt

gen des menschlichen Verstandes zu genügen. — Unter den Gründen, weßhalb die jüdische Geschichte eine sorgfältigere und ausführlichere Behandlung verdiene, wird die israelitische Eigenthümlichkeit genannt, die dieses Volk gleich beim Eintritt in die Geschichte entwickelt. Diese, heißt es, besteht darin, daß es durch einen wahrhaft zerfressenden und auflösenden Verstand Alles, was in den Kreis seiner geistigen Thätigkeit fällt, in ein abstrakt Allgemeines verwandelt. Diese Eigenthümlichkeit, wie sie heute die Juden zu eminenten Handelsleuten macht, indem sie an jedem Dinge jenes, auf der einen Seite Abstrakte, auf der anderen Seite aber an jedem concreten Gegenstande Darstellbare, den Geldwerth desselben nemlich, zu bemerken und scharf zu beurtheilen versteht: so war sie auch Schuld daran, daß die Juden zuerst und am zähesten die Einheit des göttlichen Wesens behaupteten. Der Staat aber, welcher am meisten aller concreten Grundlagen in seiner Gestaltung ermangelt, der von der Abstraktion seine Fundamente erhält, ist die Hierarchie, und diese Staatsform konnte also nur von den Juden, und zwar in desto größerer Consequenz, Härte und Unmenschlichkeit, als von irgend einem anderen Volke entwickelt werden. So finden wir in dem jüdischen Staate den Charakter, die Grundzüge, die Entwickelung und den endlichen Untergang aller Hierarchie auf das klarste vorgezeichnet, und lernen an der Herzenshärtigkeit seiner Mitglieder, wie ein Volk nicht leben solle; denn die Hierarchie ist die der menschlichen Entwickelung, und überhaupt der Vernunft, am meisten zuwiderlaufende Form des politischen Bestehens. Speziellere Beziehung für unsere Verhältnisse erhält die jüdische Hierarchie dadurch, daß der Stifter unserer Religion aus dem Volke, das ihr diente, hervorging, und daß so die jüdischen Volks- und Rechtsbücher für uns den Charakter heiliger Bücher annahmen, und diese auf neuere Verhältnisse großen Ein-

fluß durch den Umstand erhielten, daß die Bibel während des Mittelalters das gelesenste Buch war, und daß die Geistlichkeit, in Folge ihrer genauen Bekanntschaft mit der Herrschaft der jüdischen Priester, es versuchte, sich an die Stelle der Priester und Leviten zu stellen, und die Grundzüge der jüdischen Hierarchie zur Grundlage einer neuen Theorie des Staatsrechts zu machen. Aber nicht nur in dem Organismus der christlichen Hierarchie zeigt sich dieser Einfluß, sondern auch einzelne Institute des geselligen Lebens, wie z. B. das der geistlichen Immunitäten, aus denen nach dem Muster der Levitenstädte, die freien Städte des Mittelalters erwuchsen, fanden dort ihr Vorbild. Ein Zeitinteresse, sagt der Verfasser ferner, habe das Studium der jüdischen Geschichte für uns dadurch erhalten, daß durch de Wette's und Vater's Forschungen die Ueberzeugung gewonnen worden sey, daß der Pentateuch nicht nur nicht von Moses, sondern selbst nicht viel früher, als kurz vor oder nach dem Exil verfaßt seyn könne. Hieraus wird nun gefolgert, daß die Geschichte der Juden, bis zu den Zeiten der Richter herab, ferner nicht mehr als Geschichte, sondern nur als Volkssage gelten könne; denn die Begebenheiten einer Familie, wie der Patriarchen, oder eines Volks ohne eigene Oberhäupter, wie der Israeliten in Aegypten, gehören an und für sich nicht in die Geschichte, und was sich von Moses bis Samuel zugetragen hat, fällt, der mangelnden gleichzeitigen Nachrichten wegen, dem Gebiete der Sagen anheim. Ueber Entstehung und Werth der Sagen im Allgemeinen in Bezug auf die hebräischen, sagt der Verfasser sehr schön: „Das Faktum in seiner historischen Eckigkeit wird vergessen, aber der Gedanke, die Idee, welche das Faktum erzeugte, wirkt in der Tradition produktiv weiter, und so wird das Faktum in der Sage zum zweitenmal auf eine rein geistigere, ich möchte sagen, ewige Weise geboren — seine Form entspricht jetzt

reiner seinem substantiellen Inhalt — es wird Poesie. In diesem Sinne ist die ganze ältere, in das Reich der Sagen fallende Geschichte der Juden bis auf Moses eine ewige, eine göttliche Geschichte, weil sie ihrem Inhalt nach der sittlichste und tiefste Mythus ist, der sich aufzeigen läßt.“ In dieser Zeit aber, wo die Schicksale der Israeliten sich im Hirtenleben so einfach fortbewegten, konnte sich der jüdische Nationalcharakter nicht scharf entwickelt aussprechen. Nur in einzelnen Zügen, in Jakobs Betrug, in Josephs eitelen Träumen, tritt schon in dieser ältesten Geschichte jener schneidende Egoismus hervor, der später die Juden in der Historie nur zu sehr auszeichnet. Einen ganz anderen Zuschnitt nimmt die Geschichte an, so wie wir mit dem Heraustreten aus der ägyptischen Gefangenschaft in eine politisch bedeutendere Zeit gelangen. Es ist die Geschichte dieser Zeit, nemlich von Moses bis auf die Eroberung des gelobten Landes, absichtlich verfälscht, und durch Priester, ohne Zweifel im Interesse der jüdischen Hierarchie, ganz und gar entstellt worden. Wir stoßen auf eine Zeit, welche der der pseudoisidorischen Dekretalen, hinsichtlich der wirkenden Interessen, vollkommen gleich ist. Ein Priesterstand hat allmälig die Fäden, welche den Staat regieren, an sich gerissen, und es kommt ihm darauf an, diese usurpirte Stellung, als eine uralte, und ihm von Rechtswegen zukommende darzustellen. Anachronismen und die Sprache einer sehr späten Zeit sind es, welche einzelne Theile des mosaischen Gesetzcodex und das Buch Josua in eine ganz andere Zeit versetzen, als in welcher man ihre Entstehung sonst anzunehmen gewohnt war.

In der zweiten, dritten und vierten Vorlesung, in denen der religiöse Charakter des mosaischen Staates, nebst den daraus hervorgehenden und daraus bedingten gesellschaftlichen Einrichtungen dargestellt

wird, stützt sich der Verfasser zum Theil auf die Forschungen in Michaelis mosaischem Recht. Es wird gezeigt, wie aus dem ursprünglich patriarchalischen Leben nach den natürlich steigenden Bedürfnissen eines emporwachsenden Volkes die richterliche Gewalt und endlich das Königthum sich hervorbildete, und dann erst die Religion fortdauernd wirksam werden und auf die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten Einfluß haben konnte; wie auf diesem Wege das Institut eines Orakels oder eines Priesterthums sich bildete, im Geiste und auf dem Grundsatz des ersten Gesetzgebers fort wirkte und seine Aussprüche unwillkürlich dem ersten Stifter zuschrieb. In diesem Sinne sey nun auch der spätere von Priestern noch so sehr in ihrem Sinne entwickelte jüdische Staat als ein Werk Mosis, und zuletzt als das der aus Moses redenden Gottheit oder göttlichen Begeisterung anzusehen, obwol er darthun werde, daß unmittelbar von Moses wenig mehr als die zehn Gebote herrühren könne. Als ein Staat, der auf Befehl und durch unmittelbare Unterstützung Gottes gegründet worden, ist er eine systematische, kirchliche Einheit, das ganze jüdische Staatsleben ist ein fortdauernder Gottesdienst. Mit den Gliedern hat Gott einen Bund gemacht, dessen Zeichen die Beschneidung ist, und nun hat er als Staatsoberhaupt rechtliche Ansprüche an die Person jedes einzelnen Staatsmitgliedes. Kein Jude darf sich daher auf alle Zeit in die Leibeigenschaft begeben, nach sechs Jahren muß er frei gegeben werden. Jeder Fremde ist aus diesem geheiligten Staate ausgeschlossen, oder die Bedingungen zur Aufnahme sind so hart, daß das jüdische Volk sich vor allen übrigen Völkern abgesondert und unvermischt erhielt. Alles Besitzthum des Volks gehört Gott, er ist alleiniger Grundeigenthümer, daher findet kein eigentlicher Verkauf statt, sondern nur eine Ueberlassung der Ernten bis zum Jubeljahre. Alle 50 Jahre

wird so Palästina, hinsichtlich des Grundbesitzes, auf den alten Fuß gestellt. Nur in Bezug auf Landwirthschaft giebt es Gesetze. Kaufleute und Handwerker sind nicht, also auch kein Bürgerstand, und kein Gegensatz gegen den Landwirthschaft treibenden Adel. So ist dem hierarchischen Grundcharakter doch ein demokratisches Element beigemischt, aber wie die Demokratie überhaupt die schlechteste aller Regierungsformen ist: so ist die jüdische Demokratie, weil ihre Tendenz nur auf die Befriedigung des niedrigsten Lebensbedürfnisses geht, die schlechteste von allen. Wie die Hierarchie überhaupt keinen Gegensatz duldet, so ist auch der jüdische Familienvater alleiniges Oberhaupt, sein Weib ist seine Untergebene. Die Eingehungsweise der Ehe ist Kauf, und der Preis eines Weibes dem eines Knechtes gleich. Polygamie ist gesetzlich erlaubt. Das Erbrecht ist auf Zusammenhaltung des Areals bei jedem Stamme und auf Machtbegründung der Stamm- und Familienhäupter berechnet. Aus dem Schutze, den ein Familienglied dem andern zu leisten schuldig ist, entstand Blutrache als gesetzliche Verfügung; doch wurde ihre Strenge durch die Freistätten — drei auf jeder Seite des Jordans — gemildert.

Als wichtig, aber bereits lange vor Moses bestehend führt der Verfasser das Verhältniß der Stammältesten an, die selbst noch da bedeutenden Einfluß auf die Regierung behaupteten, als bereits Könige über Palästina herrschten. Der König kann, nach der Natur des gegensatzlosen hierarchischen Staates, entweder nur eine Person mit der des Hohenpriesters seyn, wie zur Zeit der Makkabäer, oder von demselben abhängig und ihm unterworfen. Alles, was ihm Selbständigkeit verschaffen kann, ist ihm verboten. Der Stamm Levi, dessen Stammältester Hoherpriester war, war vor allen bevorrechtet und gewissermaßen an Gottes Statt Grundherr des ganzen

Landes. Er lebte von den Zehnten, den Zinsen des Landes, und in seinen Händen war jede geistige Gewalt. Jehova selbst nun war unmittelbarer Leibherr aller Personen, unmittelbarer Eigenthümer von Grund- und Boden, unmittelbarer Constituent der Obrigkeit und Priester. Abgötterei war Rebellion und Majestätsverbrechen, auf welches die Strafe der Steinigung gesetzt war. Eben so steht auf Gotteslästerung und falsches Prophetenthum der Tod. Daß bei dieser Strenge Aufrechthaltung des einen hierarchischen Prinzips der Zweck war, leuchtet noch mehr ein, wenn man betrachtet, wie andere Verbrechen, z. B. Meineid, fast gar nicht bestraft wurden.

Die fünfte Vorlesung, eine der schönsten und lehrreichsten, zeigt, wie man in den Büchern Mosis und Josua zwei Elemente deutlich wahrnehme, das patriarchalische und das künstlich hierarchische. Im Buch der Richter verschwindet das hierarchische plötzlich ganz, und das andere herrscht so vor, daß das Daseyn des erstern vor dieser Zeit nicht angenommen werden kann. Um hierüber ins Klare zu kommen, sey dreierlei zu untersuchen nöthig: 1) Die Natur und das Prinzip aller Theokratieen und Priesterstaaten; 2) die Entwickelung des priesterlichen Elements im jüdischen Staate, und 3) die Authentie der Quellen der jüdischen Geschichte.

Die Hierarchie unterscheidet sich von jeder andern Verfassung dadurch, daß ihr Prinzip nicht in einem menschlichen Verhältnisse, sondern in einem jenseit der Wirklichkeit liegenden abstrakten Gedanken zu finden ist. Sie ist wesentlich verfolgend und bedarf Gewalt und Strafen zu ihrer Aufrechterhaltung. Sie beruft sich auf göttliche Begründung, und hat so gegen jede menschliche Prätension absolut Recht. Sie ist daher schneidend, consequent, gefühllos und fanatisch. Zur bessern Erkenntniß

vergleicht hier der Verfasser wechselsweise die jüdische Hierarchie mit der des Mittelalters und dem in der französischen Revolution durch Robespierre aufgestellten, dem hierarchischen völlig gleichen Tugendprinzipe (Siehe S. 57—59).

Hieraus wird gefolgert: a) daß die jüdische Verfassung, wie sie vor uns liegt, nicht leicht von einem Menschen, noch weniger in einem Menschenalter eingeführt seyn könne, b) daß die sie enthaltenden Urkunden also auch keine gleichzeitige Entstehung haben, oder doch verfälscht und später abgefaßt seyn müßten, ähnlich den pseudoisidorischen Dekretalen, c) und daß bei Ein- und Durchführung dieser Verfassung Parteiung und Noth des Volks im Spiel gwesen seyn müsse. — Ehe diese Punkte näher berührt werden, macht der Verfasser auf die Mittel aufmerksam, deren Anwendung die Gründung und Erhaltung einer hierarchischen Verfassung fordert. Das Joch wird als Zierde dargestellt. Der Stolz der Juden im Alterthume, der katholischen Kirche im Mittelalter, des Peuple vertueux in der neuesten Zeit hat nur eine und dieselbe Quelle. Die Herrschaft erstreckt sich über die kleinlichsten Verhältnisse und macht die an sich gleichgültigsten Handlungen von religiösen Ceremonien abhängig, und bildet sich so eine von der weltlichen unabhängige geistige Jurisdiktion: so daß dem Menschen keine Sphäre bleibt, in der er sich frei fühlen lernt. Dennoch hat die Hierarchie in der Weltgeschichte ihren Platz, auf dem sie vor der Vernunft gerechtfertigt werden kann. Der natürliche und hartnäckige Sinn roher Völker kann nur durch solche geistige Formen gebrochen werden; nur durch die härtesten Bande gelangt das sinnlich rohe Gemüth zu höherer, geistiger, freierer Cultur, und wie das Christenthum eine Frucht der jüdischen Hierarchie, so ist die geistige Freiheit des Protestantismus die Frucht des Papstthums.

Die sechste Vorlesung behandelt den Ursprung und die Entwickelung der jüdischen Hierarchie und lehrt, daß, da zur Zeit der Richter von Priestern und Leviten, vom ausschließlichen Opfern bei der Bundeslade und von einem so ausgebildeten Cultus überhaupt nicht die Rede ist, wie im Pentateuch und im Buch Josua, entweder angenommen werden müsse, daß nach Josua bis zu den Zeiten der Könige die Hierarchie völlig zerfallen und vergessen worden sey, oder daß sie vor dieser Zeit in sehr rohen Anfängen bestanden und sich erst allmälig nach David und Salomo entwickelt habe. Die angeführten Belege sind schlagend und gestatten kaum noch einen Einwand. Samuel selbst ist, obwohl Priester, nicht aus dem Stamme Levi; eben so wenig David und Salomo, die doch Opfer und priesterliche Geschäfte verrichten. Ferner wird von der Seite politischer Einsicht aus gezeigt, daß eine von dem Princip der Hierarchie ausgegangene Verfassung unmöglich von selbst in Verfall gerathen, sondern nur durch Gewalt zerstört werden kann, daß dieß aber in den Zeiten der Richter keineswegs der Fall gewesen sey.

In der siebenten Vorlesung werden die Gründe angegeben, welche für die Zusammensetzung des Pentateuchs aus verschiedenen Bestandtheilen sprechen. Hauptgründe seyen Widersprüche und Anachronismen, die sich mehrfach und evident aufzeigen lassen. Die Wiedereinlösung der Städte und Häuser der Leviten (im 3. Buche), deren Stellung zum Volke erst im 4ten bestimmt wird. Im 4. Buche verweigern die Edomiter den Israeliten den Durchzug und im 5ten ist das Gegentheil erzählt. So ferner die Widersprüche in den Angaben über die Zeit, wann ein Knecht frei werden soll. Desgleichen unnütze Wiederholungen, wie die doppelte mit verschiedenen Nebenumständen verknüpfte Erzählung vom Manna und den Wachteln, die Einschiebsel und der ganze fragmen-

tarische Charakter des dritten Buchs (Genes. 36, 31., ein Fragment über die edomitischen Könige, kann erst zu Sauls Zeit geschrieben seyn). So ist das 26. Cap. des 3. B. außer der Erwähnung des Sabbatjahrs, welches vor dem Exil nicht bekannt ist, noch eines weit späteren Ursprungs verdächtig, wegen der abweichenden Sprache, die sich deutlich als die der Propheten zu erkennen giebt. Dieselbe Bewandniß, als mit dem Sabbatjahre und Jubeljahre, hat es mit den ökonomischen und Königsgesetzen, mit Gesetzen über Molochsdienst u. s. w., theils weil die Gegenstände dem Gesetzgeber unbekannt waren (wie Molochsdienst und Weinbau), theils weil vor dem Exil wider manche dieser Gesetze gehandelt wurde, ohne daß die Uebertretungen als solche anerkannt wären.

Das Resultat ist, daß die ganze Gesetzsammlung, die wir unter Mosis Namen kennen, zu sehr verschiedenen Zeiten und zwar während eines ganzen Jahrtausends aufgesetzt worden ist. Für dichterische, zum Theil phantastische Volkssagen werden die Landplagen in Aegypten, der Auszug, der Zug durch das Meer und die Wüste ꝛc. erklärt. Als Erzeugnisse des Volkshasses der Fluch Noahs gegen seinen Enkel Canaan, weil sein Vater Ham ihn verspottet hatte, und die Schandgeschichte der Töchter Lots, um ihren unversöhnlichen Feinden, Ammonitern und Moabitern, einen schmachvollen Ursprung vorzuwerfen. Als eine bloße Geburt dichterischer Phantasie ist ferner der ganze Bau der Stiftshütte in der Wüste, zu dem es an allen mechanischen Bedingungen fehlt, anzusehen.

In der achten Vorlesung spricht der Verfasser zunächst über die successive Ausbildung des Levitismus, dann folgt eine kritische Beurtheilung über den historischen Werth der geschichtlichen Bücher des A. T., und endlich eine Eintheilung der Geschichte in Perioden.

Als Beleg für das erste werden die außerordentlich detaillirten und raffinirten Speise- und Reinigungsgesetze angeführt, die vom größten Einflusse priesterlicher Elemente zeugen, der erst in späterer Zeit möglich war. Die Thatsache, daß die Leviten nachmals wirklich in dem Besitz der ihnen in den Büchern Mosis und Josua zugetheilten Städte sich befunden, sucht der Verf. dadurch wahrscheinlich zu machen, daß die Freistädte später Levitenstädte geworden seyen. Außerdem führt er zureichende Belege dafür an, daß die Leviten früher eine sehr untergeordnete Stellung hatten und daß sie sogar nur erst in dem 5. Buch Mosis, das vor den übrigen das Gepräge eines sehr späten Ursprungs trägt, mit den Priestern in unmittelbarer Verbindung genannt werden. Priester und Leviten heißt es hier stets, während in den ersten Büchern die Leviten nur als Diener der Priester vorkommen. Auch hinsichtlich der Feste, besonders des Passah- und Laubhüttenfestes läßt sich ein allmäliges Weiterbilden beobachten. — Nun folgt eine in einer Totalübersicht gegebene Geschichte der jüdischen Hierarchie, woraus erhellen soll, daß die hierarchische Verfassung, wie sie im Pentateuch dargestellt wird, erst in der spätern Zeit des Reiches Juda ihre Ausbildung erhielt, und daß daher der Pentateuch selbst, so wie auch das Buch Josua, erst in und nach dieser Zeit zusammengestellt werden konnte. Unwiderleglich sind die deshalb geführten Beweise. Jerusalem, bis auf Davids Zeit von Jebusitern bewohnt und Jebus genannt, heißt im Buch Josua schon Jerusalem. Der Verf. dieses Buches weiß nichts mehr über die Zeit, wo Jebus den Israeliten unterworfen wurde. Die Ausdrücke Gebirge Juda und Israel im Josua sind nur nach der Theilung dieser Reiche möglich. Der Fluch Josuas über den Erbauer Jerichos geht erst bei einer zweiten Wiedererbauung durch Chiel unter dem König Ahab in Erfüllung, und kann also nicht eher geschrieben seyn

Außerdem trägt das Buch Josua in der ganzen Darstellung und Sprache den Charakter einer sehr späten Zeit an sich, und wenn es auch alte Sagen aufgenommen hat, kann es in der Ausführung nicht für historische Thatsache gelten. Das Buch der Richter, obgleich älter und von größerem historischen Werthe, setzt der Verf. der neuern Sprache und des häufigen Ausdrucks wegen, „zu der Zeit war kein König im Lande, und jeder that, was ihm recht däuchte!“, in die spätere Zeit des Königthums. Die Bücher Samuels von ächt epischem Charakter und heroischer Haltung können nicht gleichzeitig seyn, weil sie in der Sprache und Weise der Bücher der Könige verfaßt sind, und diese einen Zeitraum von 400 Jahren umfassen. Die Bücher der Chronik können nach dem Zeugniß von de Wette und Gesenius erst Jahrhunderte nach den Büchern der Könige ꝛc. verfaßt seyn. Die ersten gleichzeitigen Quellen sind nächst den nur mit Sorgfalt zu benutzenden Schriften der Propheten, die Bücher Esra und Nehemia. In dem ersten Buche der Makkabäer haben wir eine gleichzeitige Quelle und zwar eine der schönsten und herrlichsten im A. T. Für die Zeit nach den Makkabäern ist Josephus durchaus glaubwürdig.

Die jüdische Geschichte theilt der Verfasser in folgende drei Hauptperioden:

1) Die rein-orientalische. Von Abraham bis auf die Vereinigung des Landes mit Alexanders Reiche.
2) Die griechisch-orientalische. Von da bis auf die Einmischung der Römer in die Angelegenheiten des Landes.
3) Die römisch-orientalische. Von Herodes d. Gr. (39 v. Chr.) bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus.

Jede dieser drei Hauptperioden zerfällt in drei Unterabtheilungen.

Die neunte Vorlesung fängt die eigentliche Geschichte an, und obgleich der Verfasser die Begebenheiten

vor Moses berichtet, sagt er doch, daß die Geschichte erst mit Moses anfange. Die Ereignisse einer Familie, die nicht Fürstenfamilie ist, und eines Volks ohne politische Unabhängigkeit, gehöre dem Gebiete der Geschichte im höheren Sinne nicht an. Die Erzählung von der Leibeigenschaft des Volks, mit Ausnahme der Priester, ist eine Erdichtung der Leviten, welche dieß Recht von Pharao auf den Befreier Jehova übertrugen und nun für ihn und seine Priester nicht mehr den Fünften, sondern nur den Zehnten verlangten. Was im Einzelnen von der Geschichte Mosis, eines der größten Männer, die je gelebt haben, und von seiner Gesetzgebung wahr seyn mag, kann jetzt nicht mehr ausgemittelt werden. Gewiß ist, daß er der jüdischen Nation ein selbständiges Daseyn gab, den Auszug organisirte, und dadurch, daß er die Gottheit als das unmittelbar Befehlende hinstellte, den Leviten die Gelegenheit vorbereitete, diesen eigenthümlichen theokratischen Staat zu entwickeln. Eine Untersuchung über die Zeitdauer und Localität des Zuges in der Wüste ist schwierig und bleibt zweifelhaft; dennoch bezeichnet der Verfasser ungefähr den Weg, seine Ansichten durch die Aussagen neuerer Reisenden begründend. Es folgt die Besitznahme der prächtigen, östlich vom Jordan gelegenen Gebirgsgegend, und die Niederlassung der den Hirtenstand über Alles liebenden Israeliten, dann eine lebendige Beschreibung des merkwürdigen Jordanthales, des todten Meeres, zuletzt des Uebergangs durch seichte Stellen des Flusses und der Erstürmung Jericho's. [illegible]

[illegible]

Um nun mit dem Schauplatz näher bekannt zu machen, auf dem die Israeliten ihr Volksleben entwickelten, giebt der Verfasser in der zehnten Vorlesung eine Beschreibung des Landes. Palästina zerfällt in vier, durch eigenthümliche Naturverhältnisse verschiedene Landschaften.

[illegible]

1) Galiläa, ein Gebirgsland mit der im Norden und Nord-Osten von Gebirgen begränzten Hochebene Esdraelon, deren Natur die Bewohner mannichfach ausbildet und zu einem in Geschäften und Thaten rüstigen Volke macht.

2) Samaria, ein üppiges Gebirgsland, herrlich bebaut und bewässert. Die freundliche, zu Naturgenuß, zu milderem und freierem Denken einladende Natur läßt in den Bewohnern, die gleichwohl ihre eigne Hierarchie ausbildeten, doch nie so bornirte Erstarrung Platz greifen, als im Priesterstaate Judäas. Sie erscheinen als die Protestanten der jüdischen Welt.

3) Judäa, in dem westlichen Theile gebirgig und Samarien ähnlich, doch nicht so fruchtbar und nach dem Jordan zu eine bergige, wüste, zum Anbau größtentheils unfähige Landschaft, mit Ausnahme der schönen Oase von Jericho. Jerusalems nächste Umgebungen selbst sind steril und unerfreulich. Eine freundliche Berührung mit Fremden war wenig vorhanden. In dieser kargen, eintönigen Gegend mußte sich die starre Hierarchie der weltpriesterlichen Eiferer ausbilden. Viele, die in ihrer Natur etwas diesem starren Priesterthume Feindliches fühlten, verließen gern diesen unfreundlichen Boden, wo nichts Besseres gedeihen wollte, als das abstrakte System des jüdischen Tempels, und wandten sich zu Galiläern und Samaritanern.

4) Der Küstensaum Palästinas, eine tiefliegende Ebene, voll der üppigsten Vegetation, aber auch über die Maßen heiß und ungesund, zu klein und erst zu spät den jüdischen Fürsten unterworfen, um für die innere Gestaltung viel Motive zu geben. —

In diesen vier Landschaften und in dem Gebirgs- und Hirtenlande Gilead, östlich vom Jordan, ist eine

Mannichfaltigkeit der Lebensweisen gegeben, wie sie nicht leicht ein anderes Land von so geringem Areal aufzuweisen hat.

In der elften Vorlesung stellt der Verfasser die Zeit der Richter dar, und zwar die Richter als Häupter des Volks, welche umherziehend an Opferstätten Recht sprechen, und als Retter und Heilande in der Zeit der Noth, und die ganze Zeit freier That und freier Anerkennung als fürchterlich roh und grausam. Er vergleicht die den Arabern und zum Theil auch den heutigen Juden eigene Physiognomie, wie unter den lebendigen, geistreichen, nicht selten außerordentlich schönen Augen, sich das Untergesicht in vollen Formen hervorschiebt, und das Gebiß mit wunderbarer Länge und Rohheit heraustritt, — dem ganzen natürlichen Daseyn der Israeliten unter den Richtern. Das sinnliche Wirken dieser gottberufenen Helden erscheint uns so kannibalisch, wie man es nur bei den rohesten Arabern antreffen kann. Dieser Charakteristik gemäß werden nun die einzelnen Thaten und Begebenheiten der Helden Israels betrachtet und beurtheilt.

Bei der Opferung der Tochter Jephtha's bemerkt der Verfasser, daß dieß nicht als einzeln dastehende That zu betrachten sey sondern daß da nothwendig Alle an diese abstrakte Denkweise gewöhnt und das ganze Leben in entsetzliche Gegensätze zerrissen gewesen seyn müsse. Die Art, wie sich alle Verhältnisse bilden, zeigt den Zustand des ersten Anfangs und der Gährung. Geordnete Obrigkeit und Gesetze sind noch nicht zu finden. Persönlicher Muth und Gewalt, rohe Leidenschaften führen die Regierung. Nur hie und da blickt über dieß von wilden Mächten bewegte Gebiß ein milderes Auge und der Gedanke an ein wahrhaft über diese niedere Sphäre Erhebendes herüber. An eine specielle Geschichte dieser Zeit ist weiter nicht zu denken, und

besonders an keine chronologische Ordnung, da Zahlen sich bei Sagen gerade am meisten verändern. Schön ist, was der Verfasser über die abentheuerlichen Sagen des humoristischen Helden Simson sagt. Den Schluß dieser rohen Zeit macht Samuel, der die allgemeinen Angelegenheiten des Volks, wie sie der Zufall herbeiführte, zu einer festen Regierung ordnete. Als er aber, obgleich kein Levit, doch die Geschäfte eines Priesters und Richters mit Billigkeit und in der Furcht des Herrn versehend, alt ward, nöthigte ihn das Volk, einen König zu wählen, und nun gelangen wir bei der Entwickelung der Verfassung zum Königthum in eine klare geschichtliche Welt, die Chronologie wird sicherer, die Behörden fester, der Priesterstand mehr mit bestimmten Rechten ausgestattet. Die Residenz wird Hauptstadt und Mittelpunkt der Volksbildung; die von den Königen begünstigte Dichtkunst erhält größere Vollkommenheit, die geschichtlichen Monumente und Dokumente, die bildenden Künste durch die Bauwerke der neuen Königsstadt lebendigeren Aufschwung.

In der zwölften Vorlesung, die die Regierung Sauls enthält, wird besonders der Satz durchgeführt, daß wie Samuel, der damaligen Stufe des menschlichen Bewußtseyns gemäß, besonders bei der Wahl Sauls in dem Wahne befangen war, seine leidenschaftlichen persönlichen Erregungen seyen von Gott gesandt, und die Vorstellungen in dieser Stimmung seyen Gottes Ausspruch, so auch die sogenannten Aussprüche Gottes, womit Richter und Propheten Entscheidungen gaben, oft bloß subjektiver Natur waren. Ferner zeigt der Verfasser, um auf die späte Entwickelung des Levitismus und der Hierarchie aufmerksam zu machen, daß neben den Aeltesten (den Familien- und Stammhäuptern) weder Priester, noch Leviten, noch sonst wer, als einflußreiche Personen genannt werden. Samuel und Saul sind nicht priesterlichen Stammes, ihr

Ansehen geht nur aus ihrer Persönlichkeit hervor, und doch bauen sie Altäre und opfern.

Die dreizehnte Vorlesung stellt das Leben Davids dar, als das eines Helden, eines wahrhaft großen Mannes, der, ausgezeichnet in jeder Weise, jedes großen Gefühls fähig, unternehmend, liebend, aber auch von gewaltigen Leidenschaften fortgerissen, die geistige Forderung seiner Zeit versteht und so eine neue Gestaltung der Verhältnisse einführt. Die Geschichte wird etwas weitläufig erzählt, und zwar nach dem Grundsatz, daß die Persönlichkeit eines Mannes, der die neue feste Gestaltung des Staats beginnt und leitet, von außerordentlicher Wichtigkeit sey. — Die Propheten, die seit Samuel auftreten, erscheinen in freundschaftlicher Verbindung mit den Priestern, die, obgleich von David begünstigt, doch nur als Staatsdiener auftreten. — Es entwickelt jetzt das israelitische Volk eine höhere Kraft, als je vorher, und bald sind alle Feinde weit umher unterworfen. David selbst, als es ihm körperliche Schwäche unmöglich macht, sich weiter in Thaten zu genießen, lebte in Ruhe und Anerkennung und dichtete seine Psalmen, — eine Ansicht, die durch die Jugendfülle und Kraft, welche in den Psalmen sich ausspricht, wenig bestätigt wird. —

Die vierzehnte Vorlesung, welche die Geschichte der Juden bis zur Trennung der beiden Reiche enthält, beginnt in Bezug auf Salomo mit der Bemerkung, daß Söhne von praktisch-tüchtigen Regenten, namentlich solcher, die bisher getrennte Reiche vereinigten und Herrschaften gründeten, etwas Phantastisches, Prachtliebendes, Extravagantes in ihrem Charakter haben. Es bleibt dem Sohne nichts Wichtiges zu thun übrig, er erschöpft sich in Kleinigkeiten und Prachtaufwand. Der Bau eines prächtigen Nationaltempels wird Salomos Hauptthat. Dadurch tritt

zugleich Achtung gebietend und mit grösserem Glanze der Priesterstand hervor. David gründet das israelitische Reich, Salomo die Hierarchie. Der Luxus dringt auch in den Cultus ein. Salomo wird, nachdem Alles geordnet ist, gleichgültig, und weil er, sich die Langeweile zu vertreiben, bauen wollte, bauete er den Göttern seiner ausländischen Weiber Tempel.

Unterdessen vergaß man Davids Verdienste, und nach Salomons Tode forderten besonders die nördlichen Provinzen Erleichterung ihres Joches. Das Abgabensystem und die mit vielen Kosten und Beschwerden verknüpfte Entfernung von der einzigen Opferstätte macht sie unzufrieden. Die Reiche mußten sich trennen, die Zeit einer patriarchalischen Regierung war vorüber, und so wurde Jerobeam erwählt zum König der nördlichen Stämme. In diesem neuen Reiche Ephraim (nicht Israel nennt es der Verfasser) wurde nun zugleich eine neue Hierarchie gegründet, ein Haus der Höhen gebaut, neue Feste und ägyptischer Thierdienst eingeführt, und auf Leviten keine Rücksicht genommen. Die Propheten, die, den Predigermönchen im Mittelalter ähnlich, ein geistliches Heer bildeten, eiferten dagegen. Sie bildeten in Ephraim fortwährend die hierarchische Partei, während sich in Juda das Volk am meisten, und der Hof und die vornehme Welt am wenigsten den priesterlichen Anmaßungen fügte.

In der funfzehnten Vorlesung ist die Geschichte des Reiches Ephraim erzählt. In diesem Lande der Glaubensfreiheit beruht die Wahl der Fürsten auf menschlicher Einsetzung, daher der häufige Dynastienwechsel. Gegen Glaubensfreiheit, königliche Gewalt, gegen Thierdienst, Baalsdienst und Höhendienst eifert die fanatische Partei der Propheten, deren phantastischer, befangener Charakter sich besonders in Elias Leben und Tode zeigt. Es sind be-

sonders unglückliche Völker, die am ersten, an irdischer Hülfe verzweifelnd, sich denen in die Arme werfen, die ihnen himmlische versprechen. Sie begünstigen immer fanatische Parteien, und so auch hier. Wenn sich auch in der Zeit der Noth der König an sie anschloß, so mußte er doch nachher wieder, sobald die Noth vorbei war, die hierarchischen Anmaßungen zurückweisen. — Als endlich von Osten her dem Reiche Ephraim der Untergang bereitet wurde, war es gerade diese Prophetenpartei, die fortwährend gegen die Regierung gearbeitet hatte, indem sie das Volk moralisch von ihr trennte und das Reich innerlich zerreißen half, welche den Folgen ihres eigenen Wirkens am meisten entgegeneiferte. So waren Schwäche nach Innen und Außen, Auflösung aller sittlichen und rechtlichen Bande, und endlich die Knechtschaft, die Folgen des Strebens dieser Vorgänger der Pharisäer, die ihren religiösen Forderungen alles weltliche Wohl unterordneten.

Ganz verschieden davon ist die in der **sechszehnten Vorlesung** dargestellte Geschichte des Reiches Juda. Die von Gott eingesetzten Könige herrschen unangefochten, es fehlt also der Anlaß zu Bürgerkriegen. Die hierarchische Partei, noch verstärkt durch Ausgewanderte aus Ephraim, sucht ihre Forderungen im Nothfalle durch Volksaufwiegelung geltend zu machen. Das Hauptinteresse besteht also in dem Entwickelungsgange des Priesterthums und dessen Siege über die Widersetzungen der Großen des Reichs. Die eigentliche Ausbildung des hierarchischen Systems fällt in die Regierungszeit des Königs Josias (Vgl. S. 177 — 180).

Die **siebzehnte Vorlesung** setzt die jüdische Geschichte während und nach der Zeit des sogenannten babylonischen Exils fort, erzählt die neuen Einrichtungen nach der Rückkehr und schließt so die erste, oder rein-orientalische Periode.

Die zweite, griechisch-orientalische Periode ist in den drei folgenden Vorlesungen enthalten, wie die Juden unter Alexander und den ägyptischen und syrischen Königen stehen und sich in langem Kampfe gegen Syrien durch die Makkabäer frei machen, welche dann unbestritten bis auf Herodes den Großen herrschen.

Es beginnt nun der Einfluß der Römer und damit der letzte Zeitraum. In der zwei und zwanzigsten bis vier und zwanzigsten Vorlesung ist mit besonderer Vorliebe die Geschichte Herodes des Großen und seiner Familie erzählt, und die letzte schließt mit der Zerstörung der Stadt Jerusalem.

Referent erlaubt sich nicht, einen näheren Auszug dieses letzten Theils zu geben, theils weil er die ihm anempfohlne Kürze schon ohnehin zu wenig berücksichtigt hat, theils weil das eigentlich Auszeichnende des vorliegenden Buchs in dem Dargestellten bereits mitgetheilt wurde. Wir gehen also zur Beurtheilung selbst über und geben darin eine übersichtliche Darstellung der Entwickelung des jüdischen Volkes und Staates, wie sich dieselbe nach unserer Ansicht gestaltet hat, wodurch denn Vieles, hinsichtlich dessen wir mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, und manches Einzelne, das sonst weitläuftiger von uns hätte berührt werden müssen, seine Erledigung finden wird.

Um den Werth dieses bedeutenden Buches anschaulich darzustellen, ist es nöthig, auf die zwiefache Weise der Geschichtsbehandlung aufmerksam zu machen, welche hier besonders Statt haben kann. Der Historiker kann nämlich die Völkergeschichte compilatorisch oder pragmatisch bearbeiten, d. h. er kann die Thatsachen sammeln, kritisch untersuchen, systematisch ordnen und, so weit es sich

auf dem Wege der Reflexion thun läßt, den nothwendigen äußern Zusammenhang des Geschehenen nachweisen. Es kann aber auch philosophisch verfahren, sich nicht sowohl um die größere und geringere Anzahl von Thatsachen bekümmern, nicht um deren äußere Begründung und Folgeentwickelung, nicht sowohl um die äußere Lebensseite der Menschheit, als vielmehr um deren innere Entwickelung, um die Andeutung und mögliche Darstellung des Geistes und des Weltbewußtseyns des Volks, aus welchem die Begebenheiten, wie Blüthen und Früchte aus ihrem Samen, hervorgingen. Obwohl wir nun diese letztere Weise als die höhere anerkennen, so muß doch auch zugestanden werden, daß das Verfahren jener ersten, besonders insofern es mit Unbefangenheit und Aufrichtigkeit geschieht, sehr wichtig, ja absolut nothwendig ist, da die äußere Seite der Geschichte den Halt und den Maßstab aller höhern oder philosophischen Erkenntnisse und Geschichtsdarstellungen abgiebt. Wie jetzt indessen die wissenschaftliche Bildung sich gestaltet hat, und bei der großen, bereits gesammelten Masse von empirischen Kenntnissen, scheint es weniger Noth, oder doch nur ein untergeordnetes Geschäft, das Gebiet der Erfahrungskenntnisse in Bezug auf die Geschichte zu vermehren, und so bleibt dem Historiker die höhere Aufgabe gestellt, entweder selbst auf philosophischem Wege die geistige Seite der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange zu untersuchen, oder doch die Resultate philosophischer Forschungen für das Geschichtsstudium zu benutzen und so die Beurtheilung geschichtlicher Thatsachen nicht nur äußerlich, sondern nach der innern Seite hin zu begründen. Gilt dieß aber von der Geschichte überhaupt, so muß eine höhere Geschichtsbehandlung besonders für die jüdische Geschichte gefordert werden, da deren Quellen völlig abgeschlossen und bekannt, und gerade jetzt durch die Forschungen ausgezeich-

neren Orientalen und Theologen neue Gesichtspunkte für dieselben eröffnet sind.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat mit Bestimmtheit die Nothwendigkeit eingesehen, einen höhern Gesichtspunkt aufzustellen, unter welchem die israelitische Geschichte, nach mehreren Seiten menschlicher Erkenntniß hin, betrachtet werden könne. Wird ihm auch nicht eine allgemeine Beistimmung zu Theil werden, ja werden selbst diejenigen, welche im Ganzen seiner Bahn folgen, vieles Einzelne in seinen Ansichten umändern und, was gewiß zu wünschen ist, das von ihm oft nur Angedeutete und ohne feste Begründung Angenommene weiter entwickeln und fixiren: so wird ihm doch die Anerkennung stets bleiben, die Bahn, auf welcher bei dem Studium der jüdischen Geschichte fortgeschritten werden müsse, mit Entschiedenheit vorgezeichnet zu haben. Wenn wir nun als Beurtheiler dieses Buches auftreten und somit uns über dasselbe stellen: so müssen wir bekennen, daß wir diesen höheren Platz eben nur durch dieß Buch selbst gewonnen haben. Die Tendenz des Buches ist, neben der Darstellung der jüdischen Geschichte den Gedanken durchzuführen und zu begründen, daß der Pentateuch nicht durch Moses, sondern durch Priesterraffinement, sehr spät und allmälig und aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt sey. Wir wollen nachher zeigen, wie wir uns die Entwickelung der jüdischen Hierarchie und die Entstehung der Bücher Mosis denken, und bemerken hier vorläufig, daß jedenfalls die Ansicht über die Bildung des mosaischen Staates als richtig zugestanden werden muß, nach welcher nemlich Moses in wenigen einfachen Gesetzen die Grundzüge einer später sich entwickelnden hierarchischen Staatsverfassung aufgestellt hat, und daß diese Grundzüge nachmals das leitende Princip für die, wenigstens anfänglich in demselben Sinne fortbildenden Prie-

ster wurden. Die Ansicht dagegen, daß die Geschichte der Zeit von Moses bis auf die Eroberung des gelobten Landes absichtlich und bewußt von den Priestern verfälscht und im Interesse der jüdischen Hierarchie ganz und gar entstellt sey, kurz, daß die ganze jüdische Hierarchie eine Gewebe der eigennützigen und raffinirenden Priester und Propheten sey, — können wir, besonders in dieser Schärfe hingestellt, ohne bedeutende Modifikation nicht als richtig annehmen. Ueberhaupt scheint der Verfasser manche neue und überraschend glückliche Ansichten, besonders weil sie mit den bisherigen Meinungen fast der ganzen christlichen Welt in direktem Widerspruche stehen, in all zu großer Schärfe und Consequenz aufgefaßt und behauptet und über die abstrakte Festhaltung der Form, in der sich ihm zuerst seine Ansichten entwickelten, manchen andern, sonst nahe liegenden Gedanken übersehen zu haben. — So übergeht er gleich (S. 1.), wo er die Gründe aufzählt, weßhalb die Geschichte des jüdischen Staates von Geschichtsforschern vernachlässigt sey, einen Hauptgrund, daß wir nemlich wegen der nähern Bekanntschaft mit den Schriften des neuen Testaments, in denen die Juden uns als Gegner Christi und somit auch des Christenthums und unserer selbst entgegentreten, wider sie eingenommen werden, und daß wir diese Abneigung, die ursprünglich nur den Zeitgenossen Christi gilt, auf das ganze Volk übertragen. Wie es in gleicher Art geschehen ist, daß so lange Zeit hindurch die römisch-katholische Kirche, und das Mittelalter in seiner ganzen Dauer nur von dem Standpunkte des Reformationszeitalters aus beurtheilt, und die Abneigung, die uns durch die bekannte Geschichte der römischen Hierarchie des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts eingeflößt worden, auf alle vorhergehende Jahrhunderte übergegangen ist.

Der Verfasser erkennt den Unterschied zwischen den Israeliten vor Christo und den heutigen, die doch, alles geistig concreten Lebens ermangelnd, nur als todte Form eines untergegangenen Volkes, ja nur als Zerrbild oder Karrikatur jenes alten Israel zu betrachten sind, so wenig an, daß er vielmehr diese Unterschiedslosigkeit als einen Grund angiebt, weßhalb die israelitische Geschichte eine sorgfältigere und ausführlichere Behandlung verdiene. Auf gleiche Weise hat die Ansicht, daß die Juden der frühesten Zeiten mit den heutigen dieselbe Eigenschaft haben, die Fähigkeit nemlich, Alles, was in den Kreis ihrer Geistesthätigkeit fällt, mittelst eines wahrhaft auflösenden und zerfressenden Verstandes in ein abstrakt Allgemeines zu verwandeln, den Verfasser zu einer schiefen Beurtheilung der frühern jüdischen Geschichte bis zu den Königen verleitet. Der allgemeine und nahe liegende Gedanke, daß ein Zustand, der auf einer zerrissenen und abstrakten Denkweise ruht, weder bei einem einzelnen Menschen, noch bei einem Volke ursprünglich seyn kann, sondern daß demselben eine lebensvolle, geistig-concrete Periode vorangegangen seyn müsse, als deren Resultat oder gespenstisches Schattenbild eben dieser Zustand zu betrachten sey, ist dem Verfasser verdeckt geblieben. Das Gelübde Jephthas und die Opferung seiner Tochter führt ihn zu der Bemerkung, daß dieß nicht als einzeln dastehende That zu betrachten sey, sondern daß nothwendig Alle an diese abstrakte Denkweise gewöhnt und das ganze Leben in entsetzliche Gegensätze zerrissen gewesen seyn müsse. Aber abgesehen davon, daß wir in der frühern griechischen Geschichte völlig entsprechende Begebenheiten aufgezeichnet finden, welche der Verfasser doch nicht einer gleich abstrakten Denkweise zuschreiben wird: so kann jene Handlung auch an und für sich als ein Zeugniß eines concreten lebensvollen Weltbewußtseyns und ei-

nes kindlich frommen Gehorsams begriffen werden, ja es ist diese That Jephthas von Abrahams Opferung seines Sohnes nur durch größere Rohheit unterschieden. Der Verfasser sagt so vortrefflich in Bezug auf die Schönheit der ebräischen Sagen: „Das Faktum in seiner historischen Eckigkeit wird vergessen, aber der Gedanke, die Idee, die es erzeugte, wirkt in der Tradition produktiv weiter, und so wird das Faktum in der Sage zum zweitenmale auf eine rein geistigere ewige Weise geboren.“ Wie dieß gewiß wahr und allgemein gültig ist, eben so wahr ist es auch, daß die so geistig wiedergeborne That mehr dem Zeitalter angehört und als Sage mehr den Lebenszustand der Zeit darstellt, in der sie ihre Form erhielt, als derjenigen Periode, in der das Faktum sich zutrug. Nennt nun der Verfasser die Geschichte der Israeliten vor Moses eine ewige göttliche Geschichte, weil sie der sittlichste, tiefste Mythus ist, der sich aufzeigen läßt, und behauptet dabei, daß diese Sagen erst in späterer Zeit, daß besonders das Buch der Richter, das er als Sagengeschichte ebenfalls sehr hoch stellt, erst zur Zeit der Könige die heutige Form angenommen habe: so muß auch noch in diesen spätern Zeiten der Volksgeist diejenigen naiven, energischen und poetischen Elemente in sich gefaßt haben, welche zur Bildung und Gestaltung dieser innigen und lebensvollen Geistesprodukte nothwendig waren. Der Verf. irrt aber einmal über diese frühere Zeit. Die letzten vier Bücher Mosis und das Buch Josua mit ihren Anachronismen und ihren abstrakten, aus der spätern hierarchischen Periode hervorgegangenen Raisonnements haben ihn so übel disponirt, daß, obwohl er deren Abfassung mit Recht in eine spätere Zeit setzt, doch sein Blick für jenen frühern reinen und kindlichen Lebenszustand getrübt bleibt, und er da Zerrissenheit und Abstraktion in der Denkweise wahrnimmt, wo das innigste, vollste Lebensgefühl den

Menschen zu Thaten drängte. Wir wollen nicht in den entgegengesetzten Fehler fallen, sonst möchten wir selbst diejenigen Züge, welche nach dem Verfasser schon in der patriarchalischen Zeit den schneidenden Egoismus des spätern jüdischen Charakters bezeichnen, Jakobs Betrug und Josephs Eitelkeit in seinen Träumen, als Produkte eben dieses spätern jüdischen Charakters ausgeben, der bei der mündlichen Fortpflanzung dieser Erzählungen gleichmäßig auf ihren Inhalt wie auf ihre Form influirte. Diesem Festhalten an dem Gedanken, daß das jüdische Volk vor seinem Eintritt in die Geschichte bis auf die heutige Zeit hinsichtlich der Richtung seines Geistes auf das Abstrakte dasselbe geblieben sey, ist es auch Schuld zu geben, daß sich in dem Verfasser die Vorstellungen von Theokratie und Hierarchie nicht gesondert haben, sondern beide in willkührlicher Vermischung erscheinen, ja daß noch kurz vor der Zerstörung Jerusalems von Theokratie und einer theokratischen Partei die Rede ist. Eben so hat der Verfasser, die Schärfe seiner Kritik bei Seite setzend, sich selbst widersprechende, oder doch sich zu widersprechen scheinende Nachrichten, ohne nur irgend wie auf deren Verschiedenheit hinzudeuten, für wahr angenommen, sobald sie nur nicht die Tendenz haben, die Rechte der Priester und Leviten zu begründen und zu erweitern, oder wenn sie sich überhaupt nicht auf das hierarchische Moment im Staate beziehen. So erzählt er (S. 140) die Geschichte Davids aus 2 Quellen, die zuverlässig ursprünglich von verschiedenen Verfassern und sich widersprechend sind. (Vergl. 1. Sam. Cap. 16 u. 17, bes. 16, 21 mit 17, 58.). — Wie vortrefflich tief und allgemeingültig ferner Alles ist, was er über die Sagengeschichte der Erzväter und des jüdischen Volkes während seines Aufenthalts in Aegypten sagt, so inconsequent ist es, Schriftstellen daraus als Belege seiner Be-

hauptungen anzuziehen, da denselben, nach seiner eigenen Ansicht, eine solche Bedeutung und Beweiskraft für die älteste Geschichte gar nicht zukommt. So sagt er, die Eintheilung des Volkes unter die Aeltesten sey keine neue Einrichtung gewesen, was jeder übrigens auch ohne Beleg gern zugestehen wird, und fügt hinzu: „Denn die Aeltesten Israels werden schon in Aegypten genannt, 2. Mos. 4, 29." — Was sollen Worte entscheiden, die nach der Ansicht des Verfassers 1000 Jahre später, als sie gesprochen seyn müßten, aufgezeichnet wurden. Kurz, wie viel Interessantes und Neues uns mit diesem Buche auch gegeben ist, selbst in Beziehung auf Gegenstände, die gar nicht so unmittelbar mit dem jüdischen Volke zusammenhängen: so scheint doch dieß Alles dem Verfasser Nebensache gewesen zu seyn, so fern es sich nicht auf die Hierarchie bezieht; so sehr tritt der Gedanke und das Streben, die spätere Entstehung des Pentateuchs mit der Fortentwickelung der Hierarchie nach Salomo zu beweisen, überall hervor. Wie Luther sich sein „das ist mein Leib" mit Kreide auf den Tisch schrieb, um nicht durch unerwartete Wendungen des Wortstreites etwas der Bedeutung dieser Worte Nachtheiliges zuzugeben: so scheint der Verfasser den Gedanken, „Priester, Leviten und Propheten waren es, die aus Sucht nach Einfluß, Ruhm und Reichthum das hierarchische System im jüdischen Staate ausbildeten, und die alten Sagen von einem Gesetzgeber Moses dazu mißbrauchten," mit eiserner Willenskraft vor seiner Seele fixirt zu haben. Am nachtheiligsten äußert sich das Festhalten an dieser Ansicht auf die Darstellung der Geschichte des Reiches Israel, oder, wie der Verfasser es nennt, Ephraim, die in der 15ten Vorlesung erzählt wird, und sein häufig wiederkehrendes Urtheil über die sogenannten Propheten, deren Schriften er gar keines tiefern Studiums gewür-

digt zu haben scheint, da er sie sonst zu historischen Zwecken besser benutzt und über diese, von eigensüchtigen Priesterbestrebungen so fernen, wahrhaften Theokraten mit mehr Anerkennung und Ehrerbietung würde gesprochen haben.

Wenn der Verfasser sagt, daß eine Geschichte des israelitischen Volkes erst mit der Zeit Mosis begonnen werden könne, so muß dieß in dem bestimmt dabei bezeichneten Sinne allerdings zugegeben werden; allein, wenn wir berücksichtigen, daß die religiöse Richtung, welche das jüdische Volk bis zu seinem Untergange unverändert verfolgte, durch Abraham gegeben worden ist, und daß selbst seine spätesten Nachkommen stets auf Abraham, als auf den Stifter ihres Volkes und den Gründer ihrer religiösen Anschauung zurückblicken: so scheint es nöthig, eine Darstellung des jüdischen Volkslebens eben mit ihm zu beginnen; ja es muß sogar die historische Literatur des Volkes, die sich auf dessen vorgeschichtliche Zeit bezieht, da sie durchaus das Gepräge und die Ansichten des Zeitalters trägt, in welchem die von Abraham und Moses vorgezeichnete Richtung bereits allgemeine Geltung erhalten hatte, näher betrachtet werden.

Wenn wir in einer gedrängten Uebersicht die Entwickelung des religiösen sowohl, als des Weltbewußtseyns des jüdischen Volkes überhaupt darstellen wollen: so finden wir als erstes religiöses Moment das Princip des unbedingten Gehorsams gegen Gott ausgesprochen. Adam sündigt nur und wird bestraft, weil er wider den Befehl des Herrn gehandelt hat. Ungehorsam ist der Grund aller Sünde, des Todes; Gehorsam ist Bedingung der Weise unsers Lebens auf Erden. Zu Noahs Zeit ist nur die ei-

genwillige Handlungsweise der Menschen die Ursach ihrer Bestrafung. Noah allein wird gerettet, weil er ein göttliches, d. h. ein dem Willen Gottes gemäßes Leben führte. Abraham soll das Land seiner Väter verlassen, und er gehorcht willig dem Befehle. Den höchsten Beweis des Gehorsams und zugleich die höchste Anerkennung, daß er den Gehorsam gegen Gott für seine ausschließliche Bestimmung hält, giebt er in der Bereitwilligkeit, seinen Sohn zu opfern auf das Wort des Herrn, zu erkennen, wodurch er denn seine ganze Nachkommenschaft zu dem hohen Beruf, das auserwählte Volk Gottes zu seyn, heiligte und immer bestimmter die Verheißungen für die Vermehrung seines Hauses und die endliche Herrschaft desselben über alle Völker der Erde erhielt. Der so gestiftete Bund verpflichtete die Nachkommen Abrahams, unbedingt den Geboten Gottes sich zu unterwerfen, gab ihnen aber auch die Verheißung, daß Gott, wenn sie diesem Bunde treu wären, sie mit allen leiblichen Gütern segnen und dereinst ihnen die Herrschaft über die Welt geben werde. Die Patriarchen fühlten dieß Verhältniß zu Gott so unmittelbar in sich lebendig und waren überhaupt noch so wenig formell gebildet, daß weder ihre innern religiösen Anschauungen, noch auch ihr Gefühl dessen, was sie für recht hielten, zu Gedanken und Begriffen oder zu bestimmten Religions- und Rechts-Instituten sich ausbildeten, noch auch das äußerliche Leben solche nothwendig machte. Wie indeß auch der aus der unbewußten Einheit mit Gott und der Natur hervorwachsende Mensch bald dahin kommt, sich einzelne einfache Grundsätze für seine Handlungsweise zu bilden: so trat dieß Bedürfniß auch in der Entwickelung des jüdischen Volkslebens hervor, und Moses, von Gottes Geist vor seinen Zeitgenossen erfüllt, erkannte dieß Bedürfniß und zeichnete in wenigen einfachen Zügen dem Volke die

Richtung und das Verhältniß vor, in dem es fortan wandeln und sich zu Gott halten sollte. So lange das israelitische Volk in der freiern Verfassung während der Zeit der Richter nur hin und wieder von einzelnen tapfern Männern beherrscht, die der Drang der Umstände an die Spitze des Volkes rief, in dem lebendigen Gefühle seines Verhältnisses zu Gott, ohne viel über sich zu reflektiren, in jugendlicher Kraft und Einfalt dahinlebte, erhielt die von Moses vorgezeichnete Richtung keine besondere Ausbildung und Erweiterung. Als aber das jüdische Volk, sowohl hinsichtlich des entwickelteren Staatslebens, als auch seines erweiterten Weltbewußtseyns überhaupt, in seinem Erziehungsprozesse so weit vorgerückt war, daß die Wahl eines Königs und somit viele andere weltliche Institutionen nothwendig wurden, mußte auch sein eigenthümliches Verhältniß zu Gott, in dem es sich vor allen übrigen Völkern der Erde zu befinden glaubte, schärfer in's Auge gefaßt und in detaillirtere objektive Bestimmungen hingestellt werden. Was der Israelit von Abraham bis Samuel aus unmittelbarem Antriebe und unmittelbarem Gottesgefühl gethan, was er als geistige Anschauung lebendig mit sich umhergetragen hatte, das mußte jetzt, da er darüber zu reflektiren angefangen, in bestimmte Begriffe gefaßt, objektivirt und als positives Gesetz zur Erscheinung werden. So entstand unter Salomo, als höchste Blüthe und Produkt des bis dahin entwickelten religiösen Bewußtseyns, der prächtige Tempel, der fortan Mittelpunkt des theokratischen Judenstaates seyn sollte, der aber natürlich auch die Theokratie zur Hierarchie umbildete und im Lauf der Jahrhunderte zu jenem künstlichen und fest zusammenhängenden Bauwerke vollendete, das wir zur Zeit Christi nicht ohne Entsetzen wahrnehmen. Es ist kein Zweifel, daß Alles, was in dieser Zeit des Uebergangs

aus dem theokratischen in das hierarchische Element von dem Priesterstande für die Verherrlichung, den äußerlichen Glanz und die sichtbare Darstellung des Gottesreiches eingerichtet wurde, als ein natürliches Produkt zunächst unmittelbar aus dem Zeitgeiste und dem Bewußtseyn des jüdischen Volks hervorging; und gewiß sehr hart und theilweise unrichtig ist die Meinung, daß alle seine Institutionen, ja die Hierarchie selbst, weil sie besonders den Priester- und Levitenstand begünstigten und dessen weltliche Macht und Vortheile beförderten, als ein Gewebe der eigennützigen und raffinirenden Priester und Propheten zu betrachten seyen. Daß bei diesen Einrichtungen nicht menschliche Rücksichten mitgewirkt haben sollten, und zwar von dem Stande, der bei denselben sowohl aufs Höchste betheiligt war, als von dem sie auch ausgingen, wäre eben so unrichtig zu behaupten; allein es ist doch ein Anderes, ein so ins Detail ausgeführtes Institut als ein bloßes Produkt raffinirter Selbstsucht auszugeben und ein Anderes, dasselbe seinem wesentlichen Inhalt nach als eine nothwendige, den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit entsprechende Erscheinung darzustellen, die dann zur Erreichung von Privatzwecken und Privatvortheilen gemißbraucht wurde. Wie die Erziehung und Entwickelung des jüdischen Volkes sich gestaltet hatte bei der Art des Weltbewußtseyns und der intellektuellen Ausbildung, und bei den Natur- und Weltverhältnissen, in und unter welchen das jüdische Volk lebte, konnte dessen Staatsverfassung keine andere Form als die hierarchische annehmen. Natürlich aber ist es, daß ein menschliches Institut, sey es auch das für seine Zeit vortrefflichste, eben weil die Zeit sich umändert, allmälig aufhören muß, zeitgemäß zu seyn, und daß alsdann, wenn nicht bereits ein neues, aus der frischen Zeit lebendig hervorgegangenes constituirendes Princip

da ist, jenes Institut nur in todter Abstraktion festgehalten werden kann.

Das jüdische Volk war in einem Zustande des Wachsthums und der Entwickelung bis zu Salomos und der Propheten Zeiten, und was es bis dahin schaffte und wirkte, war durchaus seiner Eigenthümlichkeit gemäß; es hatte Recht in Allem, was es that, denn der Lebende hat Recht; es ging über seinen Culminationspunkt hinaus und verlor allmälig seinen geistigen Gehalt, und Alles, was es nun noch producirte, trägt den Charakter des Raffinements und der Abstraktion. Wie nun in der jüdischen Hierarchie, nach Salomo, Geist und Leben allmälig aus den bestehenden Verhältnissen wich, und die Form nur um so ängstlicher und gewissenhafter festgehalten wurde: so war es natürlich, daß der ganze äußere Cultus und die Ceremonialgesetze sich immer schärfer ausbildeten, die innere, geistige Seite des Gottesreichs dagegen immer mehr zurücktrat. Die Propheten, die mit den Gesetzen auch noch den Geist in sich verbanden, aus welchem sie lebendig hervorsprangen, erkannten eben so wohl, wie einst Moses, den Zustand ihrer Zeit, und waren eben deshalb so bemüht, die priesterlichen, d. h. in ihrem Sinne göttlichen Anordnungen immer mehr ins einzelne zu fixiren, damit das Volk, von dem sie den Geist und das höhere, innere Leben entweichen sahen, durch äußere Satzungen unterstützt und wenigstens der Erscheinung nach in dem alten Verhältnisse zu Gott bliebe. In ihren Schriften spricht sich daher auch unaufhörlich die Furcht aus, Gott, den sie nur als einen eifrigen und strengen Herrn kannten, möchte wegen des Abfalls von seinen Geboten das Volk mit Strafen heimsuchen. In demselben Bewußtseyn und demselben Geiste sprechen sie dann wieder von einem künftigen herrlichen Reiche, das durch die Ankunft des

Messias gestiftet werden soll. Sie trösten und ermuntern hiermit gleichsam, als ob das im Bunde Gottes verheißene selige Reich der Lohn und die Folge ihres treuen Ausharrens unter dem Gesetz des Herrn seyn werde. Das Verschwinden der innern Seite des jüdischen Lebensprincipes und das Hervortreten der bestimmtesten äußern Satzungen finden wir nun in der Geschichte der Juden in einem immer steigenden Progresse bis auf Christus dargestellt. Das herrschende Princip bleibt der Gehorsam gegen die Gesetze des Herrn, aber in der abstraktesten Aeußerlichkeit festgehalten. Bis zum Exil und noch kurz nachher war der Geist der Gesetzgebung noch unter einem bedeutenden Theile des Volkes lebendig und wirksam, und das Produkt dieses lebendigen Geistes sind die Propheten, die je später, desto einzelner aus der Masse des Volks hervortauchen und dann bemüht sind, ihrerseits wieder das Volk zu der Höhe ihrer religiösen Begeisterung heraufzuziehen. In den letzten vier Jahrhunderten des jüdischen Volkslebens war der Geist so völlig aus der Gesammtheit des israelitischen Volkes gewichen, daß auch nicht ein Einzelner mehr aus ihr zu der Höhe eines Propheten emporgehoben wurde. Die Zerstreuung der Juden unter Meder und Babylonier war ihnen einerseits heilbringend, indem sie durch den Conflikt mit den Heiden in ihrer väterlichen Religion aufs Neue befestigt wurden, und fester als vorher an ihrem Jehova hangend, nach Palästina zurückkehrten, anderseits aber auch nachtheilig, da sie bei ihrer abstrakten Richtung auf die bloß äußerliche Festhaltung des mosaischen Gesetzes immer mehr zu einem starren Formalismus angeregt und von einer wahren Herzensfrömmigkeit abgewendet wurden. Wir finden daher nach dem Exil nicht mehr den häufigen Götzendienst in Israel, die Opferungen auf den Höhen und unter grünen Bäumen, den Baalsdienst u. s. w.

Dagegen tritt das religiöse Leben selbst immer mehr als bloße Form oder, wie man auch sagen kann, Pharisäismus hervor und jenes innere geistige Leben, das zur Zeit der ersten Könige noch mehr oder weniger das ganze Volk beherrschte, erscheint jetzt nur noch in geringem Maße in wenigen Einzelnen.

Mit dem Tode Christi endigt die Geschichte des jüdischen Volkes, wie sie mit Abraham anfing; der jüdische Staat überdauerte noch das Volk um wenige Jahrzehende, wie ein Baum noch auf eine kleine Weile Blätter und Blüthen treiben kann, während seine tiefsten Wurzeln schon abgelöset oder abgestorben sind. Nach der Zerstörung Jerusalems ist ferner weder von einem israelitischen Staate noch Volke die Rede: von einem Staate nicht, weil dieser wirklich nicht besteht, und von einem Volke nicht, weil ein Volk als solches ein inneres Lebensmoment nöthig hat, das die Menge zu einer Einheit zusammenschließt. Die heutigen Juden aber sind so sehr abstrakt, daß, eine lebendige Volksthümlichkeit zu erzeugen, ihnen durchaus unmöglich ist.

Als Resultat dieser Darstellung können wir wiederholen, daß die das jüdische Volk seit Abraham leitende Idee, das theokratische Element, bis zu den ersten Zeiten der Könige Leben und innere Kraft gehabt habe, und daß der Culminationspunkt, die höchste Ausbildung desselben, der Tempelbau Salomos sey. Das ganze Volk culminirt; was es Großes und Schönes leisten konnte in Künsten, Wissenschaften, im Kriege, leistete es in Folge dieser Periode. Seit Salomo schwindet allmälig das geistige Leben, das Gottesreich wird zum Priesterreiche, und das Gefühl des Niederganges des Göttlichen zum Menschlichen zwingt zum Festhalten an dem, was bis-

her das lebensvolle theokratische Element erzeugt hatte. Dieß kann aber nur von denen geschehen, welche in dem Bewußtseyn der eigenthümlichen Bestimmung des jüdischen Volkes auf der Höhe zurückblieben — von Priestern und Propheten, und von diesen geschah es mit der gewissenhaftesten Strenge, mit Feuereifer. Das Gesetz wird bis in das äußerste Detail erweitert und fixirt, denn so, glaubten die um das Wohl ihres Volkes besorgten Propheten und die früheren, wahrhaft heiligen Priester, würde das Volk auch ohne innern lebendigen Antrieb in dem Gehorsam des Herrn erhalten und dessen Zorn und Strafen von ihm abgewendet werden. Von Abraham also bis zu den ersten Königen entwickelt sich durch tausend Jahre das Princip des jüdischen Volksgeistes in schaffender Wirksamkeit, dann tritt es durch seinen Höhenpunkt hindurch und durch abermals tausend Jahre dauert das aus dem Lebensprincipe hervorgegangene Gebäude der jüdischen Hierarchie fort, bis der Geist durch die immer enger und drückender werdenden hierarchischen Formen hervorbricht, bis das aller geistig concreten Stützen ermangelnde Gebäude zusammenstürzt, und der Gott Abrahams, wie er früher unsichtbar in Israel gewohnt und gewirkt hatte, jetzt in Christo sichtbar hervortritt und alle die Verheißungen herrlich erfüllt, die er seinem Volke gegeben hatte. —

Wenn Referent auf das Gesagte zurückblickt und darin nur solche Dinge von sich berührt findet, die ihm in dem vorliegenden Buche Anstoß erregten, dagegen Nichts von dem, was er von dem Verfasser Neues und Bedeutendes empfangen hat und somit ihm schuldig geworden ist, so möchte er sich versucht fühlen, diese Pflicht der Dankbarkeit und Anerkennung als etwas früher Versäumtes nachträglich auszuüben; allein dieses Werk gehört

derjenigen Klasse von Büchern an, welche des Lobes und der Empfehlung eines Recensenten nicht bedürfen, sondern welche schlechthin von jedem, der an historischen Studien Antheil nimmt, gekannt seyn müssen, und dann durch sich selbst ihre Würdigung finden.

Adolf Müller.

Uebersichten.

Uebersicht

der

alttestamentlich = orientalischen Litteratur Deutschlands vom Jahre 1828 bis Ende Augusts 1829.

Wenn noch vor nicht langer Zeit darüber geklagt wurde, daß man in Deutschland die orientalischen Studien in zu beschränkter Beziehung auf die biblischen Schriften betreibe: so dürfte man wol jetzt schon, ohne mißverstanden zu werden, den umgekehrten Ausspruch thun, daß bei dem erfreulichen Eifer, mit dem in unsern Tagen der Osten nach allen Richtungen hin durchforscht werde, verhältnißmäßig nur wenige Gelehrte ihren Gewinn unmittelbar der theologischen Wissenschaft und namentlich der alttestamentlichen Exegese zuzuwenden bemüht sind. Wir wollen damit nicht etwa einen Vorwurf aussprechen gegen diejenigen, die mit gar mancher Entsagung und entschiedener Gründlichkeit Geschichte und Poesie des nichtbiblischen Morgenlandes zum vorzüglichen Gegenstande ihres Reiskeschen Fleißes machen, sondern nur einem hie und da vernommenen Vorurtheile begegnen, als wäre im Bezirk der alttestamentlich-orientalischen Studien wol gar nichts Neues mehr zu erringen, seitdem das Schwert des alten Ritters Michaelis so berühmte Eroberungen zu Stande gebracht. Man darf aber nur einen Blick in den Commentar hineinwerfen, den Gesenius über den

Jesaias geschrieben, um sich vom Gegentheile zu überzeugen. — Auf der andern Seite ist auch nicht zu verkennen, wie ein Theil der Theologen, durch die lebhaften Bewegungen, die sich jetzt auf dem dogmatischen Felde entsponnen, festgehalten, gar nicht zu einer gelehrten Bearbeitung des neuen, geschweige des alten Testaments kommen kann; und wenn sich auch bei manchen ein besonderes Interesse für das letztere hervorthut, so erscheint es in einer solchen einseitigen exegetischen Richtung, daß es eben nicht geeignet ist, einen freudigen Eifer für alttestamentliche Studien zu erwecken. Denn nach der verneinenden Auslegungsweise der Einen schwinden die herrlichen Cedernhöhen Palästinas in solche seichte Flächen dahin, daß man sich wundern muß über die Ausdauer, mit der sie sich in diesen dürftigen Regionen fort und fort abquälen, und nach den beliebten typischen Erklärungsprincipien der Andern wird das heilige Land so seltsam umnebelt, daß einem, der sich an der aufgegangnen Sonne christlicher Erleuchtung erfreut, nicht wohl dabei wird, wenn er sich soll zu jenem unheimlichen Zwielichte rückwärts wenden.

Mit dieser allgemeinen Bemerkung beginne ich die kritische Uebersicht der Schriften, welche seit dem Entstehen unserer Zeitschrift, also vom Jahre 1828, bis gegenwärtig, Ende August 1829, zur Förderung der alttestamentlichen Studien in Deutschland erschienen oder wenigstens mir bekannt geworden sind.

Wir werden am zweckmäßigsten zu Werke gehen, wenn wir die Schriften nach der wissenschaftlichen Folge der Fächer von Grammatik, Lexikographie, Kritik, Auslegung und Archäologie überblicken.

Auf dem Gebiete der hebräischen Grammatik ist es seit einigen Jahren überaus lebendig geworden. Herr

Prof. Ewald in Göttingen hat sich's zur besondern wissenschaftlichen Aufgabe gestellt, die hebräische Sprache philosophisch zu bearbeiten. Er hat jetzt sein größeres Werk: Kritische Grammatik der hebräischen Sprache ausführlich bearbeitet (Leipzig 1827), in einen gedrängten Auszug gebracht, doch so, daß man das Buch als ein ganz neues betrachten kann:

Grammatik der hebräischen Sprache des A. T. in vollständiger Kürze neu bearbeitet von Georg Heinrich August Ewald, a. o. Professor zu Göttingen, Leipzig 1828, in der Hahnschen Verlags-Buchhandlung,

und wie das erstere vorzüglich dem ausführlichen grammatisch-kritischen Lehrgebäude der hebr. Sprache von Gesenius, (Leipzig 1817) entgegengesetzt ist, so diese kleinere Grammatik der kleineren von Gesenius, von welcher nun die neunte sehr verbesserte und theilweise umgearbeitete Auflage, (von dem hebräischen Lesebuch mit Anmerkungen und erklärendem Wortregister, welches den 2ten Theil des hebr. Elementarbuchs bildet, liegt die 5te verb. Auflage vor) Halle. 1828. erschienen. Herrn Dr. Gesenius gebührt unstreitig das Verdienst, daß er in den rohen grammatischen Stoff eine die Erlernung des Hebräischen bewundernswerth fördernde Ordnung und Klarheit gebracht, wie sie verbunden mit gründlicher Einsicht in das Verhältniß der semitischen Dialekte zu einander vorher noch nicht angetroffen wurde. Herr Ewald bemüht sich, tiefer in den Geist der hebräischen Sprache zu dringen und, so zu sagen, aus einer bestimmten Logik allgemein-orientalischer, insbesondere semitischer Denkweise die Gesetze zu erklären, nach denen der Genius des Hebraismus gewirkt haben möge. Das Bemühen ist rühmlich. Der Erfolg hat indessen gezeigt, daß es doch schwer hal-

ten müsse, in dieser Ergründung der Sprachgesetze aufs Reine zu kommen; denn ein anderer gleichfalls den philosophisch-linguistischen Studien eifrigst ergebener Gelehrter, Prof. Hupfeld in Marburg, der neulich unsere Zeitschrift mit der geistreichen Abhandlung über Theorie der hebräischen Grammatik (B. I. S. 546) geziert hat, ist in einer im Hermes erschienenen Kritik des Ewald'schen Werkes dem Verfasser stark entgegen getreten. Beide treffliche Männer ringen um den Preis und man muß gespannt seyn, des Marburger Orientalisten bald erscheinende hebräische Grammatik mit der seines Göttinger Vorgängers in Vergleichung zu setzen. Der Unterzeichnete will nicht zurückhalten, daß er der Meinung sey, eine so lebendig-anschauliche Gliederung des ganzen Organismus der hebräischen Sprache, wie sie Gesenius gegeben, sey auch schon philosophisch zu nennen. Wenn übrigens die neue Auflage des Lehrgebäudes der hebräischen Sprache vor Herrn Ewald's grammatischen Werken schon erschienen wäre, würde dieser sicher viel weniger zu tadeln gefunden haben; denn in zehn Jahren lernt jeder dazu, der so fleißig forscht, wie Herr Dr. Gesenius. Vor der Hand erklärt sich dieser in der Vorrede zur neuesten Ausgabe seiner kleinern hebr. Grammatik S. XIV. über sein Verhältniß zu Herrn Ewald also: „wenn ich unter mehreren jüngst erschienenen grammatischen Arbeiten mir insbesondere die genaue Durchprüfung der „kritischen" Grammatik des Herrn Prof. Ewald zur Pflicht gemacht habe, so ist diese bei der etwas unklaren Anordnung des Buches nicht geringe Mühe gar nicht selten durch treffende und von mir mit Vergnügen verfolgte Bemerkungen belohnt worden; aber nicht minder oft habe ich das in diesem Werke als „falsch", „unmöglich", „gegen den Geist der Sprache" Bezeichnete dennoch als das Wirkliche und Richtige befunden, und wird die Beibehaltung des-

selben sowohl als die Nichtannahme mancher darin vorgetragenen unhaltbaren und übereilten Sätze von besonnenen und wahrheitliebendent Sachkennern gewiß nicht als eine mir fremde und unlöbliche Rechthaberei betrachtet werden.“ Die Wissenschaft gewinnt immer dabei, wenn Männer von ausgezeichneten Gaben und Kenntnissen an einander gerathen und in gegenwärtigem Falle wird der unbefangen-prüfende und selbstständige Exeget aus den Werken beider Grammatiker in der Stille wesentlichen Nutzen für die Auslegung des alten Testaments ziehen. Einige paläographische Mißverständnisse in der Ewald'schen größern Grammatik sucht auch der berühmteste Paläograph unserer Zeit, U. F. Kopp in den uns mitgetheilten schätzbaren Beiträgen im letzten Hefte des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift zu berichtigen. — In gewisser Rücksicht ist auch Herr Prof. Raphael Hanno in die Reihe der philosophischen Grammatiker getreten. Von seinem Buche:

Die hebräische Sprache für den Anfang auf Schulen und Akademien, zunächst zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen, ist die zweite Abtheilung, Heidelberg bei Karl Groos, 1828. XIV. 227 S. 8.

erschienen. Der Verf. nennt diesen zweiten Theil den praktischen, wegen der Tabellen, Beispiele, Uebungen und des damit verbundenen Lesebuchs. Man könnte vielleicht Herrn Hanno's Betrachtungs- und Behandlungsweise der hebräischen Grammatik am passendsten als eine gemüthlich-humoristische bezeichnen. Der Verf. möchte gerne aus einer gewissen Philosophie des Herzens das Geheimniß der Sprachgesetze begreiflich machen. Er sagt selbst zu Ende der Syntax S. 166: „Und noch — doch ich habe, mein lieber Leser, die Bemerkungen genug! Lies lieber! Lerne die Sprache lesend, und lerne lesen selber, lesend. Und auch in der ersten Abtheilung wirst du aus den letzten paar Seiten noch manches anziffern

können — und am meisten aus deinem mitgehenden Herzen." S. VIII. der Vorrede stellt er die Aufgabe der wissenschaftlichen Grammatik so: „die wissenschaftliche Grammatik hat die Aufgabe, sich selbst, wie weit es grammatisch möglich ist, in das Geheimniß der Punktatoren zu setzen, und die liturgische (Punkt-) Ausstattung des alten Testaments ihnen zurück zu geben. Denn unser Glaube ist gewachsen, und wir beten aus allen Zeiten so wir beten wollen, und aus allen Blättern, auch den leeren, unbeschriebenen; und für Gott ist kein Tempel als Gott, und für uns kein Erkennen als recht viel in uns und um uns. Mögen nur immerhin alle Geister — Bedeutungen — eines Wortes uns anwehen, wir hören gern den Wind aus allen vier Enden rauschen, und wir werden doch zuletzt einen mehr als den andern hören, aber auch nicht verzweifeln, wenn das Quartett immer fortspielte. Man muß nicht immer Resultate haben, und jedes Wort zu einem Punkt gleichsam spitzen; des Menschen Rede ist oft ein Garten mit wechselnden Lichtern — und ist dann erst recht groß, lichtvoll." — Bloß um des humoristischen Gegensatzes willen mögen gleich die nackten Tabellen des Herrn Prof. Kosegarten in Greifswalde folgen:

Linguae hebraicae litterae, accentus, pronomina, conjugationes, declinationes, nomina numeralia et particulae congessit et disposuit J. G. L. Kosegarten. Editio altera emendatior. Jenae, in libraria Croekeriana. MDCCCXXIX. 16 S. 4.

Der jüdische Sprachlehrer Blogg zu Hannover, bereits bekannt durch seine Geschichte der hebräischen Sprache und Litteratur (Hannover 1826), hat jetzt auch ein hebräisches ABC-Buch herausgegeben:

אלף בית Erster Unterricht in der hebräischen Sprache, oder Anweisung, dieselbe in kurzer Zeit lesen zu lernen. Fol. Hannover, bei Hahn. 1828.

Insofern aber ein gründliches hebräisches Sprachstudium ohne Dialektsvergleichung nicht gedacht werden kann, dürfen wir auch eine auf dem nachbarlichen Gebiet des Syrischen erschienene Grammatik hier nicht unangezeigt lassen:

Elementarlehre der syrischen Sprache, mit vollständigen Paradigmen, syrischen Lesestücken und dem dazu gehörenden Wörterbuche, für akademische Vorlesungen bearbeitet von Dr. Friedrich Uhlemann, Professor am Friedrich Wilhelms-Gymnasio und Licentiaten der Theologie an der Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin. Berlin, 1829, bei T. H. Riemann VIII. u. 254 Gramm. 23 S. Lesestücke. 8.

Der Herr Verf. ist auf die endliche Ausfüllung einer lange gefühlten Lücke recht wohl bedacht gewesen. Denn obschon die 1827 erschienene Grammatica Syriaca des Herrn Dr. Hoffmann in Jena die früheren am meisten gebrauchten Werke von Chr. B. und J. D. Michaelis weit hinter sich zurückläßt und ein bleibendes Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Wohlordnung und Gründlichkeit ist, so möchte doch ihr unförmliches Ansehn für den Anfänger der Sprache etwas Abschreckendes haben. Und hat er sich auch in Besitz des kostbaren Werkes gesetzt, so fehlt ihm noch eine Chrestomathie und ein Wörterbuch für den ersten Anlauf in der Lesung syrischer Stücke. Zwar hat jetzt die in Göttingen noch immer vorräthige Chrestomathie von J. D. Michaelis Herr J. Ch. B. Döpke bequemer zu machen gesucht:

Glossarium chrestomathiae Syriacae J. D. Michaelis accommodatum annotationibusque historicis, criticis, philologicis auctum, Gottingae, MDCCCXXIX. sumtibus Vandenhoeck et Ruprecht. IV. u. 186 S. 8.,

indessen fehlt doch immer wieder die unmittelbar damit verbundene Grammatik. Daher verdient Herr Professor

Uhlemann unsern Dank, daß er in einen mäßigen Octavband Grammatik, Lesestücke und Wörterbuch zusammengedrängt hat; nur wäre zu wünschen gewesen, er hätte den Lesestücken eine größere Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gegeben, denn das aus Asemani bibl. oriental. im Auszug mitgetheilte Leben Ephraems des Syrers ist wegen der sehr leichten Schreibart zwar für den allerersten Anfang recht passend gewählt, aber doch für den schon Geübteren zu einförmig und bei weitem nicht hinreichend, alle in der Grammatik aufgeführten Spracherscheinungen lebendig zu veranschaulichen. Die Grammatik aber ist sehr zweckmäßig eingerichtet, und schließt sich namentlich in der Syntax an das System von Gesenius an, wie schon Herr Prof. Hoffmann in seinem größeren Werke ihm darin vorangegangen war. Der Verf. bezeugt, daß die ersten Bogen seiner Schrift schon im Drucke erschienen und er den Theil des Manuscripts, welcher die Elementar- und Formenlehre enthielt, gar nicht mehr in Händen hatte, als Hoffmanns ausführlicheres Werk ausgegeben ward. Man wird auch wirklich bei einer nähern Ansicht des Buches bestätigen können, daß es eigene Forschungen enthält.

Die hebräische Lexikographie hat in den letzten Jahren sehr große Fortschritte gethan. Ein Mann von einem ausgezeichnet lexikalischen Talent, wie er dieses schon in seinen einzelnen Beiträgen zur Verbesserung des Wörterbuches über das neue Testament hinlänglich bewiesen, Herr Dr. Winer in Erlangen, ist jetzt auch als selbstständiger und selbstforschender Lexikograph auf dem alttestamentlichen Felde aufgetreten. Mit Recht führt das von ihm neu durchgesehene, verbesserte und vielfach vermehrte Wörterbuch, welches zuerst von Simonis in zwei Auflagen und später von Eichhorn in einer drit-

ten vermehrten und verbesserten herausgegeben worden, nicht bloß den Titel der edit. quartae, sondern noch einen zweiten, auf dem es als ein ganz neues und eigenthümliches Werk aufgeführt wird:

Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum in Veteris Testamenti libros ordine etymologico descriptum, Lipsiae, 1828, apud Frid. Fleischer, 1094 S. gr. 8.

Der Verfasser hat keineswegs in Abhängigkeit von seinem berühmten lexikalischen Vorgänger gearbeitet, sondern man könnte eher sagen, daß, gleichwie die erste Ausgabe des hebräischen Handwörterbuches von Gesenius sich vorzüglich dem Eichhorn-Simonis gegenüber gebildet, nun der Winer-Eichhorn-Simonis in einem gewissen kritischen Widerspruch mit Gesenius sein Ansehn gewonnen. Man wird dieses am stärksten in der Behandlung der Partikeln bemerken, auf welche besonders rücksichtlich der Vereinfachung und Zusammenziehung der Bedeutungen Herr Dr. Winer einen großen und höchst ersprießlichen Fleiß gewandt, wie sich dieses auch aus seinem schönen Aufsatz: Ueber die rationelle Behandlung der hebräischen Präpositionen, in den exegetischen Studien, Leipzig. 1827. ergiebt. Der Unterzeichnete freut sich in diesem Punkt nach einem gewissen exegetischen Takte mit Herrn Dr. Winers rationalen Forschung öfters zusammengetroffen zu seyn, wie man aus meinen Commentaren über Hiob und Sprüche an einzelnen Stellen ersehen kann. Es gereicht dem Verf. zum großen Ruhme, daß er die bedeutendsten Erscheinungen der alttestamentlichen Auslegung stets mit lernender Anerkennung benutzt hat, wodurch seinem Werke noch der besondere Vorzug erwächst, daß es den Anfänger, der es gebraucht, in die Kritik der neuesten Litteratur beiläufig einführt, und ihn so vor dem gefährlichen Schwören aufs Wort bewahrt. Sieht man aber auf die eigentlich philo-

sophische Aufgabe des Lexikographen, die verschiedenen Bedeutungen eines. Wortes in ihrer richtigen Folge aus einander auf einen alle in sich fassenden ursprünglichen Begriff zurückzuführen, so zeigt hier der Verf. nicht nur den ihm besonders eigenen logischen Sinn auf die glücklichste Weise, sondern auch jene gründlich erworbene Kenntniß der verwandten Dialekte und jene feste Einsicht in ihr bestimmtes Verhältniß zu einander, welche dem umsichtigen Forscher nach den origines linguae Hebraeae vor allem nöthig ist. Er bekennt in der Vorrede, daß er „nonnullas originationes a praestantissimo Schultensio vel ab ipso Simonisio propositas,“ die man mit Unrecht zurückgewiesen, wieder in ihre ursprünglichen Rechte einsetzen zu müssen geglaubt habe. „Ita factum, ut longe plurimas voces a verbis tanquam stirpe sua repetitas conspicias; quo minus vero aliquot certe nomina et particulas in primitivorum numero ponerem, temperare mihi non potui; persuasum enim habeo, simplicissimas rerum notiones, quae in istis nominibus insunt, ne apud Hebraeos quidem a verbis originem traxisse, quanquam nonnullos nunc ita existimare scio.“ Der schöne lateinische Styl ist noch ein besonderer Schmuck dieses Wörterbuchs. Auch Herr Dr. Gesenius ist in seinen neueren lexikalischen Arbeiten öfters wieder zu Schulten's zurückgekehrt, wo er ihn in der ersten Ausgabe seines hebräisch-deutschen Handwörterbuches verworfen hatte. Man muß dabei nicht vergessen, daß sich dieser hochschätzbare Gelehrte vorzüglich in heilsamer Polemik gegen die in Deutschland in Ungründlichkeit und Willkühr ausgeartete holländisch-etymologische Manier zuerst gebildet, und in seiner wohl begründeten Verwahrung des hebräischen Dialekts gegen eine gewisse arabische Zudringlichkeit in der Ablehnung Schultensischer Etymologien aus begreiflichen Ursachen hie und da leicht zu weit gehen konnte. Von seinem

Hebräischen und chaldäischen Handwörterbuch über das alte Testament ist jetzt die dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage, Leipzig 1828, bei F. C. W. Vogel, VIII. u. 1030 S. gr. 8.

erschienen. Der Verf. hat die alphabetische Anordnung als die zum Nachschlagen bequemste auch in dieser sonst nicht bloß verbesserten, sondern zum Theil ganz umgearbeiten Auflage beibehalten, worüber wir ihn eben so wenig tadeln wollen, als daß er die deutsche Sprache nicht mit der lateinischen vertauscht habe, welches ihm manche Stockphilologen noch immer nicht vergeben können. Es ist doch gar nicht zu leugnen, daß seit dem ersten Erscheinen der Wörterbücher von Gesenius in ihrem deutsch-befreundeten Ansehen und in der occidentalisch-vertraulichen Aufeinanderfolge der Vokabeln die Erlernung des fremdartigen Hebräischen dem Anfänger auf unsren Schulen ungemein erleichtert worden, indem er in gewisser Rücksicht eine bequeme janua in einer gründlichen Gestalt in die Hände bekommen; und es ist bei dem Studium der orientalischen Sprachen gar viel gewonnen, wenn dem Schüler bei der ersten Bekanntschaft mit ihnen ihre abstoßende Außenseite, soviel es nur immer unbeschadet der Wissenschaftlichkeit geschehen kann, gemildert wird. In dieser Beziehung, was überhaupt die Methode angeht, hat Herr Dr. Gesenius zur Beförderung eines freudigeren Studiums der hebräischen Sprache und des alten Testaments in Deutschland außerordentlich gewirkt, welches auch fremde Nationen durch Uebersetzung seiner Werke anzuerkennen wissen. Wie aber der Verf. eifrigst bedacht ist, seinen Büchern eine immer größere Vollendung zu geben, geht auch aus dieser neuesten Bearbeitung seines Lexikons deutlich hervor. Auch er hat, wie Dr. Winer, auf die Behandlung der Partikeln einen ganz neuen Fleiß gewandt und er freut sich nach Aussage der

Vorrede, daß er in diesem Theile der lexikalischen Kritik oft auf ganz gleiche Resultate mit jenem Gelehrten unabhängig gekommen sey. Aber dadurch besonders hat jetzt der Verf. sein Werk dem Ideale eines hebräischen Wörterbuches, wie dasselbe kürzlich Herr Prof. Hupfeld in seiner treffenden Zeichnung: de emendanda ratione lexicographiae semiticae, Marp. 1827, aufgestellt, viel näher gebracht, daß er die auf den ersten Blick von einander verschiedenen und von ihm früher durch römische Zahlen getrennten Stämme, nach einer fortgesetzten sorgfältigeren Beobachtung der Ideenverbindung der Semiten, gegenwärtig einem weit größeren Theile nach als zusammen gehörig verbunden. In diesem Punkte kann indessen immer noch mehr geschehen, nur fällt es oft schwer, daß wir in die nicht selten kühne Verknüpfungs- und Vergleichungsweise orientalischer Phantasie uns glücklich hinein finden. Erfreulich war es dem Unterzeichneten zu bemerken, wie sein Commentar über das Buch Hiob auch bisweilen einen bestimmenden Einfluß auf Aenderung in manchen Artikeln des Wörterbuches gehabt, wie man unter חֲלִיפָה und שׁוּף ersehen kann, wiewohl es der Verf. nicht ausdrücklich bemerkt, weil Anführungen anderer Forscher bei dem kleineren Wörterbuche außer seinem Plane lag und er dieses für sein größeres langersehntes Werk versparen wollte. Wirklich ist nun ein Theil davon an's Licht getreten, und wir begrüßen ihn mit dem innigstem Wunsche, daß Gott dem hochverdienten Verf. Gesundheit und Ausdauer zur Vollendung seines deutschen Ehrendenkmals schenken möge.

Guilielmi Gesenii Thesaurus philologicus criticus linguae Hebraeae et Chaldaeae Veteris Testamenti. Tomi Primi Fasciculus prior. — Editio altera secundum radices digesta priore germanica longe auctior et emendatior. Lipsiae 1829 sumt.

typisque Fr. Chr. Guil. Vogelii. Von א — ג 808 S. gr. 4.

Wiewohl der Verf. selbst dieses ausführliche und gelehrte Werk eine zweite Ausgabe des zuerst von ihm herausgegebenen größeren hebräisch-deutschen Handwörterbuchs nennt, so verdient es doch mit vollem Rechte den vielsagenden Namen thesaurus linguae Hebraeae et Chaldaeae. Der Verfasser hat auf diesen weit abgesteckten Raum nicht bloß die Ergebnisse seiner nun zwanzig Jahre fortgesetzten lexikalischen Forschungen, sondern auch, daß wir so sagen, alles das mannigfaltige Gestein, aus dem er in den schwer zu befahrenden Bergwerken des Orients sein Gold und Silber glücklich herausgelöst, vor den Augen des gelehrten Publikums hingebreitet, voll Vertrauen, daß es seine vielfache Mühe und Anstrengung zu schätzen und anzuerkennen wissen werde. Ich werde auch gewiß nicht der erste seyn, der mit einem negirenden Sinne über Einzelnheiten tadelnd und kritelnd herfährt, was bei jeglichem Werke, das aus Menschenhand hervorgegangen, eine gar leichte Sache, sondern ich erfreue mich mit aufrichtiger Theilnahme des Ganzen. Die gerechteste Würdigung eines Werkes, an welches der Verf. so viele Kraft und Zeit gewendet, ist ein langfortgesetztes vorurtheilfreies Studium desselben, und ich werde von meiner Seite bei meinen ferneren Arbeiten über das alte Testament immer Gelegenheit finden, Einzelnes theils zu bestätigen, theils zu berichtigen. Vor der Hand dürfen wir hier nach unserm Zwecke nur dieses allgemeine Urtheil, aber mit Zuversicht aussprechen: daß bis jetzt kein lexikalisches Werk über das alte Testament in der Litteratur erschienen sey, welches, wie dieser thesaurus linguae Hebraeae et Chaldaeae, so im eigentlichsten Sinne aus den Quellen gearbeitet worden. Denn der Verf. hat zuerst nicht nur die orientalischen Originalwörterbücher, und also etwa im Arabischen den Kamus des Firuzebad durchgreifend benutzt, sondern

auch überdieß bei schwierigen Wörtern immer die Belege für die Feststellung ihrer Bedeutung aus eigener Lektüre beigebracht. Einen vorzüglich reichen Gewinn hat er aus dem hebräisch-arabischen Lexikographen Abulwalid gezogen, wie man sich überzeugen kann, wenn man z. B. nur die Artikel אבן und בצר nachschlagen will. — Fast klingt es wie Ironie, wenn wir unmittelbar nach diesem wissenschaftlich-bedeutendem Werke die neueste Ausgabe des alten Reineccius aufführen müssen:

Lexicon Hebraeo-Chald., in quo omnes voces hebr. et chald. ling., quae in vet. test. libris occur., exhibentur adjectis ubique genuinis significat. latinis accur. Mag. Chr. Reineccio. Iterum edit., emend., auct. per I. Fr. Rehkopf, denuo edid., emend., auxit atque in ord. redegit alphabet. A. Ph. L. Sauerwein. Hannoverae, ap. Hahn 1828, gr. 8.

Aber es muß auch solche Bücher geben!

Indem wir zur Kritik des alten Testamentes übergehen, begegnen wir mit besonderem Vergnügen der dritten verbesserten Auflage

des Lehrbuches der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des alten Testaments, von Dr. de Wette. Berlin bei Reimer 1829, XII. u. 463 S. 8.

Die erste Auflage erschien 1817, die zweite 1823. Der verehrte Verf. dieses äußerst zweckmäßig eingerichteten Lehrbuches (wie er denn überhaupt in der geschickten Abfassung seiner verschiedenen Compendien allgemeine Anerkennung gefunden) hat die höchste Aufgabe unsrer theologischen Bildung, den religiösen Glauben mit der kritischen Wissenschaft zu versöhnen, nicht nur in ihrer dringenden Anforderung hell erkannt, sondern auch recht eigentlich in ihrer ganzen ergreifenden Gewalt in sich erlebt, wovon sein Theodor das beste Zeugniß giebt, oder, wie

wir auch sagen können, in de Wette ist der große Zwiespalt der Zeit zwischen Kritik und Glauben in seiner vollen Stärke hervorgetreten. Indem er aber mit Schleiermacher, Herder, Jakobi und anderen Verwandten, die einem Zuge des Geistes folgen, die Religion als im Gefühle quellend und lebend innerhalb ihrer heiligen Begrenzung frei und sicher stellte, konnte er außerhalb auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Kritik in ungebundener Aeußerung seiner scharfen Verstandskraft forschen und arbeiten, so daß, während seine Schriften für die oberflächliche Betrachtung zerrissen zu seyn scheinen, sie in dem Verfasser selbst und in dem, der mit ihm zu fühlen und zu denken weiß, einen wohlverständlichen Zusammenhang haben. Was nun den Kritiker de Wette betrifft, so hat er sich seinen Ehrenplatz neben dem nie genug zu schätzenden Eichhorn fest und sicher gegründet, und gleichwie der große göttingische Lehrer, den der Unterzeichnete auch als den seinigen stets in dankbarem Andenken bewahren wird, sein kritisches Genie am glänzendsten in jener Kunst entfaltet, da Untersuchungen fortzuspinnen, wo der historische Boden den Forscher verläßt, so hat de Wette das entschiedenste Talent, das feste Resultat aus den künstlichsten Gespinnsten der Hypothese mit sicherer Hand herauszulösen und die edelste Freimüthigkeit, wo er nichts hinter den feinen Fäden gefunden, die nackte Wahrheit hinzustellen. Eine solche Richtung können ihm nun freilich ebenso wenig diejenigen verzeihen, welche in die mühsamen Gewebe ihres hyperkritischen Scharfsinns einmal verliebt sind, noch diejenigen, welche lieber alle Kritik über Bord werfen möchten. Es mag seyn, daß der Verf. in seiner Einleitung in's neue Testament sich hie und da zu skeptisch geäußert hat, aber in Beziehung auf das alte Testament können wir dieses eben nicht finden. Wesentliche Veränderungen darf man in dieser neuesten Auflage nicht suchen, doch trägt fast jeder Paragraph die Spuren

der nachtragenden und verbessernden Hand. Die neuere Litteratur ist überall mit Sorgfalt hinzugefügt und auch wirklich benutzt. So hat der Verf. z. B. schon einen zweckdienlichen Gebrauch von Herrn Dr. Grambergs kritischer Schrift:

Libri Geneseos secundum fontes rite dignoscendos adumbratio nova, in usum praelectionum, Lipsiae, sumt. Weigelii MDCCCXXVIII, II u. 123 S. 8.

gemacht, welche mit vieler Sorgfalt zu beweisen sucht, daß die Genesis in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit aus zwei Urschriften von einem spätern Compilator so zusammengesetzt worden sey: „ut non singula verbis annecteret, sed ut tantum non ubique narrationes continuas, quales invenerat, tales servaret, dein vel e suis vel e traditione huc illuc apta adderet, quae in libris illis antiquioribus non satis sibi constarent, exaequaret atque mutaret, nonnumquam etiam in una eadem narratione tradenda utramque tabulam originariam, alteram alteri junctam, auctorem sequeretur.“ Verschiedene Gegenerinnerungen wird jeder, der sich mit der Kritik des A. T. beschäftigt, Herrn Dr. de Wette machen können, und so könnte auch ich, besonders im speciellen Theile, gar Manches entgegnen, was aber bei einer allgemeinen Würdigung und Stellung seines Buches hier nicht in Betracht kömmt; und so schweige ich z. B. vom hohen Liede, wo ich es nicht begreife, daß der geschmackvolle Verf. noch immer an der Zerstückelung ein Wohlgefallen finden kann. — In dem allgemeinen Theile können wir bei dem Capitel von den Uebersetzungen eine der trefflichsten Monographien, die noch in diesem Bereiche geschrieben worden, und die de Wette S. 107 als eine noch erwartete angiebt, nun als erschienene nachtragen:

De origine et indole Arabicae Librorum V. T. historicorum interpretationis libri duo. Scripsit Aemilius Roediger, Philos. Dr. et Theol. Licent. —

Passim adjecta sunt scholia Tanchumi Arabica aliaque anecdota. Halis Saxonum, in libraria Kuemmeliana. MDCCCXXIX. X u. 115 S. gr. 4.

Der Herr Verf., bekannt durch seine tiefe Kenntniß der arabischen Sprache, tritt mit dieser Schrift würdig in die Reihe von Gesenius, Rosenmüller, Winer, Hirzel, Credner u. a., die in der neuesten Zeit ihren besonderen Fleiß der Durchforschung einzelner Uebersetzungen des A. T. zugewendet haben. Sein Bemühen ist um so verdienstlicher und dankenswerther, da gerade die arabischen Versionen bis jetzt sehr hintangestellt worden waren, und wie manche falsche und schwankende Ansichten über Ursprung und Beschaffenheit derselben sich auf bloße Autorität hin von einer Einleitung in die andere fortgepflanzt, ergiebt sich nun aus der ganz frisch angestellten Untersuchung des Herrn Dr. Rödiger, wie wir sie aus seiner mit einer bewundernswerthen Genauigkeit abgefaßten Schrift kennen lernen. Er widerlegt zuerst das gewöhnliche Vorurtheil, daß die in der pariser und londner Polyglotte befindliche arabische Uebersetzung der Bücher der Richter, Ruth, Samuels, Könige und Nehemias aus dem Griechischen der LXX gemacht worden; sodann beweist er, daß der größere Theil (nämlich Richter, Ruth, Sam., 1 Kön. I — XI; 2 Kön. XII, 17 — XXV und Neh. IX, 28 — XIII) aus dem Syrischen, der kleinere aber (nämlich 1 Kön. XII — 2 Kön. XII, Neh. I — IX, V. 27, jedoch mit theilweisen Interpolationen aus dem Syrischen) unmittelbar aus dem Hebräischen geflossen sey. Diese Untersuchungen füllen das erste Buch der Dissertation. In dem zweiten handelt er 1) von den Ausgaben und der kritischen Beschaffenheit des arabischen Textes. 2) Von den Büchern der Richter, Ruth, Samuels und den 11 ersten Cap. des 1sten Buches der Könige. Er untersucht a) qualem Arabs interpres codicem syriacum oculis usurparit; b) quomodo Arabs interpretandi negotio sit functus; c) auc-

tor quis fuerit et qua aetate vixerit. Er zeigt, daß er ein Christ war und ungefähr im 13ten Jahrhundert lebte. 3) Vom 1sten Buch der Könige XII — 2 Kön. XII. Er charakterisirt den ganzen jüdischen Charakter dieser Abschnitte. Der hebräische Verf. hat sich aber öfters aus dem Chaldäer Raths erholt. Er scheint ein Damascener gewesen zu seyn, ungefähr aus dem 11ten Jahrhundert. 4) Von den letzten Capiteln des 2ten Buchs der Könige und des Nehemias. a) 2 Könige XII, 17 — XXV. Der syrische Anstrich ist sehr verschieden von dem der anderen Abschnitte, die sicher auch aus der syr. Uebersetzung ins Arabische übergetragen sind. Der Verf. ist also ein anderer. Er war aber ein Christ und lebte etwa im 14ten Jahrhundert. b) Nehem. IX, 28 — XIII. Auch dieser Uebersetzer ist ungefähr dem eben genannten gleichzusetzen; sicher war er auch ein Christ; denn er bedient sich solcher Ausdrücke, die besonders unter den Christen üblich waren. 5) Ueber den letzten Theil des Nehemias. Er ist sicher aus dem Hebräischen unmittelbar übersetzt, hintennach aber von einem Christen aus dem Syrischen interpolirt. Der jüdische Verfasser verräth eine gewisse Aehnlichkeit mit dem, der das Buch Josua aus dem Hebräischen ins Arabische übersetzte. — Herr Dr. Rödiger zeigt in dieser Schrift eine große und ausgesuchte Belesenheit und weiß sehr geschickt in den Anmerkungen manche noch ungedruckte Stellen aus arabischen Originalen beizubringen. So sind besonders die aus dem jüdischen Commentator Tanchum von Jerusalem zuerst hier mitgetheilten Scholien eine schöne Zugabe des Verfassers. — Fast hätten wir uns aber der Undankbarkeit schuldig gemacht und die Mittheilung von einer unmittelbaren bisher noch unbekannten persischen Uebersetzung der salomonischen Schriften von Herrn Dr. Haßler in Ulm, gerade weil er sie in unserer Zeitschrift niedergelegt (B. 2 H. 3. S. 469), ganz übersehen. Sie ist ein schöner Beitrag zur allgemeinen Einleitung ins A. T. — Was die

Kritik des hebräiſchen Textes betrifft, ſo haben wir eine neue Auflage der Ausgabe des alten Teſtaments von Simonis zu erwähnen:

Biblia Hebraica manualia ad praestantiores editiones accurata. Cura et studio Joh. Simonis. Edit. quarta emendat. Halae, sumtibus orphanotrophei, MDCCCXXVIII. gr. 8.

Herr Dr. Roſenmüller hat ſich um dieſe zweckmäßige Handausgabe des A. T., welche Simonis vorzüglich nach van der Hooght veranſtaltet hatte, ein großes Verdienſt erworben, indem er eine Menge von Fehlern vertilgte, und überhaupt für die Reinheit des Textes mit der Sorgfalt bedacht war, die man an dieſem hochſchätzbaren Gelehrten gewohnt iſt. Eine Vervollſtändigung hat auch das angefügte Wörterbuch durch ihn erhalten, welches Simonis etwas mangelhaft abgefaßt hatte. Endlich dürfen wir auch den uns eben zukommenden beſonderen Abdruck des Buches Hiob nicht unerwähnt laſſen, der durch Herrn Dr. Geſenius zunächſt für ſeine Vorleſungen beſorgt worden iſt, aber ſicher wegen ſeiner Reinlichkeit und Genauigkeit auch von anderen Lehrenden und Lernenden für dieſen Zweck benutzt werden wird.

איוב liber Job ad optima exemplaria accuratissime expressus. Halis Saxonum, impensis G. A. Schwetschkii et filii, MDCCCXXIX. 37 S. 8.

Eine gleiche Ausgabe der Geneſis wird nächſtens nachfolgen. — In der ſpeciellen Einleitung ins alte Teſtament haben wir außer einer ſehr ſcharfſinnigen Unterſuchung über den Verfaſſer von Micha 4, 1—4 verglichen mit Jeſ. 2, 2—4 von Dr. Hitzig im 2ten Hefte des 2ten Bandes dieſer Zeitſchrift, noch eine Monographie anzuführen, die auch mit großem Lobe genannt zu werden verdient.

De secundo libro Maccabaeorum dissertatio, quam ampliss. philosoph. ordin. in Academia Georgia Augusta autoritate et consensu pro summis in phi-

losoph. honoribus etc. — publice defendet autor Carolus Bertheau, Hamburgensis. Gottingae, typ. Dieter. 1829, 59 S. 8.

Je weniger in unserer Zeit über diese Schrift der viel zu sehr vernachlässigten Apokryphen des A. T. neue Untersuchungen angestellt worden sind, desto verdienstlicher ist das Bemühen des Verfassers, den der Unterzeichnete unter seine fleißigsten Zuhörer rechnet, daß er die Forschungen über das zweite Buch der Maccabäer nicht nur frisch angeregt, sondern auch wirklich festere Resultate zu Tage gefördert. Wenn man des Verf. Schrift mit den vielgenannten, aber freilich nun veralteten Untersuchungen von Hasse über das andere Buch der Maccabäer zusammenstellt, wird man nicht lange zweifeln, wer seinen Gegenstand mit mehr Scharfsinn behandelt habe. Herr Dr. Bertheau theilt seine Dissertation in 4 Capitel. I. De forma libri secundi Maccabaeorum. In besondere Betrachtung ist das Verhältniß des Auszugs aus dem Geschichtswerke Jasons von Cyrene zu diesem selbst gestellt. „Qui de hoc libro scripserunt Jasonem et epitomatorem confundunt, eadem eos conjunctione nexos existimantes, qua hebraicarum rerum scriptores fere cum fontibus, e quibus hauriebant, conjuncti sint; ipsius igitur Jasonis verba, sententias, scribendi rationem nobis in hac epitome superesse opinantur; quare, quaestione de epitomatoris aetate, patria, indole fere tota relicta, Jasonem tantum sibi spectandum esse censent. Sed in hanc opinionem temere se induxerunt. Veram sententiam hanc habeo; epitomatorem in autoris sui libris tractandis liberius fuisse versatum, res quidem ex iis petisse, ornamenta vero orationis, praecipue ea, in quibus longiori sermone et magnisonis verbis vel de hostium miseria gloriatur, vel Judaeorum calamitatem deplorat, vel populares in his ipsis miseriis summum Dei erga se amorem cognoscere jubet, vel omnino suam de re-

bus divinis et humanis profert sententiam, haec igitur omnia, quae ipsarum rerum narrationem egrediuntur, epitomatori vindicanda esse censeo." S. 9. Bei dieser Meinung stützt sich der Verf. vorzüglich auf die Worte des Epitomators im Prolog. II. De epistolis libro praepositis. Der Verf. schreibt natürlich Wernsdorf (commentat. hist. crit. de fide historica libb. Maccab. Vratislav. 1747) nicht aus, um die handgreifliche Unechtheit dieser Schreiben zu erweisen. Sein Zweck geht vielmehr dahin, zu untersuchen, „quod consilium sequens quibusque rationibus ductus autor, quicunque est, miraculosas hasce composuerit fabulas, additis quae epistolas a synedrio Hierosolymitano conscriptas haberi non sinant." Die Fabeln trug ein später ägyptischer Jude zusammen, um die Feier der Tempelweihe zu empfehlen. III. handelt der Verf. de compendio librorum V. Jasonis, und IV. de epitomatoris placitis.

Zur Auslegung des A. T. im engeren Sinne sind uns bis jetzt folgende Beiträge zu Gesichte gekommen. Wir haben zuerst neue Ausgaben der Rosenmüller'schen Scholien zu erwähnen, nämlich

Part. VII Vol. IV prophetae minores annotatione perpetua edit. II. auct. et emendat. Lipsiae, sumt. J. A. Barthii. MDCCCXXVIII und Part. III Vol. I Jesajae vaticinia contin. Edit. tert. auct. et emendat. Lips. MDCCCXXIX.

Es ist sehr zu wünschen, daß der gelehrte und thätige Hr. Verfasser in den Stand gesetzt werden möchte, sein auf eine gesunde Exegese des A. T. einflußreiches Werk bald zu vollenden. Ein richtiger Takt, unter vielen Erklärungen die einfach-beste herauszufinden, leitet den Verf. gewöhnlich, nur gestattet er manchem rabbinischen Unrath einen immer noch zu großen Raum. Herr Dr. Rosenmüller hat als Commentator des A. T. besonders heil-

sam gewirkt, eine mäßige und gründliche Dialektsvergleichung dem angehenden Exegeten praktisch zu empfehlen. Den größten Nutzen hat er aber unstreitig der Theologie dadurch gebracht, daß er aus vielen den Meisten unzugänglichen Werken das Brauchbarste zusammengetragen und so das sonst kostbare Studium des A. T. auch für den Unbemittelten leichter gemacht, ohne ihm an Gründlichkeit viel zu entziehen. Diese letztere Rücksicht hat den Verf. noch außerdem bewogen, einen Auszug aus den Scholien zu besorgen oder wenigstens zu gestatten: denn die Mühe der Arbeit hat eigentlich Herr Dr. Lechner in Leipzig übernommen, und wie der bereits erschienene erste Theil beweist:

E. F. C. Rosenmülleri scholia in Vet. Test. in compendium redacta, vol. prim. Scholia in Pentateuchum continens, Lips. sumt. Barthii MDCCCXXVIII

mit viel Verstand und Einsicht auszuführen angefangen. Alle fünf Bücher Mosis sind in einem starken größen Octav-Bande auf 818 S. commentirt, und man wird nichts Wesentliches in der Auslegung vermissen. In einem gleichen Sinne exegetischer Popularität ist auch de Wettes Commentar über die Psalmen gearbeitet, von dem jetzt, wo ich dieses schreibe, die dritte Auflage fast vollendet ist und nächstens in Heidelberg bei Mohr ausgegeben werden wird. Aus den Bogen, die mir bereits zur Ansicht zugekommen, geht hervor, daß der umsichtige Verfasser gewissenhaft bemüht gewesen, die Forschungen Anderer zur Verbesserung seines Werkes zweckdienlich zu benutzen. Wir dürfen überhaupt diesen Commentar, was Geist und Form der Auslegung betrifft, musterhaft nennen und ihn den gewinnreichsten Erscheinungen der theologischen Litteratur beizählen. Für eine gründliche und doch lebendige Auslegung hat der Verf. eine schöne nachahmungswerthe Norm gegeben. Wie dankbar das Publikum die Vorzüge

des Commentars anzuerkennen wiſſe, geht auch aus der raſchen Verbreitung deſſelben erfreulich hervor. — Eine ebenſo angenehme Erſcheinung iſt uns

Die zweite verbeſſerte Auflage der Ueberſetzung des Propheten Jeſaia von Dr. Geſenius, Leipzig 1829 bei F. C. W. Vogel VIII 167 S. 8.

Der Unterzeichnete hat ſich ſchon früher mit dem gebührenden Lobe über die erſte Ausgabe dieſer Ueberſezzung in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur ausgeſprochen, aber auch nicht verſchwiegen, was er daran zu tadeln gefunden. Er fand zwar den Ernſt und die Würde der prophetiſchen Sprache, aber nicht die begeiſterte Lebendigkeit derſelben gehörig ausgedrückt und mußte in dieſer letztern Hinſicht der Eichhornſchen Ueberſetzung den Vorzug geben. Auch gegenwärtig ſtört ihn noch immer eine zu ängſtliche Vermeidung einer beſtimmten rhythmiſchen Vortragsweiſe; aber die feilende Hand des Verf. hat doch im Ganzen bedeutend nachgeholfen. Mit beſonderer Vorliebe und allerdings auch mit vielem Geſchick ſind die Paronomaſien und Wortſpiele behandelt, und der Meiſter Rückert mag darüber, wenn er Luſt hat, ſeine Stimme abgeben. An vielen Stellen hat übrigens der Verf. ſeine frühere Erklärung verlaſſen und von einigen weſentlichen Abweichungen am Ende des Bändchens Rechenſchaft gegeben, ſo daß dieſe angefügten Bemerkungen als eine Ergänzung des Commentars betrachtet werden können. Die Aenderungen betreffen Cap. 3, 1; 3, 14; 15, 4; 17, 9; 29, 9; 38, 8; 45, 11; 47, 8; 49, 3; 49, 24. 25; 52, 14; 63, 11. — Faſt nicht zu leſen ſind die Ueberſetzungen des Herrn Pfarrer Goldwitzer, die er jetzt, wie früher von den Pſalmen, auch von den Klagliedern und dem Hoseas geliefert hat.

Die Klaglieder des Propheten Jeremias, aus dem Hebräiſchen treu ins Deutſche überſetzt und mit den LXX und der Vulg. verglichen nebſt kritiſchen An-

merkungen. Sulzbach, in der Seidelschen Buchhandlung, 1828, 71 S. 8, und der Prophet Hoschea, treu aus dem Hebräischen übersetzt und mit philologisch-kritischen Anmerkungen erläutert, für katholische höhere Lehranstalten. Landshut, Druck und Verlag von Joseph Thomann, 1828, IV u. 71 S. 8.

Wie wenig der Verf. zum Auslegen und Uebersetzen eines Dichters berufen ist, mag folgender Anfang seiner Einleitung in die Klaglieder lehren: „es gab bei den Hebräern nebst andern poetischen Arbeiten auch Elegien; denn das israelitische Volk war ja vorzugsweise das Volk des Unglücks und des Schmerzens; kein Wunder, wenn man auf diese Art von Dichtkunst verfiel.“ Indessen wollen wir nicht geradezu über die keineswegs poetischen Arbeiten des Herrn Verf. den Stab brechen; denn er hat ja bloß einen didaktischen Zweck vor Augen. In der Vorrede zum Hoschea sagt er selbst: „seit einigen Jahren wird das Studium der hebräischen Sprache auch auf katholischen Universitäten und Lyceen mit einer gewissen Vorliebe mehr als jedes andere betrieben, nur fehlt es an solchen Uebersetzungen der Schriften des alten Bundes, wodurch der Anfänger der hebräischen Sprache in Stand gesetzt wird, das Deutsche leicht wieder in das Hebräische überzutragen. Verfasser dieses las viele Uebersetzungen und fand selten eine, die nur in etwas dem gewünschten Plane entsprach. Ich dachte daher, kein unverdienstliches Werk zu unternehmen, wenn ich einen der Propheten auf eben besagte Art behandelte, um solche Anfänger in den Stand zu setzen, das Deutsche leicht wieder in das Hebräische zu übersetzen.“ Ein Beitrag zur katholisch-theologischen Literatur ist auch:

Die zwölf kleineren Propheten. In der Art und Weise des von Brentano-Dereserschen Bibelwerks übersetzt und erklärt von D. J. A. Theiner, Professor der Theologie bei der katholisch-theologi-

schen Facultät der Breslauer Universität. Leipzig, bei Teubner. 364 S. gr. 8.

Ist auch der Verf. in seinen Erklärungen hie und da befangen, so verdient doch seine Arbeit im Ganzen gelobt zu werden. Besonders hat er manche gute archäologische Bemerkung mitgetheilt. Einen bedeutenden Vorzug vor dieser Bearbeitung der kleinen Propheten hat freilich die gleiche des Hrn. Dr. Johann Friederich Schröder in Hildesheim:

Die kleineren Propheten. Uebersetzt und erläutert. Erster Band. Hoschea, Joel und Amos. Leipz. 1829 bei F. C. W. Vogel. VIII u. 403 S. 8.

Die metrische Uebersetzung liest sich leicht und die beigefügten Anmerkungen zeigen von guter Kenntniß der hebräischen Sprache und einem gesunden exegetischen Takte. Für wen sollen aber solche triviale Erläuterungen, wie die 132: „im Morgenlande bediente man sich der Esel häufig zum Reiten, wie auch in Europa in den gebirgigen Gegenden Spaniens, Frankreichs und Italiens"? Der Prophet Hoseas hat außerdem noch einen gelehrten Commentator gefunden:

Hoseas propheta. Introductionem praemisit, vertit, commentatus est Joannes Christianus Stuck, Philos. D. AA. LL. Mag., Sacrorum apud Cavertitienses in Saxonia Minister. Lipsiae, prostat apud C. H. Reclam. 1828. XXIV u. 472 S. 8.

Eine sehr fleißige und sorgfältige Arbeit! Nur muß man in diesem Commentar über den schweren Hoseas keine neuen orientalischen Spracherläuterungen suchen; aber wer eine gründliche, billige und mäßige Vergleichung verschiedener Erklärungen verlangt, wird hier seine Rechnung finden. Der Verf. drückt sich S. XIV der Vorrede über seine Leistung selbst höchst bescheiden aus: „id enim egi, non ut doctam et omni apparatu eruditionis philologicae Orientalis exstructam, sed popu-

larem e mente vatis veterumque scriptorum sacrorum consensu petitam interpretationem exhiberem. Itaque quod ad linguarum Orientalium cognitionem pertinet, hanc maxime tenuem operis mei virtutem esse probe sentio. Viri Illustrissimi, qui earum eruditione excellunt, facile intelligent, me fere nunquam mihi soli fisum in illas regiones sublimiores ascendisse, et mihi ignoscant, quod in sedibus meis solitaribus, in quibus a literarum felici commercio remotus hucusque studiis meis privatis vacavi, eorum eruditionem aequare non possum. Quantum vero mihi licuit, ut linguae hebraicae scientia instructus in publicum procederem." Nur hätte der Verf. sich häufig viel kürzer fassen können, z. B. gleich in der Vorrede, wo er viel zu weit ausholt, und besonders in den Worterklärungen, wo er zu wenig voraussetzt und gar nicht bedenkt, daß das Wörterbuch von Gesenius jedem Anfänger zur Hand ist. So heißt es S. 244: „בוש est verbum usitatissimum, pr. erubescere, deinde ignominia affici." Den meisten Werth hat die 139 Seiten lange Einleitung 1) de historia Hoseae ejusque temporis; 2) de ingenio et indole vaticiniorum Hoseae; 3) de argnmento vaticiniorum Hoseae; 4) de singulis vaticiniorum partibus (auf diese Untersuchung hat der Verf. besondern Fleiß gewandt); 5) de modo scribendi vatis observationes philologicae; 6) de historia vaticiniorum Hoseae. Es wäre zu wünschen, der Herr Verf. hätte diese Einleitung besonders abdrucken lassen; denn sie hat eine selbstständige Bedeutung. — Eine gleiche Ueberladung müssen wir auch an einem Werke tadeln, welches sonst auf allen Seiten von der gründlichsten Forschung zeugt. Soll denn die lange verarbeitete und sattsam verdaute Litteratur immer wieder von neuem beigefahren und mit allen Titeln und Jahrszahlen namhaft gemacht werden? — Wie viele Perlen

eigener Gedanken gehen oft in einem solchen Unrathe verloren! — Es ist eine neue Bearbeitung des Pentateuchs, auf die wir dieses bezogen haben wollen.

Pentateuchus hebraice et graece. Recognovit et digessit, varias lectiones notasque criticas subjunxit, argumentis historico-criticis illustravit et cum annotatione perpetua edidit Gustavus Adolphus Schumann, Phil. Dr. Theol. Bacc. et ad aedem Academiae Lipsiensis concionator matutinus. Vol. I. Genesin complectens. Lipsiae, apud Fridericum Fleischer 1829. LXXVII u. 784 S. gr. 8.

Auf der einen Seite befindet sich der reinlich abgedruckte hebräische Text aus der van der Hooght'schen Edition, auf der andern der griechische der 70 Dolmetscher ex editione romana sive vaticana nach Leander van Eß; unmittelbar unter beiden Texten varr. lectt. und dann philologische Anmerkungen. Die Prolegomena sind sehr ausführlich und von dem Standpunkt ausgeschrieben, den ich den de Wetteschen nennen möchte. Eine Probe von dem unpartheiischen Untersuchungsgeiste des Herrn Verf. möge sein Bekenntniß über den Verfasser des Pentateuchs abgeben: „itaque profiteor mihi persuasum esse, Mosen quidem potuisse imo debuisse Pentateuchi fundamenta jacere, nisi vis traditioni Hebraeorum aliisque externis potissimum argumentis omnem denegare fidem, sed longe difficilius esse, argumentis satis idoneis definire, quid Moses revera scripserit, quam demonstrare, quid non scripserit. Summum enim Pentateuchi argumentum ita et comparatum et compositum est, ut non possis sive scriptionis sive compositionis consilium recte perspicere atque interpretari, nisi statuis, aut Pentateuchum, opus funditus maxime exigui ambitus idque indigestum, variis variorum studiis per varia tempora tantopere auctum et interpolatum esse, ut vere Mosaica partim obscu-

rarentur partim abstergerentur, aut fuisse, qui remotissimo a Mose tempore Pentateuchum concinnaverint hac lege, ut, quidquid de primis Hebraeorum fatis et de aetate Mosaica sibi notum erat cum e fontibus scriptis tum e traditione ad ideam, quam sibi informaverint, congererent, disponerent, exornarent, conformarent.“ Der Zweck einer solchen historischen Composition war aber sicher ein patriotischer, dem israelitischen Volke seine alten Institute in ein heiliges Andenken zurückzurufen, und keine Zeit war für ein Unternehmen dieser Art geeigneter, als „extremum exilii babylonici, quo maxime erat necessarium, ut Israelitis Serubabele et Esra ducibus in patriam revertentibus novus patriae amor incenderetur, vetera instituta Mosis auctoritate denuo sancirentur, mores barbari exuerentur, cultus Dei instauraretur, conjugia cum filiabus gentium inita dissolverentur, et leges, in exilio oblivioni traditae, animis rursus inculcarentur.“ Die Ausführung eines solchen Bemühens führt er aber auf Esras zurück, doch so, daß er auch dem Nehemias einen gewissen Antheil an dem Geschäfte zuschreibt. In der Untersuchung über die Composition der Genesis tritt er mehr auf die Seite derjenigen, welche behaupten, daß sie vom Anfang bis zu Ende von einem Verfasser geschrieben sey. Sehr gut hat er in dieser Beziehung die historische Kunst des Buches aus dem besonderen orientalischen Geiste der Abfassuug commentirt. Er sucht aber eine dreifache Form der Darstellung nachzuweisen, eine dramatisch-historische, ethisch-didaktische und theokratisch-pragmatische. Der eigenthümliche Sprachgebrauch ist mit der höchsten Genauigkeit und Sorgfalt beleuchtet, und mit einer gleichen Gewissenhaftigkeit sind die Quellen des Werkes untersucht, wobei er die mit Rücksicht auf die verschiedenen Gottesnamen getrennten Urkunden nach den abweichenden Ansichten

von Astrüc, Eichhorn, Ilgen und Gramberg in eine tabellarisch-vergleichende Uebersicht bringt. Er selbst hält sich überzeugt: „Genesin triplici fontium genere constitutam esse, traditione scripta, traditione ore propagata, denique ingenio autoris." Was endlich den Verf. betrifft, so sagt er: „virum, qui in Babylonia aliquamdiu vixit, in compositionis suspicionem vocandum censeo." — Ueber

Dr. C. P. W. Gramberg's neue Uebersetzung der Sprüche Salomos mit erklärenden Anmerkungen und Parallelen aus dem A. u. N. T. versehen. Leipz. b. Weigel, 1828

habe ich mich in einer ausführlichen Kritik, im ersten Hefte des zweiten Bandes der theologischen Studien ausgesprochen; eben so über

den philologisch-kritischen Commentar zum Hohen Liede Salomos von J. C. C. Döpke, Leipz. b. Barth, 1829.

im zweiten Hefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift, womit zugleich eine Selbstanzeige der zweiten Ausgabe meines Liedes der Liebe, Heidelberg, bei Mohr 1828, verbunden ist. Von Dr. Steudels, Dr. Sacks und Dr. Hengstenbergs neuesten das Prophetische des alten Testaments betreffenden Schriften ist zu Anfang dieses Heftes bereits geredet.

Was namentlich Hrn. Dr. Hengstenbergs Christologie des alten Testaments betrifft, so wird sich in der Folge die Gelegenheit ergeben, Einzelnes derselben näher zu prüfen. Es ist bis jetzt der 1ste Theil des Werkes in 2 Abtheilungen erschienen. Die erste Abtheilung enthält die allgemeine Einleitung auf 373 S. gr. 8. Der Verf. hat seinen Stoff in sieben Capitel vertheilt: I. Vorbereitung; II. Geschichte der messianischen Weissagung bei den Hebräern: 1) messianische Weissagungen im Pentateuch: a) in der Genesis: das Protevangelium, Gen. 9, 20. 27, Verheißungen an die Patriarchen, Gen. 49, 10. b) in den übrigen Büchern des Pentateuch: Num. 24, 17, Deuter. 18, 15—18;

2) die messianischen Psalmen: a) Psalmen, in denen der Messias in Herrlichkeit geschildert wird: Ps. 2, 45, 72, 110; b) Psalmen, in denen der leidende Messias geschildert wird: Ps. 16, 22, 40; 3) messianische Weissagungen bei den Propheten. III. Die Gottheit des Messias im A. T. IV. Der leidende und büßende Messias im A. T. V. Die Beschaffenheit der Weissagung. VI. Beweismittel der messianität der einzelnen Stellen. VII. Litteratur der messianischen Weissagungen. Die zweite Abtheilung enthält auf 396 S. gr. 8. die messianischen Weissagungen des Jesaias. Voraus gehen einleitende Bemerkungen. Dann folgt die Erklärung von Cap. 2—4; Cap. 7; Cap. 8, 23—9, 6; Cap. 11, 12. Hierauf: allgemeine Vorbemerkungen über Cap. 40 — 66; Aechtheit von Cap. 40—66; Inhalt von 40—66; Cap. 42, 1—9; Cap. 49, 1—9; Cap. 50, 4—11; Cap. 52, 12—53. Herr Dr. Hengstenberg sagt in der Vorrede S. IV: „Der Verf. ist der festen und unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die Grundsätze, welche er bei der Ausarbeitung befolgt hat, die einzig wahren sind, und daß der wesentliche Inhalt seines Werkes, nicht etwa durch die Kraft seiner Beweisführung, von deren auch nach so scheinbaren Widerlegung derselbe ganz unberührt bleibt, sondern durch seine innere Wahrheit, sich geltend machen wird, wie er durch alle Jahrhunderte der Kirche gegolten hat. Alle gegen denselben gerichteten Angriffe werden ihn daher, als nicht das Seine treffend, ganz unberührt lassen." Mit diesem Werke ist im einleitenden Vorworte zu christologischen Beiträgen oben in Verbindung gesetzt worden

Dr. Karl Heinrich Sack's christliche Apologetik, Hamburg bei Friedr. Perthes, 1829, XVIII. u. 456 S. gr. 8.,

weil dieses mit rühmlicher Sorgfalt gearbeitete Werk einem großen Theile nach den Ausleger des alten Testa-

mentes angeht, der, wenn er auch einer ganz anderen Theorie der Hermeneutik folgt, doch den wohlmeinenden und gründlich-forschenden Sinn des Herrn Dr. Sack anerkennen muß. Und eben so giebt Herrn Dr. Steudels oben genanntes gegen meine Ansicht vom Knechte Gottes gerichtetes Osterprogramm:

Disquisitio de עֶבֶד יְהוָה, num et quo sensu ejus idea a (veri nominis) Jesaja mente concipi potuisse videatur, Tubingae litteris Ludovici Frid. Fues, MDCCCXXIX. 26 S. 4.

ein neues schönes Zeugniß des redlich strebenden und milden Sinnes dieses gelehrten Tübinger Theologen. — Endlich müssen wir bei dem Ueberblick der einzelnen Beiträge zur Auslegung des A. T. auch noch der Erklärungsversuche schwieriger Stellen gedenken, womit Herr Prof. Ewald in Göttingen unsere Zeitschrift beschenkt hat, und die man im 2ten Hefte des 1sten und im 4ten Hefte des 2ten Bandes finden wird.

Indem wir zuletzt zur Archäologie übergehen, haben wir mit Vergnügen anzuzeigen, daß der dritte Band des

Handbuchs der biblischen Alterthumskunde von Dr. Rosenmüller, Leipzig, 1828, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung. 426 S. 8.

erschienen ist. Hiermit ist von diesem vortrefflichen Werke, dem wir einen recht raschen Fortgang wünschen, die ganze biblische Geographie abgeschlossen. Ohne Bedenken darf man den Ausspruch thun, daß der verdiente Verf. ein Hauptbedürfniß der biblischen Archäologie vollkommen befriedigt habe: denn so reich auch das bis jetzt in diesem Felde gründlichste Werk von Jahn ausgestattet war, so konnte es doch hauptsächlich in Bezug auf die Geographie nach den durch die neuesten Reisebeschreibungen gemachten Fortschritte dem Forscher nicht

mehr genügen. Aber gerade von dieser Seite hat Herr Dr. Rosenmüller sein Möglichstes gethan und sein Werk ist ein wahres Repertorium der interessantesten und belehrendsten Auszüge aus den neueren Reiseberichten über den Orient. — Eine scharfsinnige Erörterung über einen sehr speciellen geographischen Gegenstand hat Herr Dr. Hitzig in einer besonderen Abhandlung gegeben:

De Cadyti urbe Herodotea dissertatio, quam ad summos in philosophia honores rite obtinendos in universitate Literarum Georgia Augusta publice defendet. Gottingae, typis Dieterichianis MDCCCXXIX. 18 S. 8.

Herodotus erwähnt im 2ten Buch Cap. 159 Κάδυτιν als eine große Stadt in Syrien, die der König von Aegypten Nechao nach einer Schlacht mit den Syrern bei Magdolus erobert habe. In dem Streite, welche Stadt im A. T. unter jenem griechisch-verstümmelten Namen zu verstehen seyn möchte, hatte man in neuesten Zeiten vorzüglich an Jerusalem gedacht. Unser Verf. hingegen sucht zu beweisen, daß die am Meere gelegene Stadt Gaza gemeint sey, wobei er sich besonders auf eine Stelle beim Jeremias Cap. 47, 1. bezieht. — Zuletzt dürfen wir auch die Vorlesungen des Herrn Prof. Leo über die Geschichte des jüdischen Staates, Berlin bei Duncker und Humblot, 1828, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, da sie ja vorzüglich auf die alttestamentlichen Forschungen von de Wette und Gesenius gebaut sind. Es ist dem Verf. bei aller Anerkennung der Frische seines Geistes vorgeworfen worden, daß er im geschichtlichen Tone den theologischen Anstand öfters verletzt habe. Wollten wir dieses Urtheil auch wiederholen, so würde uns der befreundete Verf. entgegnen: daß er kein Theologe sey.

d. 28. August 1829.

F. W. C. Umbreit.

Theologische Studien und Kritiken.

Eine Zeitschrift

für

das gesammte Gebiet der Theologie,

in Verbindung mit

D. Gieseler, D. Lücke und D. Nitzsch,

herausgegeben von

D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit,
Professoren an den Universitäten zu Halle und Heidelberg.

Jahrgang 1830. zweites Heft.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1830.

Abhandlungen.

1.

Nachweisung

zweier Bruchstücke einer alten lateinischen Uebersetzung vom *Ἀναβατικὸν Ἡσαΐου*, nebst berichtigenden Zusätzen zu der von Laurence herausgegebenen Bearbeitung dieses Apokryphons.

Von

Dr. Immanuel Nitzsch.

Mit einer Zugabe von Dr. W. Gesenius.

Durch den glücklichen und weise benutzten Fund des Engländers Rich. Laurence a) sind wir zuerst in den Besitz eines äthiopischen Textes vom *Ἀναβατικὸν Ἡσαΐου*, einem der bedeutendsten Stücke des ältesten pseudepigraphischen Codex, gekommen; und dieser Besitz mag uns um so eher den Verlust des griechischen Urtextes ersetzen, da er zugleich eine Zugabe zur äthiopischen Literatur enthält. Wer die Entdeckung des Engländers auch nur durch Gesenius b) bündige Auszüge und zunächst befriedigende Charakteristik kennen gelernt hat, wird keinen

a) Ergata Isaijas nabi s. Ascensio Jesaiae vatis opusc. pseudep. multis abhinc seculis, ut videtur, deperditum, nunc autem apud Aethiopes compertum, et cum vers. latina anglicanaque publ. juris factum etc. Oxon. 1819. Vergl. Allg. Lit. Z. 1819. Nr. 315.

b) Comment. zu Jesaias. Einl. S. 47—56.

Zweifel an der Identität dessen, was die äthiopischen Mönche aufbewahrt haben, mit dem, was die Kirchenväter anführen, übrig behalten; so sehr finden alle Anführungen sich wieder, und es ist in dem Texte bei Laurence nichts zu finden, die Nachschrift und einige leicht erkennbare Einschaltungen abgerechnet, was nicht entweder könnte oder müßte vor Origenes gedacht und gesagt seyn. Origenes hatte vor Allen von diesem Pseudepigraphon und von andern, in denen seine Gnosis so entschiedene Anklänge fand, mit Achtung gesprochen; die ihm und ihnen gemeinsamen absonderlichen Vorstellungen von göttlicher und menschlicher Persönlichkeit, von Präexistenz und geistigerer Auferstehung, von Vernichtung und Wiederbringung, waren, wie bei Gelegenheit der spätern origenistischen Streitigkeiten sich zeigt (vergl. Neanders Chrysost. 2. S. 310.), in die ägyptischen Gemeinden und Klöster zu tief eingedrungen, als daß sie sich nicht hätten bis dahin erhalten und fürsprechend für die Pseudepigraphen wirken sollen, wo die von der weitern Theilnahme an der griechischen und lateinischen Theologie abgeschnittene innere ägyptische Kirche nur etwa noch mit der habessinischen communiciren konnte und sich sammt dieser, je länger je mehr, an Uebersetzungen der geretteten Ueberreste alexandrinischer Literatur begnügen mußte. Um so erklärbarer ist die sonst schon genugsam beglaubigte a), auch in der Nachschrift unsers Apokryphons sich eigenthümlich bewährende Thatsache, daß das kirchliche Leben und Denken der habessinischen Mönche sich mit den Pseudepigraphen fast auf gleiche Weise wie mit den kanonischen Büchern vertraut gemacht hat. Ich nun würde, ob ich gleich meine vor zwanzig Jahren angefangenen und mitgetheilten Untersuchungen über das apokryphische Ge-

---

a) S. Allgem. Encyclop. v. Ersch u. Gruber u. Aethiopische Sprache, Schr. u. Literatur.

biet nie ganz eingestellt habe und noch einige Ausbeute davon zu seiner Zeit zu geben hoffen darf, doch die weitere Erwähnung und Erklärung des Ἀναβατικὸν, wie es Laurence herausgegeben, um so billiger Andern überlassen, da ich das Aethiopische nicht verstehe und mich lediglich an die Uebersetzungen des Herausgebers halten muß (welche freilich, außerdem daß sie von Gesenius im Allgemeinen beglaubigt werden, auch selbst die sprechendsten Zeugnisse der Treue und Richtigkeit an sich tragen): wenn ich nicht eine ganz besondere Veranlassung erhalten hätte, mich eben jetzt dennoch in etwas darauf einzulassen. Im dritten Tom der Nova Collectio scriptorum Veterum e Vaticc. Codd. edita ab A. Majo, Romae MDCCCXXVIII. u. das. P. II. p. 208. befinden sich Sermonum Arianorum fragmenta antiquissima, eine, wie mich dünkt, sehr schätzbare Bereicherung der Literatur; diesen sind unter fortgehender Nummer XX. und XXI. Fragmenta antiqua duo ex libris, ut videtur, apocryphis V. T. p. 238. angehängt. Ehe ich sie noch gesehen, bemerkte mir der Herr Geheime Staatsrath Niebuhr, daß diese letztern beiden Bruchstücke aus einer alten Uebersetzung des Ἀναβατικὸν seien, eine Bemerkung, die sich bei Vergleichung derselben mit dem Texte des Laurence und den patristischen Anführungen den Augenblick und vollkommen bewährte. Ich bin zwar überzeugt, daß auch Sixtus Sen. in der Biblioth. S. lib. II. s. n. Isaias mit den Worten Exstat visio quaedam, titulo Esaiae, Venetiis impressa, cujus haec est inscriptio, Visio admirabilis Isaiae prophetae in raptu mentis, quae divinae Trinitatis arcana et lapsi generis humani redemtionem continet, nichts anders als eine alte lateinische Uebersetzung des griechischen Ἀναβατικὸν meint, welche beim italischen Wiederaufleben der Literatur (wie mehrere dergleichen Schriften) zeitig gedruckt und dann bald wieder

verschwunden oder selten geworden war. Es gehört zu den bekannten Eigenheiten derer, die dergleichen zuerst im Druck edirten, die Titel der Bücher sachverkündigend zu machen und zu diesem Zwecke zu verändern. Hier nun ist auch wirklich, wenn der Hauptinhalt des Ἀναβατικὸν empfehlend und zugleich wahr angegeben werden sollte, der Titel angemessen eingerichtet worden. Sowohl Gesenius, als Laurence scheinen über die Einheit der beiden Titel ἀναβατικὸν und ὅρασις Bedenken zu haben. Ersterer besonders deßhalb, weil im äthiopischen Texte zwar das ganze Werk oder der erste Theil, welcher die Verfolgungsgeschichte des Propheten unter Manasse enthält, Ascensio, der andere aber, der diese Geschichte nur anknüpfend und schließlich berührt, Visio überschrieben wird. Und in der That bildet jeder der auf diese Weise geschiedenen Theile ein gewisses Ganzes für sich, dergestalt, daß, wenn man sie als Ein Werk ansieht, unnöthige Wiederholungen vorkommen oder eine kaum begreifliche Künstelei in der ersten Composition anerkannt werden muß. In beiden Theilen kommen die wesentlichen Stücke des Martyriums, in beiden die Hauptbestandtheile der Vision vor; der erste aber versetzt uns in die Zeit des Todes des Propheten unter Manasse, der andere in die Zeit der Vision unter Hiskias und in die Vision selbst. Dabei ist nicht zu übersehen, daß mehr im ersten die chiliastische Vorstellung, wie man sie zu nennen pflegt, ausgebildet erscheint, vergl. C. 4. V. 2 bis 17., und sogar ein diesseitiges Reich der Ruhe hervortritt — et quietem dabit iis, qui reperientur vivi — — et Dominus ministrabit iis, qui excubaverint in hoc mundo — et postea convertentur ad suas vestes supernas —; daß aber in dem andern eine gewisse gnostische Vergeistigung des gewöhnlichen Organismus der jüdisch-christlichen Eschatologie vorherrscht, ohne daß die Vereinigung von beiden Lehrarten in Einem Verfasser

und Einer Gemeinschaft ganz unmöglich wäre, zumal da gerade die eigenthümlichst betonten Dogmen das ganze Werk durchdringen. Freilich dürfte man auch noch durch andere Umstände auf die Vermuthung geführt werden, daß, wenn nicht beide Theile ursprünglich jeder für sich selbstständig bestanden, doch wenigstens der erste ein früheres, unabhängiges Daseyn erlangt habe. Denn die ältesten Anführungen oder Andeutungen des Dial. c. Tryph. Orig. Tertull., s. Laurence S. 141 ff., beziehen sich alle ausschließlich auf den Tod des Propheten durch die Säge, und auf dieselben Thatsachen, welche die Gemaristen erzählen, s. Gesenius Comment. Einl. S. 11, obgleich der Dialog den Juden Schuld gibt, dieß Zeugniß auf die Seite gebracht zu haben, und Origenes, daß sie das Apokryphon absichtlich entstellt hätten, damit es unglaubhaft werde; nur Epiphanius führt den Namen und der Sache nach das ἀναβατικὸν an, und demnach wäre es möglich, daß die Archontiker, welche ihre Lehre von den Himmeln dadurch bestärkten, und die Hieraciten, die ihre Vorstellung vom heiligen Geiste darin fanden, entweder ein ganz anderes Apokryphon, oder doch ein mit einer zweiten, ihnen gerade wichtigen Inhaltspartie versehnes, wie es Origenes nicht kannte, gelesen hätten. Indessen erwähnt doch das Alterthum nirgends ausdrücklich mehrere Apokryphen unter des Jesaias Namen, welchen beide jetzt vorliegenden Theile der äthiopischen Ergata Isaias entsprächen. Auch könnte wirklich der so zu nennende zweite Theil nicht genugsam für sich bestehen. Man stellt sich daher vielleicht die Sache richtig vor, wenn man annimmt, daß der jüdisch-christliche Verfasser die Ueberlieferung von der Inquisition und Hinrichtung des Propheten, die er schon vorfand, und vielleicht auch schon irgendwie schriftlich vorfand, ebendeßhalb, weil er sie als Anknüpfungsmoment für alles andere, was außerkanonisch auf den Jesaias zu bringen

war, schon vorfand, auch voranstellte, wodurch er ohne weiteres in eben diese Umstellungen, Versetzungen der Ereignisse und Wiederholungen des Visionsinhalts gerathen mußte, die wir nun in dem Buche finden, und die den Abschreiber veranlaßt haben, in der Mitte desselben eine neue Ueberschrift anzubringen. Wie sich dieses auch verhalte, so viel ist sicher, daß die beiden Titel Ascensio und Visio dieser scheinbaren Zweitheiligkeit nicht entsprechen. Hätte der erste Theil eigenthümlich benannt werden sollen, so müßte diese Benennung etwa ἔξοδος, θάνατος, μαρτύριον Ἡσαΐου gelautet haben. Für eine solche Besonderheit hatte der christliche Schriftsteller wenig Interesse, sondern er benutzte den Martyriums-Stoff als Nebensache; aber in diesem Stoffe selbst fand sich schon der Keim seiner Hauptsache, nämlich dieß, daß der Prophet des Herrn Herrlichkeit, Gott selbst hatte geschauet haben wollen, und wegen dieses Vorgebens, als eines antimosaischen hingerichtet worden war. In dieser untern Welt konnte nun nach der entschiedenen und allgemeingültigen Lehre der jüdisch-christlichen Theologie der Prophet (πιστὸς ἐν τῇ ὁράσει αὐτοῦ, Sirach 48, 22.) wirklich Gott nicht geschauet haben, sondern vermöge einer ἀνάβασις der Seele (Psalm 139, 8. Römer 10, 6.) in den Himmel. Unstreitig hatte die jüdische Ueberlieferung schon zu Jes. 6, 1. die Exegese gefügt, daß Jesaias den Herrn nicht im irdischen Tempel gesehen, daß הֵיכָל hier vielmehr, wie auch der Chaldäer übersetzt, so viel als שְׁמֵי־מְרוֹמָא bedeute, und auch in dieser Hinsicht unserm Verfasser schon den Weg zu einer Himmelfahrt, und zwar zu einer Fahrt durch mehrere Himmel, gebahnet. Dieß hat dem Buche seinen Namen ἀναβατικὸν und seinen Hauptinhalt gegeben. Denselben Namen hat ihm die äthiopische Ueberlieferung im

Worte Ergat, ascensio, aufbehalten a). Zeigt sich nachher im äthiopischen Texte (Cap. 6, 1. 6. Laur.) die neue Ueberschrift Visio, so heißt dieß nur so viel: „jetzt folgt die eigentliche Vision oder Ascension selbst, von der der Titel sagt, und welche bisher nur voraus erwähnt worden ist.“ Auf keinen Fall darf man sich daran irren, daß Anastasius im 11. Jahrhundert und ein Katalog der Apokryphen bei Montfaucon (Fabr. Cod. Pseudep. II. p. 308.) nur eine ὅρασις Ἡσαΐου anführen. Für die spätere Kirche war ἀναβατικὸν der unverständlichere Titel, ὅρασις aber, als gemeinsamer Titel für Weissagung und eigentliches Gesicht (vergl. LXX. Jes. 13, 1. u. Suicer. s. h. v.), der verständlichere. Und kommt diese Namensveränderung eines und desselben Buchs bei dem bekannten Apokryphon des Apostels Paulus, welches bis ins fünfte Jahrhundert allezeit ἀναβατικὸν, und seitdem immer ἀποκάλυψις genannt wird, ohne daß die Identität in Zweifel gezogen würde, ganz gleicherweise vor: so ist auch in dem Titel Visio Jesaiae, den Sixtus Sen. dem zu Venedig gedruckten Buche beilegt, kein Hinderniß zu vermuthen, was der übrige Titel mit sich bringt, daß es dem Inhalte und Umfange nach mit unserm ἀναβατικὸν übereinstimme. Allein was Sixtus gekannt, ist bis jetzt so sehr wieder verschollen und verschwunden, daß Laurence vergebens nach irgend einer weitern Notiz davon in den bibliographischen Werken gesucht hat. Bis es wieder gefunden wird, und auch wenn niemals, gelten uns daher die beiden vaticanischen Fragmente, die wir nach Mai mittheilen, als ein den Anführungen des Epiphanius an Alter beinahe gleiches Zeugniß (a. dem 5. oder

a) Das äthiopische Stammwort arĕga entspricht dem hebräischen und arabischen עָרַג عرج und ist das ganz gewöhnliche für ἀναβαίνειν. Ergat steht namentlich für ἀνάληψις Luk. 9, 51. Gesenius.

6. Jahrh.) für die in der Hauptsache unverfälschte äthiopische Ueberlieferung eines Pseudepigraphs, welches in der Blüthenzeit der alexandrinischen Kirche und Theologie als ein bedeutender Theil des griechischen, apokryphischen Codex bekannt und gelesen war. Diesen Werth behaupten die Fragmente auch dann, wenn sie, wie leider der Fall ist, zu den weniger gut erhaltenen des Palimpsesten gehören, der sie geliefert hat, und öfter aus dem Texte des Laurence verbessert werden müssen, als sie auf ihn verbessernd zurückwirken. Eben jenen Werth behalten sie auch offenbar, sofern sie nicht aus den in dogmatisch-historischer Rücksicht wichtigsten Partieen des Buchs herkommen, insonderheit deßhalb, weil das erste Fragment zum Martyrium des Propheten, also zu dem gewissermaßen ersten Theile, das andere zur eigentlichen Anabase gehört, so daß wir auf das Dagewesensein des ganzen Werks schließen können. Das erste Fragment beginnt mitten in der vorgängigen, anachronistisch verworrenen und entstellten Geschichte von den Mißverhältnissen zwischen den wahren und falschen Propheten aus Juda und Israel unter Manasse, welche etwa ein Bestandtheil der im Kanon erwähnten „Geschichte der Seher" seyn wollte, und bei Laurence das zweite Capitel füllt. Es ist in seinem Anfange und in den Eigennamen besonders unverständlich und, ausgenommen, daß ein geborner Samaritaner, der nach Juda entflohen, Namens Belkira oder Bechira, als Hauptfeind des Jesaias auftritt, unbedeutend. Das andere erklärt sich selbst in seinem Zusammenhange. Sie lauten, mit dem Texte des Laurence zusammengestellt, und mit den sich unmittelbar aufdringenden Emendationen, beide, wie folgt:

Erstes Fragment.

Cod. rescr. Vatic.	Aeth. n. Laurence.
. . . profetas Dei . . Et cum audissent pseudoprofetas, qui erant cum Ochusia [1]) filio Achab, qui [2]) fuerat doctor eorum Gamarias [3]) de monte Efrem et ipse fuit frater Sedeciae, suasit Ochodiam regem Gomorrae et occidit Michaeam. Et cognovit Bechira et vidit locum Eseiae et profetarum qui cum illo erant; ipse enim habitabat in Bethlem; et abiit Hierosolymam, et conjuncti sunt, et ipse a Samaria. [4])	Cap. II. 14. — vates Domini. 15 Et cum audirent vates mendaces, qui erant cum Ahazia filio Ahab ex monte Juel, a) 16. et ille Ibkira cognatus Zedechiae, audientes adduxerunt Ahaziam ut crederet Deo Aguaron, et Michaiam et Belkiram. Cap. III. 1. Belkira b) cognovit viditque locum c) Isaiae et vatum, qui erant cum eo, nam iste habitabat in regione Bethlehem adhaesitque Manassi. Et vaticinabatur mendacia in Hierosolyma, multique erant ex Hierosolyma, qui cum eo consociati sunt. Is autem ex Samaria fuit.

1) Die 70. Ὀχοζίας 1. Kön. 22, 52. Aethiop. Ahazia. — Derselbe König bald nachher Ochodias. 2) Hier fehlt, wie überhaupt bis zu den Worten occidit Michaeam, der Zusammenhang auf unheilbare Weise. Das qui kann nicht auf den Achab bezogen werden, sondern beschreibt das Haupt der falschen Propheten, den Zedechias nach 1. Kön. 22, 11., und ist also aus dem folgenden fälschlich heraufgeschoben. 3) Etwas von Samaria, vielleicht der Genitiv, oder Samaritanus mag hier verborgen seyn. 4) Vatic. ipsi Asamar. Auch dieser Satz ist defekt, ergänzt sich aber aus dem Aethiopischen. —

a) Entspricht dem Efrem im Vatic. — b) Die arabisch-äthiopische Formation von Bechira. Quelle des Namens wird die reiche jüdische Tradition über die wahren und falschen Propheten seyn. Sie wollte dem Jesaias ähnliche Männer entgegenstellen, wie sich gegen den Jeremias (38, 1.) aufgelehnt hatten. c) Nämlich die Bergwüste bei Bethlehem, in welche sich nach 2, 7—11. Jesaias und die Gläubigen seit Manasse's Regierungsantritt zurückgezogen hatten.

Cod. rescr. Vatic.

Et factum est cum venisset Salmanassar rex Assyriorum et accepisset Samariam et abduxisset novem [1]) dixit . . . bus in carcerem, et perduxisset eos in montem Medorum ad flumen Gozan, [2]) Bechira fuit juvenior, et fugit et pervenit Hierosolymam in diebus Ezechiae regis Judae: non ambulabat in via Samariae patris sui, quoniam timebat Ezechiam. Et inventus est in tempore Ezechiae loquens verba injustitiae in Hierusalem, et s... a pueris .. in regione Bethlem. [3]) Et contempsit Bechira Eseiam et profetas, qui cum eo erant, dicens, quoniam Eseias et qui cum illo sunt profetabant in Hierusalem et contra civitates Judeae, quoniam deseruntur, et in filios Judeae et Benjaminum, [4]) quoniam captivi

Aeth. u. Laurence.

2. Et factum est, ut Salmanezer rex Assyriae veniret, expugnaretque Samariam, abduceretque novem partes populi in captivitatem deduceretque eos in provincias Medorum flumenque magnum Euphratem, 3. Iste juvenis lateret veniretque Hierosolymam in diebus Ezechiae regis Judae, nec ambularet in via patris sui Samaritani, quia Ezechiam timebat. 4. Et repertus est in diebus Ezechiae sermonem habens impium in Hierosolyma. 5. Et accusavit eum famulus Ezechiae, sed se clam subduxit in regionem Bethlehem fidemque fecit. 6. Et accusavit Belkira Isaiam vatesque, qui erant cum illo, dicens „Isaias iique qui sunt cum illo vaticinantur contra Hierosolymam et contra urbes Jehudae, ut devastentur, et contra Benjaminum, ut abeat in

1) A. Majus gibt nomen. — 2) Laurence findet im Aeth. eigentlich flumina Tazon. 3) Vielleicht (nach Vergleichung des Laurence) zu lesen et subduxit se a pueris Ezechiae (vor den Knechten des Hiskias) in regionem Bethlehem. 4) So für bon... zu lesen.

Cod. rescr. Vatic.	Aeth. n. Laurence.
ducuntur. Et in te 1) domine rex, quoniam galeagra 2) . . per ferrum de-	captivitatem, et in te, Domine rex, ut coactu catenisque ferreis moveas . . .

---

1) So für inde. 2) Diese Verbesserung des Textes, welcher nur galea grec.. per ferrum etc. gab, verdanke ich dem Scharfsinn und der gütigen Mittheilung Niebuhr's ebenso, wie meine ganze Bekanntschaft mit diesen Fragmenten. Γαλεάγρα, eigentlich Marderfalle, dann überhaupt Käfig (s. Steph. Thes. s. v., dann die griechisch-lateinischen Glossarien u. d. W., welche es cavea, gabia, auch mustelarium geben, und Schleusneri Bielius s. v. und s. κημός), ist dem Verf. des Ἀναβατικὸν um so bekannter gewesen, da auch die 70 Ezech. 19, 9. καὶ ἔθεντο αὐτὸν ἐν κημῷ καὶ γαλεάγρᾳ übersetzen, wo das Wort dem hebräischen חחים entspricht. Luther: „Sie legten ihn gebunden in ein Gatter." Wörtlicher: sie legten ihn (den jungen Löwen, Israel) in Gebiß und Käfig. Der lateinische Uebersetzer hätte nun freilich cavea setzen sollen, aber es war zu gewöhnlich, sich griechischer Worte zu bedienen, wenn sie im gemeinen Leben eingeführt waren, als daß es hier sehr auffallen könnte. Er behielt also galeagra bei. Allein diese Emendation ist nicht nur an unserm Orte das unfehlbar richtige, sondern wirkt auch berichtigend oder wegweisend auf das Verständniß des äthiopischen Wortes ein. Laurence gesteht, daß er nicht wisse, was er mit diesem anfangen solle. Seine Uebersetzung ut coactu catenisque ferreis moveas ist ganz sicher nicht die rechte. Sollte das Wort, das er coactu gibt, nicht aus dem Arabischen zu erkennen, und für ein gleichbedeutendes mit galeagra zu erkennen seyn? Ja ich gehe noch weiter, ich hoffe, die hiesige Textverbesserung soll auch die kanonische Stelle über die Gefangennehmung und Wegführung des Königs Manasse, 2. Chron. 33, 11., deutlicher machen. Zwar liest man da nicht wie Ezech. 19. בַּחַחִים, sondern בַּחֹחִים, und die 70 haben ἐν δεσμοῖς, aber wenigstens der Vf. des Ἀναβατικὸν muß die Stelle so verstanden haben: sie fingen ihn wie ein Thier in einen Käfig ein und führten ihn gefesselt nach Babel. S. übrigens Gesenius W. B. unter חח. Eine solche Gefangenführung des Manasse aber, wie sie ihn Je-

Cod. rescr. Vatic.

duceris. Ipsi falso profetaverunt in Israel et in Juda et in Hierusalem: et ipse Eseias dixit se plus quam Moysen profetare. Dixit enim Moyses, quoniam homo non potest videre Deum; dixit autem Eseias, vidi Deum et ecce vivo. Tu rex intellege, quoniam mendax est: et ecce Hierusalem Sodomam dixit, et principes ejus et Judeae et Hierusalem populum Gomorrae nominavit. Et cum in multis detraxit Eseiae et profetis, et supersedit Beliac [1]) in corde Manasse et in corde principum Judae et Benjamin et spadonum et consiliariorum regis. Et placuerunt eis

Aeth. u. Laurence.

7. Sed illi falso vaticinantur in Israelem et Jehudam. 8. Ipseque Isaias inquit, Video amplius quam Moses vates. 9. Moses dicit, Nemo est, qui videat Deum et vivat, sed Isaias dicit, Ego vidi Deum et ecce vivus ego. 10 O Rex igitur cognosce, quod vates mendaces sunt isti, et Hierosolymam Sodom appellavit, et principes Jehudae Hierosolymaeque populum Gomorram fecit." Et crebro accusavit Isaiam et vates apud Manassem. 11. Et habitavit Berial in corde Manassis atque in corde principum Jehudae et Benjamini et satellitum et consiliariorum regis. Et placuit ei maxime sermo Belkirae. 12. Et misit apprehenditque Isaiam. 12. Nam Berial

---

saias geweissagt haben soll, erinnert an Bajazets Schicksal, dem Tamerlan, wenn nicht wirklich, doch der Sage nach, diese schimpflichste aller Gefängnißarten bereitete.

1) Beliac ist wahrscheinlich Schreibfehler für Beliar. Berial aber hat das Aethiopische, wie Laurence bemerkt, vermöge einer gewöhnlichen Umstellung dieser Buchstaben. Sonst liest d. äthiopische N. T. 2. Cor. 6, 15. Belhor, welches also dem Beliar wieder gleich kommt. S. indessen Cabb. Denud. T. I. P. IV. p. 253 f., wo בליעל und בליאל zu finden ist, ohne eine Erwähnung von Beliar.

Cod. rescr. Vatic.

sermones Bechirae, et mandavit rex, et apprehenderunt Eseiam. Fuit enim Beliac bilem habens in Eseiam propter quod in se[1]) ostenderit Samael, et quoniam ipse nuntiavit adventum dilectissimi de septimo coelo et transfigurati, quem ejus descensum et formam, in qua transfiguraretur, esse hominis, et persecutionem, quam passurus est, et contumeliam, quam . . . . .

Aeth. n. Laurence.

valde iratus fuit adversus Isaiam, propter visionem propterque manifestationem, qua manifestavit Samaëlem, et quia per illum videbatur adventus Dilecti e septimo coelo, et mutatio ejus et descensus ejus et forma ejus, in quam mutabitur, scilicet in formam hominis, et rejectio ejus, qua rejicietur, et cruciatur, quibus filii Israelis cruciabunt eum, et adventus duodecim discipulorum ejus, doctrinaque et quod ante sabbatum in ligno suspendetur, cumque viris auctoribus iniquitatum suspendetur, et quod in sepulcro sepelietur.

Zweites Fragment.

. . . filio suo et[2]) Micheae et reliquis profetis, dicens, in eo[3]), in quo

Cap. VII. Et visionem, quam Isaias vidit, narravit Ezechiae et Josheb suo filio et Micaiae et aliis vatibus.

---

1) Vielleicht quod se in Samaël ostenderit. Denn 7, 9. Et ascendimus in firmamentum, ego et ille (angelus), et ibi vidi Samaëlem potestatesque. Schwerlich wird von einem besondern Verrathe der Einsicht, daß Beliar äqual Samael sey, die Rede seyn können. Eben so wenig, als hier auf den Unterschied zu achten ist, den die Soharisten sonst zwischen Samael und Belial machen. 2) So schreibe ich für filios voci, welches Vatic. gibt. 3) Bei dem Vorgange, oder die, loco; der griechische Text vielleicht ἐν ἐκείνῳ τῷ καιρῷ oder ἐν τῷ προφητεῦσαί με εἶδον ἄγγελον κ. λ. Zu einer andern Zeit referirt der Prophet dem Hiskias diese Visionen, zu einer andern hatte er sie geschauet. Er hatte sie aber geschauet mitten in einem anderweiten prophetischen Vortrage, den er vor dem Könige und den

Cod. rescr. Vatic.	Aeth. n. Laurence.
profetiam meam audistis, vidi angelum gloriosum non secundum gloriam angelorum, quos ego semper videbam, sed claritatem magnam et sanctam habentem, quam ego claritatem exponere non possum. Et accessit et tenuit manum meam, et dixi [1]: et quis es tu, et quod tibi nomen est, et quo me tolles? Accepi enim vires loquendi cum eo. Et dixit mihi: cum te imposuero et ostendero tibi visionem, propter quod ad te missus sum, tunc intelliges qui sim, nomen autem meum non dicam tibi, eo quod revertaris in carnem. Cum enim sustuleris te, ture videbis. Et laetatus sum, quod [2] sim-	2. Et hoc factum est, inquit, cum vaticinarer secundum testimonium, quod audivistis, ut ego viderem angelum gloriosum; nec fuit gloria prout angelorum, quos semper videram, sed magna gloria et officium ei fuit, ut ego non possim nunciare gloriam hujus angeli. 3. Aspexi, cum apprehenderet me manu mea dixique, quis tu et quid est nomen tuum, et ubi, ut ego ascendam facies? Facultas enim data est mihi, ut colloquerer cum illo. 4. Et mihi inquit: cum, ut gradatim ascenderes, fecerim et ostenderim tibi visionem, propter quam sum missus, illico intelliges, quis sim, sed nomen meum nescies. 5. Nam te oportet in hoc tuum corpus redire, et quo, ut ascenderis, fecerim videbis, quia propter hoc missus sum. 6. Et laetatus sum,

Propheten gehalten. Denn was geschah während dieses Vortrags? C. VI. v. 10 seq. Dum loquebatur per spiritum S., dum omnes ii tacite audiebant, mens ejus elevata supra se — oculi erant aperti, os silebat — attamen respirabat; nam vidit visionem.

1) Vatic. irrig dixit. 2) Hier lasse ich aus dem Vatic. die Worte weg: propter hoc enim missus sum ut veniam, welche aus dem Folgenden heraufgeschoben worden sind; an ihre Stelle setze ich: Et laetatus sum, quod . . ., eine Ergänzung, die deßhalb nothwendig ist, weil 1. hier etwas stehen muß, welches die folgende Aeußerung des Engels et majus me videbis bedinget; 2. weil der Engel bisher schon geredet hat, und, ehe etwas vom

Cod. rescr. Vatic.

pliciter [1]) mihi respondit. Et ait mihi: et majus me videbis. Ille, qui me misit, hilariter et simpliciter loquetur tecum. Et patrem . . . (eminent)iorum ipsius majorum videbis. Propter hoc enim missus sum a septimo coelo, ut omnia tibi ostendam. Et sustulit me, et ascendi ego ipse in primum solidamentum, et ibi vidi Samaël et fortitudinem ejus: et fuit in eo bellum grande et angeli Satanae simul invidentes; sicut enim susus [2]) sic et in terra. Et dixi angelo, qui fuit mecum, quid est bellum hoc et quae invidia haec? Et dixit mihi: sic est, ex quo

Aeth. n. Laurence.

quod comiter mecum est collocutus. 7. Et inquit: Laetatusne es quod comiter tecum collocutus sum? Atque ait: et illum, qui me magnificat, videbis, ut comiter miteque collequetur tecum. 8. Et patrem ejus, qui magnificat, videbis, nam ab hoc missus sum e septimo coelo, ut illuminarem te de his singulis. 9. Et ascendimus in firmamentum, ego et ille, et ibi vidi Samaelem potestatesque, et fuit magna caedes per eum, resque Satanae, et alius cum alio contendebat. 10. Et ut supra ita in terra, quoniam similitudo ejus, quod in firmamento est, hic in terra est. 11. Et inquam angelo: quae est haec contentio? 12. Et mihi inquit: ita fuit ab orbe condito usque ad

---

Jesaias dazwischen gekommen ist, es nicht von Neuem heißen kann simpliciter mihi respondet et ait, wie die Handschrift hat. Meine Ergänzung ist aber aus dem Aethiopischen geschöpft.

1) Das Wort simpliciter gibt hier keinen Sinn. Eben so wenig in dem Folgenden, wo es wiederkehrt. Laurence hat comiter. Der griechische Text hatte ἁπαλῶς, sanft (welches auch von der Rede prädicirt wird, Sprüchwörter 15, 1. Symm. מַעֲנֶה־רַּךְ ἀπόκρισις ἁπαλή, Umbreit: sanfte Antwort). Dafür las der Lateiner ἁπλῶς, simpliciter. Letzteres ist also Uebersetzungsfehler, und gibt dem, der einen solchen bedarf, einen unfehlbaren Beweis, daß diese lateinische Uebersetzung aus griechischem Texte geflossen ist. 2) Aeltere Schreibart für sursus, wie Mai bemerkt. —

Cod. rescr. Vatic.

seculum[1]) factum est, vsque nunc est, sic erit bellum quoad usque veniat, quem visurus es[2]), et emundabit[3]) eum. Et postea posuit me super solidamentum, et fuit coelum, et vidi ibi sedem in medio et ad dextram ejus et ad sinistram angeli erant. Angeli ad sinistram non quales ad dextram: ad dextram enim claritatem magnam habuerunt: et laudabant omnes una voce: et sedes erat in medio, et a sinistra postea benedicebant. Fuit autem vox a sinistro non sicut a dextro, nec minus erat illis similis: et rogavi angelum, qui me ducebat, et dixi ei: cui mittunt angeli hymnos? Et dixit mihi: gloriae sedentis in septimo coelo[4]), illi, qui est perpetui seculi, et dilecto ejus, a quo missus

Aeth. n. Laurence.

hoc tempus, et haec caedes erit, donec veniet ille, quem tu videbis, et tum ea exstinguetur. 13. Et postea fecit, ut ascenderem supra firmamentum in coelum. 14. Ibi vidi thronum in medio, et a dextra et sinistra fuerunt angeli. 15 Et nullus fuit ad instar angelorum, qui a dextra stabant; sed iis, qui a dextra stabant, maxima fuit gloria. Et omnes ii collaudabant una voce; et thronus fuit in medio; et idem laudibus efferebant. Atque illi, qui fuerunt a sinistra, collaudabant post eos; sed vox illorum non fuit prout vox eorum, qui a dextra, nec illorum splendor prout splendor aliorum. 16. Et interrogavi angelum, qui me ducebat, dicens, cui haec collaudatio ascribitur? 17. Et mihi inquit: gloriae septimi coeli, illi, qui in sancto mundo obcaecat, et ejus Dilecto, a quo missus sum tibi, illuc ascribitur. 18. Atque iterum me elevavit in secundum coelum, et

1) So schreibe ich für oculum. — 2) Cod. est. — 3) Ich vermuthe nach Vergleichung des Aeth. und Laur. exstinguetur, daß der Griech. T. ἐξαλείψει gehabt, welches zu beiden, emundare und exstinguere Veranlassung geben konnte. 4) Cod. septimi coeli.

Cod. rescr. Vatic.	Aeth. n. Laurence.
sum ad te. Et imposuit[1]) me in secundum coelum, et fuit altitudo coeli, qualis a coelo usque ad terram et ad firmamentum. Et vidi ibi, quomodo videram in primo coelo angelos dextros et sinistros et sedes medias	altitudo hujus coeli fuit ut a terra ad coelum et firmamentum. 19. Et in primo coelo dextra fuit et sinistra, et thronus in medio et splendor angelorum, quae etiam fuerunt in secundo coelo, sed illi, qui sedebat super thronum in secundo coelo, major fuit gloria quam omnibus.

Das nun auf diese Weise in seiner Ebenbürtigkeit mit den ältesten Pseudepigraphen neu bestätigte Werk, wie es uns bei Laurence fast ohne Spur bedeutender Einschaltung oder Verstümmelung vorliegt, verdient ohne Zweifel ganz auf gleiche Art, wie das Buch Enoch, das vierte Esrä, die zwölf Testamente und die wichtigern Bücher unter den Sibyllinen für die historische Theologie bearbeitet zu werden. Laurence hat dazu, mehr in den General Remarks als im Commentare, einen im Allgemeinen guten Anfang gemacht, in einigen Fällen aber einen Standpunkt genommen, der mehr in der Anglicanischen Theologie als in der Kritik seine Rechtfertigung findet. Mehrere aber der wichtigsten Untersuchungen, denen das Ἀναβατικὸν sich darbietet, hat er noch gar nicht eingeleitet. Alle diese einzelnen Pseudepigraphen stehen 1) in einem wichtigen, äußern und innern Verhältnisse zum Kanon des A. und N. T. 2) in aufklärender Beziehung zu der Gattung, zu der sie zunächst gehören, zum Cod. Pseudep. V. T. und zum Cod. Apocryph. N. T. Sie greifen aber auch 3) in die Sekten- und Irrlehr-Geschichte der drei ersten

1) Cod. imposui. Was ich sonst noch ohne weitere Anmerkung unterstrichen habe, ist nothwendige Ergänzung aus dem nebenstehenden Texte des Laurence.

Jahrhunderte, als Denkmale theils einer gemilderten und popularisirten Gnosis, theils fortgebildeter Apokalyptik und Ascetik auf das mannichfaltigste ein. Eine in dieser Hinsicht möglichst erschöpfende Erklärung des Ἀναβατικὸν ist nicht dieses Orts; ich werde mir nur für einige dazu vorbereitende Anmerkungen Raum erbitten.

1. Es bleibt immer eine Aufgabe, zu erkennen, wie es denn möglich ward, daß christliche Lehrer und ansehnliche Gemeinschaften dem Auffahrtsbuche und seiner Gattung ein solches Zutrauen schenken, und, wenn sie es dem Kanon nicht ganz gleichstellten, was doch auch geschehen zu seyn scheint, wie sie wenigstens ihm eine verhältnißmäßige Inspiration und Heiligkeit beilegen konnten, was so sehr der Fall gewesen ist, daß Origenes viel lieber den ihm mißfälligen Inhaltstheil jüdischer Einschaltung zuschreiben, als das ganze Buch wegwerfen will. Ich frage hier nicht, warum ihnen nicht die äußern geschichtlichen Kennzeichen kanonischer Schriften mehr zu Gebote gestanden; denn was die Kritik in jenen Zeiten war, ist bekannt, und eben so, welch ein tief einsitzender Glaube an geheime Bücher neben den öffentlichen, welch ein großes, durch die Entstehungsart der griechischen Bibel schon veranlaßtes Schwanken des Begriffs vom alttestamentlichen Kanon sich von den jüdischen Hellenisten auf die christlichen vererbt hatte. Vielmehr gilt es jetzt die geistige, innere Compatibilität der Pseudepigraphen mit den kanonischen Büchern. Freilich tritt zuerst wieder der Umstand ein, daß man ja auch in den geheimen Büchern, als solchen, etwas anderes als in den non occultis (Ascens. 4, 22), nämlich den theologischen Schlüssel a) zur Erkenntniß der

a) S. 4 Ebr. 14, 57. in his enim est vena intellectus, et sapientiae fons et scientiae flumen.

letztern, suchte, und sich demnach auch nicht verwunderte, so sehr Anderes zu finden. Wiederum läugnet niemand, es waren mehr oder minder heterodoxe Lehrer und Parteien, die sich diesen Schriften ergaben. Allein, so wie sich oft in den von den Häresiologen verschrieensten Sekten noch sehr viel christliche Grundlage erkennen läßt, so läßt sich doch auch in diesen Schriften, von denen wir reden, ein gewisser Inbegriff überhaupt testamentischer und namentlich christlicher Grundvorstellungen nicht verkennen. Die lateinische Uebersetzung der Ascension, die Sixtus anführt, ward in dieser Rücksicht mit Recht betitelt worden, visio, quae mysterium trinitatis et redemtionem — — continet. Die Erkenntniß des Vaters und des Sohnes, und die Erkenntniß des Heils in allen seinen Entwickelungen blieb das feststehende medium zwischen dem Kanon und der Litteratur dieser Art, und unserm Buche insonderheit. Andere Reize zu geschweigen, die den Denkmalen der Mystik und Gnostik, die den Organen der geheimen Lehre, als solchen, eigen sind, läßt sich dem vierten Buche des Esras eine Fülle von erhabenen Gedanken und Bildern, den zwölf Testamenten ein gewisser Reichthum an feinen Bemerkungen über die sittliche Natur des Menschen, und dem vorliegenden Buche ein sinnreiches Lehrgebäude und eine leise sinnliche Andeutung tiefer theologischer Gedanken nicht absprechen. Die eigensten Besonderheiten aber, z. B. der Ascension, selbst näher angesehen, so dürften sie sich wol mehr oder minder Alle bald mit einzelnen Stellen des Kanons, bald mit herrschenden Vorstellungen desselben berühren. Unter Hinzutritt einer allerdings noch anderweit zu bestimmenden Theologie erbauet sich etwa das Eigenthümliche des Buchs aus folgenden Stoffen. Hebr. 11, 37. ἐπρίσθησαν — περιῆλθον ἐν μηλωταῖς κ. λ. Jes. 6, 1. — Die Zusammenstellungen von Vater und Herr, von Vater, Sohn und Geist. — Die Herrlichkeit, die Christus vor der Welt beim Vater hatte. — Der Herr aus dem Himmel.

Phil. 2, 6. ὅς ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων — ἑαυτὸν ἐκένωσε, μορφὴν δούλου λαβών κ. λ. Ephes. 4, 10. ὁ καταβὰς αὐτός ἐστι καὶ ὁ ἀναβὰς ὑπεράνω πάντων τῶν οὐρανῶν. 1. Petri 1, 12. εἰς ἃ ἐπιθυμοῦσιν ἄγγελοι παρακύψαι. Ephes. 2, 2. ἄρχοντα τῆς ἐξουσίας τοῦ ἀέρος. — Antiochus v. Daniel, der Sohn des Verderbens, vom Paulus, Nero von Johannes beschrieben. Stellen vom unvollendeten Zustande der Verstorbenen Hebr. 10, 40. Offenb. 6, 10. 11. Die weißen Kleider der Seelen Offenb. 3, 4. 6, 11. — 2. Cor. 5, 4. ἐφ' ᾧ οὐ θέλομεν ἐκδύσασθαι, ἀλλ' ἐπενδύσασθαι. Matth. 22, 30. ἀλλ' ὡς ἄγγελοι τοῦ θεοῦ ἐν οὐρανῷ εἰσι. Ap. Gesch. 12, 15. οἱ δὲ ἔλεγον ὁ ἄγγελος αὐτοῦ ἐστιν. Dazu die Apokalypse überhaupt, und ihre Zahlen und Capitel 20 — 22. noch besonders. Von wörtlicher Benutzung eines ganzen Satzes aus dem Kanon habe ich nichts gefunden, wenn nicht 8, 11. ajo tibi, Isaias, quoniam in corpus mortale, quicquid humanum est, redibit, id **quod nec vidit, nec ascendit, nec intellexit, quae tu intellexisti.** 1. Cor. 2. Jes. 64, 3. 4.

2) Es ist etwas anderes mit den äußern Verknüpfungen des Buchs mit dem Kanon. Der Verf. hat, was das A. T. anlangt, die zusätzliche heilige Geschichte, wie sie in seiner Gemeinschaft anerkannt war, auf ähnliche Weise, als es in den übrigen Pseudepigraphen geschieht, mit der kanonischen vermischt, und dadurch alles in Verwirrung gebracht. Es geht dabei wie in den jüdisch-arabischen Sagen, in den Catenen zum Pentateuch, im Coran, und in dem Testament Judä zu. Hingegen hat er an einem Orte sich absichtlich auf den kanonischen Jesaias und, wenn man will, auf die messianischen Weissagungen des ganzen Kanons bezogen und berufen. Der erdichtete Jesaias bricht nämlich 4, 19. seine endgeschichtliche Darstellung ab, indem er sich des übrigen halben auf die visio Babylonis be-

ruft. Ich hielt dieß anfangs für eine Beziehung auf ein anderes Pseudepigraph, oder gar auf die babylonischen Gesichte des falschen Esrás. Es ist aber offenbar Jes. 13. gemeint, wo die 70 das Wort מַשָּׂא ὅρασις geben, ὅρασις, ἣν εἶδεν 'Ησαΐας — κατὰ Βαβυλῶνος. Der Inhalt dieses Orakels tritt dort wirklich ergänzend ein. Was nun unmittelbar folgt, V. 20. et reliquiae visionis meae Domini ecce scriptae sunt parabolice in meis verbis, in quibus est scripta, in libro publicorum vaticiniorum meorum — rührt wahrscheinlich noch vom ursprünglichen Verfasser her. Anders steht es schon um V. 21. Et quae attinent ad descensum Dilecti in infernos, ecce scripta sunt in sectione, in qua dicit Dominus „En Filius meus sapientia erit praeditus"; et haec omnia ecce sunt scripta in Psalmis, in Proverbiis Davidis filii Jesse, et in Proverbiis Salomonis ejus filii, et in verbis Koreh, Etanque Israelitae, et in verbis Asaph, et in reliquis Psalmis, quos angelus spiritus dictavit. Laurence hat aus dieser merkwürdigen Stelle gerade das als schwierig und unerklärbar hervorgehoben, was leicht zu erklären ist, das andere aber ganz unerwähnt gelassen. Er beklagt, nicht zu wissen, wo man die Anführung, en filius meus sapientia erit praeditus, und die Sektion, darin sie stehe, auch nur suchen solle. Wem fallen aber hier nicht die Anfangsworte einer der berühmtesten Sektionen des Jesaias, die zugleich eine liturgische von Alters her war (Gesenius Einl. S. 101.) ein, nämlich Jes. 52, 13. nach d. alex. Uebers. ἰδοὺ, συνήσει ὁ παῖς μου, welches freilich eben so falsche Uebersetzung in Bezug auf יַשְׂכִּיל seyn mag, als es fehlerhaft war, daß man den παῖς μου zu einem Sohne gemacht hat: allein der letztere Fehler ist in den Sibyllinen und den apostolischen Constitutionen ganz einheimisch, und den erstern haben die 70 mit Vulg. und

Saadias gemein. So wird nun auch der Zweifel sich heben, den Laurence hegt, ob das äthiop. Wort, welches er sectio übersetzt hat, wirklich diese Bedeutung habe. Man vergleiche etwa die Benennungen eines kirchlichen Abschnitts, die Gesenius Einl. S. 99 u. f. anführt. Etan der Israelit für Esrachit (Ps. 89, 1.) ist ebenso wie Ascens. 2, 12. Zedechias, der Sohn Canaans st. כְּנַעֲנָה, 1. Kön. 22, 11. aus den 70 herzuleiten; und der descensus ad infernos, wenn ja von der Höllenfahrt, doch zugleich und noch mehr von der Herabkunft aus dem göttlichen Stande im Himmel zu verstehen. Aber was die Sprüchwörter Davids seien, weiß ich nicht zu sagen. Wenn etwa Maschal auch Lehrgedicht, Lehrpsalm bedeutet, so waren doch die Psalmen überhaupt schon im Vorhergehenden erwähnt. Oder wenn Maschal sogar Seegen, prophetisches Lied seyn kann, so führt doch die Zusammenstellung mit den Salomonischen Sprüchen auf die nähere Bedeutung des Wortes. Ich weiß freilich nicht, wie genau Laurence übersetzt habe. Ein Apokryphon des David, von dem die Rede seyn könnte, ist mir nicht bekannt, obgleich aus den apost. Constitutionen dieß, daß es auch unter seinem Namen Apokryphen gegeben. Aber hier, wo kanonische Hagiographen aufgezählt werden, ist eine dahin zielende Anführung eben nicht zu erwarten. Es befremdet nicht, daß die Sprüche Salomo's auch sollten Christum weissagen, wenn man einzelne Stücke derselben erwägt, und die V. 20. erwähnte paraholische Auslegung hinzudenkt; aber zu bemerken ist, daß das hohe Lied unerwähnt bleibt. Am Ende aber ist der Text, den Laurence gibt, in „quae scripta sunt in psalmis Davidis filii Jesse et in proverbiis Salomonis“ zu verbessern, da denn das erste In proverbiis irrthümlich aus dem andern mit entstanden wäre. Dieser ganze Vers hat mir das Ansehen einer zusätzlichen Geltendmachung der übrigen messiani-

schen Weissagungen, die es außer dem Jesaias gab. Der ursprüngliche Verfasser hatte sich begnügt, den Propheten auf seine eignen öffentlichen Verkündigungen hinweisen zu lassen, und fuhr dann Cap. 5, 1. fort: Itaque propter has visiones Berial fuit valde iratus Isajae etc.; aber der kirchliche Interpolator findet nöthig, nicht nur die obige, sondern auch noch folgende sonderbare Nachweisungen der übereinstimmenden Prophetie des Kanons anzufügen, — V. 22. et in verbis eorum, quorum nomina non sunt occulta, et in verbis Amos, mei patris, et Micaiae, et Joelis, et Nàhum, et Jonae, et Obadiae, et Habbakuk, et Haggai, et Sephaniae, et Zechariae, et Malachiae, et in verbis Josephi justi, et in verbis Danielis. So weit ließ der Verfasser der Ascension den Jesaias gewiß nicht über seine Zeit hinaus citiren; wenigstens fände sich davon in den ältern Pseudepigraphen kein Beispiel. Nehmen wir aber das Citat an sich, so erinnert diese seltsame Auswahl von Namen, aus denen es gebildet ist, an eine ähnliche Seltsamkeit 4. Esr. 1, 39. 40., wo auch die zwölf Propheten, zwar nicht als Zeugen dessen, der da kommen soll, sondern als Selige, als Repräsentanten des auserwählten Volks, und deßhalb in Gemeinschaft der drei Erzväter aufgeführt werden. Ich vermuthe, ohne Gewißheit darüber gefunden zu haben, daß die Zwölfzahl der Propheten bereits in der ältern jüdischen Theologie auf die Zwölfzahl der Stämme bezogen wurde. Die Ordnung, welche bei dieser Gelegenheit dem δωδεκαπρόφητον gegeben wird, stimmt beim Esras nur mit den Alexandrinern überein, in unsrer Ascension aber auch mit diesen bloß zum Theil. Die Auslassung der größern Propheten, Jeremias und Ezechiel, mag hier unerörtert bleiben; fraglicher ist, warum Hoseas, der erste der kleinen nach der gemeinen Ordnung, wegbleibe, und statt dessen am Schlusse Josephus justus hinzukomme. Zwar Hoschea und Joschua sind in einander spielende Namen, und wenn der aufge-

nommene Name eine geheime Bezüglichkeit auf den ausgeschloßnen haben sollte, so wäre an den Josua, den Sohn des Gottgerechten, *υἱὸς Ιωσεδὲκ*, welchen Sirach als einen der Hersteller neben Serubabel und Nehemias rühmt 49, 12 (eine Stelle, wo übrigens auch bedeutende Namen weggelassen werden, s. Bretschneider z. 49, 11.), zu denken. Von diesem Josua müßte man dann auch irgend eine *προσευχὴ*, die Christum verkündigte, gehabt haben, und er schlösse sich der Zeit nach passend an Zacharias und Malachias an. Allein der aufgenommene Name heißt nun einmal Josephus justus. Der letztere Beiname läßt unter den vielen Josephs, die irgend in Betracht kommen dürften, zunächst an den Mann der Maria denken (Matth. 1, 19. *δίκαιος ὢν*), der in der apokryphischen und sonstigen Litteratur so beharrlich ihn führt, s. Historia Josephi, fabri lignarii, Fabric. Cod. Pseudep. II, p. 315., auch willkürlicher Weise oder aus sonderbarer Verwechselung mit dem Josephus (Caiphas), aus dessen Jahrbüchern das arabische Evang. Inf. schöpfen will, ein Priester Gottes genannt wird. Indessen wie soll Josephus justus als solcher dazu kommen, nächst dem Malachias die Zwölfzahl der kleinen Propheten zu erfüllen? Kaum bleibt etwas übrig, als die Aufmerksamkeit auf das von Orig. bis Nicephorus bekannte, und seinem Alter und Geiste nach, der Ascension des Jesaias verwandte Buch zurückzuwenden, welches der Segen Josephs, a) *προσευχή*, heißt, und wenn es, wie der Titel verräth, weissagerischen Inhalts war, eben so gut in dem prophe-

---

a) S. Kabb. Denud. T. II. P. IV. 248., wo die Heiligen aufgezählt werden, die sich im mundus Jezirah befinden: 1. Messias filius David. 2. Moscheh. 3. Chanoch. 4. Abraham. 6. Jizchak — — 10. Joseph, qui vocatur justus. In derselben Welt ist David, welcher in der Ascension 11, 2. auch justus heißt.

tischen Theile eines orientalischen Kanons v. A. T. angehängt seyn konnte, als der zweite Theil des äthiopischen Kanons (die Könige) sich mit dem Buche Henoch schließt. Nur eine vorübergehende Anmerkung verdient es, daß der Prophet der Ascension seine Gesichte neben dem Hiskias auch durch sehr häufige Anrede seinem Sohne Josheb (Jes. 7, 3. *Ιασοὺβ*) mittheilt, dergestalt, daß dieser wol auch nach irgend einer Ueberlieferung in die Reihe der Propheten aufgenommen scheinen könnte. Der besondere Beiname justus wäre in diesem Falle in irriger Verwechselung nachträglich eingeschoben worden.

3) Die Ascension tritt auch in ein erkennbares verwandtschäftliches Verhältniß zu dem übrigen Cod. pseudepigraphus V. T. und apocr. N. T. Einmal, äußerlich und anführungsweise, freilich nur in dem schon erörterten unächten Zusatze; weit mehr reichen sich die Verfasser der Testamente und des Buchs Henoch die Hand. Dann aber in sachlicher und zuerst geschichtlicher Hinsicht an den beiden Endpunkten der irdischen Erscheinung des Herrn. Schon Gesenius hat darauf aufmerksam gemacht, daß unser Verfasser sowohl in der Geburts- als in der Todes- und Auffahrtsgeschichte Jesu in etwas von den kanonischen Evangelien abweiche. Dadurch nämlich, daß das *ἀναβατικὸν* der wunderbaren Empfängniß eine eben so wunderbare Geburt hinzufügt, oder vielmehr jene übergehet und diese einzig hervorhebt, nähert es sich jenem Sagenkreise, welcher uns vorzüglich im Protevangelium Jakobi und im Evang. Infantiae Arab. anschaulich wird. Immer die älteren von diesen Sagen sind die, welche theils einen levitischen Ursprung Jesu mit herausbringen wollen, theils der docetischen Richtung angehören; die jüngern aber die, welche die übernatürliche Erzeugung Jesu durch die Wunderbarkeit der Person Marias zu unterstützen suchen. Beide Arten bestehen in

dergleichen Aggadoth (zusätzlichen Erzählungen zur heiligen Historie), wie sie schon für das A. T., vornehmlich für die patriarchalische Geschichte, längst im Gange waren, und zur Zeit des entstehenden Christenthums, am meisten auf dem Gebiete der griechischen Bibel, oft alle Rücksicht auf den Buchstaben des Kanons verläugneten. Was in der Vision des Jesaias C. 11. hieher gehört, enthält deutliche Spuren von der Bemühung rechtgläubiger Ueberlieferer, durch Abkürzung und Weglassung den Widerstreit mit den kanonischen Evangelien zu vermindern. Nur eben dieses ist übrig geblieben, was die vollkommen jungfräuliche Geburt recht ins Licht stellen soll, und in dieser Hinsicht mit dem Ev. inf. sehr übereinstimmt, — et fiebat, dum erant soli (Josephus et M.), et Maria despiciebat oculis, ut statim cerneret infantem parvum et obstupefieret; et post stuporem matrix ejus inveniebatur ut prius, sine graviditate; — — et multi dicebant, eam non parturisse, nec obstetricem ascendisse, nec clamorem partus esse auditum. Die Wunder des Knabenalters, oder überhaupt die Wunder vor der Taufe im Jordan scheinen durch V. 18. Et cum adolesceret, faciebat signa magna et miracula in terra Israelis et Hierosolymae eher abgefertigt, als behauptet zu werden. Mit der Vollendungsgeschichte des Erlösers aber verhält es sich so, daß die Darstellung wenigstens einigermaßen in den Cyclus jüdisch-christlicher Zusätze eingreift, den wir bisher aus dem Ev. Nicodems und den Akten des Pilatus in größerer Fülle erkennen. Zuweilen kommen nur nähere und namentliche Bestimmungen des Kanonischen hinzu, C. 3, 15. 16. Et descensio erit angeli ecclesiae christianae, quae in coelis existens erit ultimis diebus, et angeli spiritus sancti, et Michaelis archangeli, ut in tertio die aperiat ejus sepulchrum; wobei der Auferstehungsengel des Matthäus neben den beiden des Lukas absonderlich gezählt worden

ist. Da der Engel des heiligen Geistes (eine entschiedne Eigenthümlichkeit des Buchs, auf die noch weiter geachtet werden muß) auch in der Empfängnißgeschichte 11, 4. genannt wird, so darf er für den Gabriel des Kanons gehalten werden. Daß die Rückkehr Verstorbener im Augenblicke des Todes Jesu keine vollständige Auferstehung sey, deutet 9, 17. an. Denn ihre Geister werden erst ihre Bekleidung mit der Auffahrt des Herrn und durch dieselbe erhalten. Seine Auffahrt selbst aber ist nichts als die weitere Entwickelung der Auferstehung 3, 18. et resurrectio ejus erit in septimum coelum. Er wird demungeachtet, nachdem er zum Engel des Todes hinabgestiegen und am dritten Tage aufgestiegen, lange (diu oder dies Tage lang, Laur.) in dieser Welt bleiben, 9, 16. manebit in mundo quingentos et quadraginta et quinque dies; eine Zeitbestimmung, die ich zwar bis jetzt noch nicht zu erklären weiß, die sich aber wahrscheinlich auf die nöthige Unterbringung aller Christophanien und auf eine Unterscheidung zwischen der Entfernung Jesu vor den Jüngern und seinem Austritt aus dem mundus factitius (inferior) bezieht. Denn er hat in dieser Welt sich nicht bloß den Jüngern und durch sie den Völkern zu offenbaren, sondern auch allen geistigen Gewalten, den Göttern der Welt, dem Satan und dessen Engeln; diese aber werden ihn erst in dem Beginne seiner Ascension gewahr, daß er herabgestiegen gewesen ist, 11, 23. Et fuit in firmamento (im Gebiete des Samael) et non mutatus est secundum eorum formam, et omnes angeli firmamenti et Satan viderunt eum et coluerunt, V. 24. et magna tristitia fuit ibi (vergl. Evang. Nicod. Birch. p. 115 ff. und Acta Thomae §. 42.), dum dicebant, quomodo noster Dominus descendit ad nos, et nos non sensimus splendorem, qui ejus est, quem aspicimus etc.

4) Was nun die weitere Verwandtschaft von Vorstellungen zwischen der Ascension und andern Pseudepigraphen anlangt, so kann sich Laurence nicht enthalten, sogar eine Art Plagium vom Verfasser der Testamente am ἀναβατικὸν begangen zu sehen. Er führt S. 161. aus dem Testament Levi §. 2. 3. den Traum des Erzvaters von den sieben Himmeln an, und findet darin einen Umriß der himmlischen Gesichte des falschen Jesaias. Zunächst sieht man nicht ein, warum nicht letzterer ebensowohl in diesem Falle der erweiternde Plagiarius heißen könne; doch man erinnert sich an die irrige Schlußfolge, vermöge welcher Laurence die Abfassung des Ἀναβατικὸν in das J. 69. nach Chr. setzt, worüber schon Bleek (s. Gesenius Einl. S. 51 f.) eine berichtigende Auskunft gegeben. In der That aber sind die beiden Pseudepigraphen, bei gleicher Grundvorstellung, in der nähern Charakteristik der sieben Himmel verschieden genug, um allen Verdacht unmittelbarer Entlehnung zu beseitigen. Laurence hat an seinem Orte Recht, die sieben Himmel als ein vorzügliches Merkmal der Abkunft des Buchs aus jüdischer Theologie hervorzuheben. Worin liegt aber das Jüdische einer Anschauung, die, was die Eintheilung der Zeit in Aeonen und des Raums in Welten, Himmel, Sphären, was die Beziehung auf die sieben Sterne und deren Geister, was die Vermittlung der schöpferischen und der schlechthin leidentlichen Welt durch dazwischen liegende Stufen anlangt, doch um die Zeit des Urchristenthums wenigstens eben so gemein orientalisch als jüdisch, eben so hermetisch als soharisch, ja eben so griechisch als jüdisch war? Laurence hätte, anstatt daß er auf die Pluralität שמים hinwies, zunächst lieber noch in der pseudepigraphischen Litteratur, z. B. das bekannte Bruchstück vom Apokryphon des Zephanja, vergleichen sollen. Was nun die Grundvorstellung der Lehre von den sieben Himmeln und dann das Traumgesicht des Levi betrifft, so will ich

meinem Commentare zu den Diatheken nicht vorgreifen, sondern hier nur bemerken, daß das Gesicht des Patriarchen sich von Wort zu Wort und von Himmel zu Himmel aus der Uranologie der soharischen Meister erklären läßt. Offenbar soharische Lehren führt aber Origenes fast jedesmal an, wann er in sachlicher Rücksicht frühere jüdische Ausleger citirt, und dieß berechtigt uns zu dem Schlusse, daß die Lehre des Buchs Sohar, wie sie uns vorliegt, mit der ganzen Gnostik der griechischen Pseudepigraphen auf Einen Stamm nnd Ursprung hinausläuft. Dieß hier nur beiläufig. Das jesajanische Gesicht aber von den sieben Himmeln hat Eigenheiten, die sich unmittelbarer Weise nur zum Theil aus der kabbalistischen Lehre, oftmals näher durch Vergleichung gnostischer Vorstellungen verstehen lassen. Jesaias wird zunächst in das sogenannte Firmament erhoben; in dieser noch sublunarischen Welt hausen nebst Samael die in unendlicher Fehde begriffenen bösen Fürsten, deren Treiben das Ur- und Vorbild der Laster auf Erden ist. Die Sünde dieses Weltfürstenthums, mit der es gegen Gott und Menschen von Anfang her gesündigt hat, besteht nach 10, 13. einzig in dem, mentiti sunt, et dixerunt, Nos sumus et praeter nos nullus est Deus. In den Zeiten des lauen Christenthums wird der Hauptfürst (Berial) in der Vermenschlichung durch einen zweiten Nero dasselbe und mit dem größesten Erfolge thun; eine Blüthe seiner Herrschaft, die nur 3 Jahre, 7 Monde, 27 Tage währt (Dan. 12, 12., vergl. Offenb. Joh.), und nach 332 Tagen (eine hier noch unerklärte Frist) vom erscheinenden Weltrichter abgemäht werden soll. Et trahet Berial in Gehennam ac ejus potestates. Statt jenes Firmaments nun, welches Jesaias durchreisen muß, schauet Levi sogleich den ersten Himmel, der jedoch der Sache nach nur das Firmament selber ist. Ὁ κατώτερος (οὐρανὸς) διὰ τοῦτο στυγνότερός ἐστι, ἐπεὶ οὗτος παρὰ πάσας ἀνομίας ἀνθρώπων. Von den sieben Himmeln selbst aber,

in die der Prophet unter Leitung eines Engels aus dem sechsten verzückt wird, gibt es nur diese Einheit, daß sie alle Einen und denselben Höchsten loben, und in dieser Hinsicht jene Symphonie bilden, von der vielleicht die bei den Archontikern heilig gehaltenen Bücher ihren Namen führten. Sonst sind wieder die fünf untern darin gleich, daß sie alle einen Thron und unbenannten Thronenden haben, zu dessen Rechten vollkommnere Engel, zu dessen Linken unvollkommnere stehen; ein Gegensatz, der in dem sechsten Himmel wegfällt. Der Begriff des Linken aber ist nach 8, 7. das Zeitliche, Bestimmbare, Veränderliche, und so möchte wol die Einheit dieser zwar reinen, aber unvollkommnen 5 Himmel den mundus formativus oder angelicus der Kabbala entsprechen. Allein es gibt dennoch selbst in dieser Pentade bedeutende Steigerungen des Lichts, der Kraft und der Beziehung auf die Unter- und Ober-Welt, welche zu specifischen Unterschieden werden. Im andern Himmel will Jesaias den Thron-Inhaber anbeten, wird aber ausdrücklich davor gewarnt. Dieß ist nicht die gewöhnliche Ablehnung der Verehrung, die von dem Engel selbst, dem Verehrung zu Theil werden soll, ausgehet, dergleichen in allen Apokalypsen und auch hier 8, 5. vorkommt; sondern ich finde darin eine nur etwas zurückgedrängte und modificirte Lehre von dem Demiurgen, der nicht anzubeten ist. Mit dem andern Himmel nämlich schließt sich die unmittelbarere Theilnahme an den unterweltlichen Dingen. Verum enimvero recordatio hujus mundi non nominabatur, sagt Jesaias vom dritten. Den Seelen also, die aus der Unterwelt bis hieher erhoben werden, vergeht hier die Beziehung nach unten, ebenso wie hier von Seiten der Archonten die Lust, die Körperwelt zu beherrschen, aufhört. Es herrscht zwar Kenntniß des Untern, aber zugleich taedium omnis vanitatis. Der vierte und fünfte sind bloße Steigerungen; nur die Entfernungs- und Größen-Verhältnisse werden bemerkt, wel-

che ich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit noch nicht zu erklären weiß, obgleich in der Kabbala und dem Testamente Levi Aehnliches vorkommt. Wann der Geliebte (Christus) zur Erlösung der Menschen niedersteigt, muß er in allen diesen fünf Himmeln die Gestalt der Engel annehmen, die er in einem jeglichen vorfindet; denn im Herniedersteigen soll er von diesen Himmeln so wenig erkannt werden, als von den Weltfürsten, wodurch angedeutet wird, daß eine gewisse ursprüngliche Gerechtigkeit die unterweltlichen Seelen von der unmittelbaren Gemeinschaft des Höchsten scheidet, und daß das Heil wie ohne Wissen und Willen der Zwischenwelt, lediglich durch das Wissen und Walten der höchsten Welt zu Stande kommt. In der Auferstehung aber und Auffahrt verwandelt sich der Erlöser nicht wieder, sondern wird von allen Stufen als solcher anerkannt und gefeiert. Der sechste Himmel ist der unmittelbare Vorhof des siebenten; er verhält sich zu diesem wie der mundus emanativus zum creativus; er ist seiner natürlichen Eigenschaft nach der Aether; hier wird eine andere Sprache geredet, als in den fünf Himmeln, worüber im kabbalistischen Wörterbuche unter לָשׁוֹן und קוֹל (Kabb. denud. T. I.) einige Auskunft zu finden ist. Es gibt hier auch keine linke Seite der Wesen, und keinen Archon, sondern völlige Gleichheit; denn der sechste Himmel besteht nach 8, 7. ganz ex potentia septimi coeli, ubi habitat ille, qui non nominatur. Demungeachtet gibt es doch zwischen diesem sechsten und dem siebenten eine Macht nach 9, 4., einen hier freilich nicht also benannten Horos, welcher hindert, daß die Seelen nicht vorzeitig aus ihrer vorläufigen ἀνάπαυσις (vgl. Thilo Not. ad Acta Thomae p. 223.) zu der Vollendung kommen, welche ihnen erst durch Christum (9, 17.) aufgeschlossen werden soll. Der Prophet kommt daher in seinem Gesichte nur ausnahmsweise und durch eine besondere Verfügung in den letzten Himmel. Schon im sechsten Himmel sind der Vater, der

Herr und der heilige Geist genannt und gelobt worden. Im siebenten gelangt Jesaias erst zur Anschauung des Herrn, der sich vor ihm in einen Engel gestaltet, dann zum Gesicht eines Aehnlichen zur Linken, der sich nicht erst verwandelt und bald nachher angelus spiritus s. heißt, durch beide aber zur Anschauung Gottes. Daneben sieht er hier bekleidete engelgleiche Gerechte, die aber noch ungekrönt sind (Zeichen der unvollendeten Seligkeit), und eine große Menge Bekleidungen, welche den Gerechten und Gläubigen aufgehoben werden. Mit Recht findet Laurence in dieser Lehre von der Bekleidung der Seele ein neues Merkmal des judaistischen Ursprungs, den er dem Ἀναβατικόν angewiesen. Er scheint aber weder dieß bemerkt zu haben, daß dieselbe Vorstellung in unendlicher Mannichfaltigkeit im gnostischen Alterthume und fast allenthalben vorkommt, noch dieses, daß sie denn doch nirgends so sehr ein die ganze Ontologie und Heilslehre beherrschendes und durchdringendes Dogma abgibt, als eben in unserm Buche und in der kabbalistischen Philosophie. In der Ascension ist dieß so sehr der Fall, daß sie sich auch des äthiopischen Abschreibers ganz bemächtigt zu haben scheint, welcher theils das Sanftmuths-Kleid des Bruders Mercurius erwähnt, theils den Wunsch zu erkennen giebt, zur Belohnung seiner Dienste vom Vater Aaron, seinem Obern, ein geistlich Kleid von dem und dem mystischen Maße zu erhalten. Die Vorstellung, Kleid, leidet eine vielfache Anwendung in der mystischen Theologie der Juden. Schon zum vollständigen Eigenleben eines aus der Oberwelt entsprungenen Geistes gehört eine Hülle. Die unreinen Geister (Schnitzel und Schalen der Geisterwelt) sind eben darum in Neid verfallen, daß sie nackt und unbekleidet bleiben mußten. So ist die Seele das Kleid des Geistes, und selbst der Herr nimmt ein Engelkleid an sich, wenn er niederwärts kommen will; der irdische Leib aber ist das Kleid der Seele, das im Tode dem Engel des Todes an-

heimfällt, und der himmlische Leib, wieder ein Kleid, verhält sich zu jenem, wie die wahre selige Selbstheit zur Eigenheit. Eine ganz andre Reihe von Begriffen aber entwickelt sich bei der sittlichen Beziehung der Vorstellung Kleid, Geiz und Hochmuth einerseits; und Sanftmuth und Keuschheit sind wiederum Kleider, imagines Dei acquisitae und entgegengesetzte, so daß dieser Gegenstand noch einer ganz besondern Untersuchung und umfassenden Darstellung bedarf.

5. Noch muß ich eine Täuschung erwähnen, die dem Herausgeber der Ascension widerfahren ist und die auch andern, wenn schon in deutscher Theologie weniger, widerfahren könnte. Laurence freut sich an seinem Funde als einem Beweise gegen diejenigen Unitarier, welche behaupten, in der vornicänischen Zeit habe die Dreieinigkeitslehre nur vermöge des Platonismus der Kirchenväter bestanden. Hier, sagt er, wo doch alles Theologische jüdisch-christlich ist, und in einem Buche aus der ältesten, noch apostolischen Zeit des ersten Jahrhunderts, findet ihr den Vater, den Herrn, den heiligen Geist deutlich unterschieden und doch einzig zusammengestellt zu Einer Anbetung für Engel und Menschen; wiewohl er zugibt, daß an einer Stelle der heilige Geist subordinirt erscheine. Dabei hat er aber sehr übersehen, daß nach seiner eignen Uebersetzung von 8, 40. der Herr (Christus) und der heilige Geist (vor der Menschwerdung des erstern und ganz abgesehn von seiner menschlichen Gestalt) selbst den mit anbeten, der auch ihr Gott ist, eorum simul Deum. Und schon kraft dieser Vorstellung fällt die Trias unsers Buchs ganz derselben Heterodoxie anheim, die freilich in der Ursprungszeit desselben eine Art von Orthodoxie war, weil damals, sobald man die aus dem Evangelio geschöpfte Dreiheit der Heils-Causalität weiter erklären und nach bisherigen Gotteslehren begreifen

wollte, die Erklärung immer, sie mochte platonisiren oder judaisiren, in irgend einen Subordinationismus gerieth. Namentlich ist mit jener Adoration, die dem Vater von dem Herrn (Sohn ist er und heißt er nur in der Welt) und dem Geiste zu Theil wird, eine arianische Lehre ante Arium et Arianos gegeben. Wenn ich nicht irre, so hat A. Majus unsre Fragmente und die vorangestellten arianischen in handschriftlicher Verbindung gefunden, und in diesem Falle zweifle ich nicht, daß der arianische Verfasser gewisse Theile des Ἀναβατικὸν für seine Lehre von der Minorität des Sohnes und von der zweiten Minorität des Geistes angeführt hatte. Auf jeden Fall konnte er es thun. Mannichfaltig aber und reich führt der Arianer p. 211. den Satz aus, Filius omnia suscipiens a Patre ante omnia cum omnibus Patrem adorat. Durch den heiligen Geist, der Alles von dem Sohne hat, beten alle Engel und Heiligen den Sohn und durch den Sohn den Vater an. Der Sohn, ist auch Gott, relativer Gott. Pater solus Deus est, qui Deus Dei est. Geht man diesen Lehren, welche der Hauptsache nach auch von Origenes vertreten werden, weiter nach, so findet man sie in derselben Quelle jüdischer Gnosis mit begründet, aus welcher auch das Ἀναβατικὸν, die 12 Testamente, und die apostolischen Constitutionen ihre Darstellungen der Zweiheit oder Dreiheit schöpften. Mit dem heiligen Geiste hat es da immer seine besondere Schwierigkeit; weil doch die jüdische Lehre weit mehr auf den Gegensatz von Gott und dem Logos, vom Makroprosopos und Mikroprosopos eingerichtet ist, als auf einen dritten Gradus. Daher denn nicht wenige christliche Lehren und Sekten der ersten theologischen Zeit entweder Christum wie den heiligen Geist, oder diesen wie jenen stellten, handeln und wirken ließen; welches namentlich im Hirten des Hermas der Fall ist. Diejenigen aber, die mehr vom christlichen Taufbekenntniß aus die Trias schon mit zum Systeme brachten,

scheuten sich wenigstens nicht, nach dem Vorgange Philo's und Anderer, den Typus der Unterordnung der Priester auf die göttlichen Hypostasen anzuwenden. Philo lehrte, die Leviten dienen dem Logos, die Priester Gotte. Vollständiger die Christen z. B. Constitt. Apost. 2, 6., der Bischof (Hohepriester) sey der irdische Gott, Christus der Diakonos, der heilige Geist die Diakonissa; eine Vorstellung, die ich zu Test. Levi §. 8. λευΐ, εἰς τρεῖς ἀρχὰς διαιρεθήσεται τὸ σπέρμα σου εἰς σημεῖον δόξης Κυρίου ἐπερχομένου weiter aufzuklären gedenke. Kaum wird es zuviel behauptet seyn, wenn ich sage, daß unser Ἀναβατικὸν, vom Standpunkte eines Epiphanius aus betrachtet, durch und durch häretisch erscheinen mußte. Das läßt sich auch kaum verkennen, daß die Lehre von der Bekleidung der Seele, wie unser Verfasser sie sich aneignete, mit dem katholischen Begriffe von Auferstehung des Fleisches sich nicht vereinigen ließ. Mir ist überdieß wahrscheinlich, daß er mit den Archontikern und andern Sekten die Abneigung gegen Taufe und Nachtmahl gemein hatte; denn der unbenutzten Gelegenheiten, die kirchlichen Mysterien zu erwähnen, gibt es in dem Buche nicht wenige. Und so möchten wol die Archontiker, von denen Epiphanius sagt, daß sie das Ἀναβατικὸν als Zeugniß der Wahrheit gebraucht, das ganze Eigenthümliche ihrer Denkart in demselben ausgedrückt gefunden haben. Gern hätte ich noch den Begriff vom angelus Spiritus sancti, die ganze wichtige Engellehre des Buchs näher erörtert, und denjenigen Inhalt des Buchs, der in die unter den Namen der Sethianer, Melchisedecianer rc. von den Alten erwähnten Glaubens- und Sittenlehren einschlägt; allein ich dürfte für meine Absicht, die Fragmente einzuführen und irgend einen unserer Kundigen zur genauen Untersuchung des Buchs, und insonderheit des äthiopischen Textes anzureizen, schon zu viel gethan haben.

Nach dem Wunsche des befreundeten Verfassers der obigen Abhandlung habe ich dieselbe meinem verehrten Collegen, Herrn Dr. Gesenius, zur Ansicht übergeben und dieser hat die Güte gehabt, mir folgende Zusätze mitzutheilen.

C. Ullmann.

Zusätze von Dr. W. Gesenius.

III, 1. Belkira ist wol keinen Falls „arabisch-äthiopische Formation von Bechira,“ sondern wahrscheinlich das ursprüngliche בַּלְקִרְיָה, בְּעַל קִרְיָה (dominus orbis) gibt eine gute jüdische Etymologie, und umgekehrt ist nicht wahrscheinlich, daß der falsche Prophet das boni ominis nomen בְּחִירָא (Geliebter) geführt, und dieses in Belkira verdorben sey.

III, 2. Im Aethiopischen steht nicht flumen magnum Euphratis, sondern „flumina Tazan“ d. i. verderbte Lesart aus 2 Kön. 17, 6. 18, 11., wo für *Τωζαν*, auch die Lesart *Ταζαν* (s. Holmes) vorkommt, daraus *Ταζαν*.

III, 6. Das äthiopische Wort malgabt, welches Laurence nicht passend durch coactu übersetzt, bedeutet ohne Zweifel „einen Zaum, den man jemandem in Kinnbacken legt, wie einem wilden Thiere.“ Es ist nicht nöthig, die Lesart zu ändern, denn das sonst nicht vorkommende Stammwort לגב ist s. v. a. לגם zäumen, wovon auch im Syrischen ܠܘܓܡܐ Zaum, desgleichen Kinnbacken (nämlich in welchen man den Zaum legt). Die äthiopischen Worte waren genauer zu übersetzen:

quod in habenis et vinculis ferreis discessurus es = in captivitatem deducendus es. Es schwebten dabei Stellen vor, wie Jes. 37, 29: ich will einen Ring in deine Nase, und einen Zaum in deinen Mund legen, und dich führen u. s. w. Im griechischen Texte des Ἀναβατικὸν mag wol ἐν δεσμοῖς gestanden haben, wie in den Lxx, was der äthiopische Uebersetzer durch Halfter übersetzen konnte (s. II 6, 507.), der lateinische etwas freier durch galeagra, Käfig, Gefängniß. So steht es für מַסְגֵּר Jes. 42, 7., wie sonst δεσμωτήριον. Die mit Bajazet's Schicksal zu vergleichende Vorstellung gehört also wol bloß dem lateinischen Uebersetzer an, nicht dem Original und nicht dem äthiopischen Dolmetscher.

III, 11. Ueber die Lesart *Βελιαρ* ܒܥܠܐܪ und deren Erklärung bei den syrischen Grammatikern durch dominus aëris s. meinen Thes. ling. hebr. p. 210.

VII, 6. 7. Ich möchte doch nicht behaupten, daß simpliciter hier keinen Sinn gebe, und *απαλῶς* nothwendig die griechische Lesart gewesen sey, so scharfsinnig die deßfallsige Conjektur ist. *Ἁπλῶς* gibt nämlich den sehr guten Sinn: candide, sincere, offen, unumwunden, welcher in schlechtem Latein sehr wohl durch simpliciter ausgedrückt werden könnte. Das äthiopische Wort יוב kommt sowohl für Aufrichtigkeit, Rechtlichkeit, candor, probitas, sinceritas (ohne Falsch seyn), als für: sanft, z. B. für *ἀκεραιος* Matth. 10, 16. und öfter von dem Ohnefalsch der Tauben, s. Ludolf. Lex. aeth. col. 488. 89.

In der von Dr. Nitzsch weiter unten besprochenen Stelle IV, 21. glaube ich nicht, daß von einem Apocryphon, Proverbia Davidis enthaltend, die Rede sey, zumal hier auf lauter Kanonisches hingewiesen wird. Ich

glaube, daß für das äthiopische m'saljat gestanden habe παραβολαί, und daß ᾠδαὶ καὶ παραβολαὶ Δάβιδ bloß eine rednerisch erweiterte Bezeichnung der Psalmen seyn solle, vgl. Ps. 48, 4: κλινῶ εἰς παραβολὴν τὸ οὖς μου und 77, 2: ἀνοίξω ἐν παραβολαῖς τὸ στόμα μου. So werden Sir. 47, 16. Salomo's Worte bezeichnet durch: ἐν ᾠδαῖς καὶ παροιμίαις καὶ παραβολαῖς καὶ ἐν ἑρμηνείαις κ. τ. λ. Daß das Wort m'saljat, welches Laurence durch proverbia übersetzt, dem andern nur untergeordnet sey, sieht man ferner daraus, daß keine Copula vor demselben steht; auch braucht der äthiopische Uebersetzer vor masamret (Psalmen) die Partikel westa = in, nachher nur ב.

2.

Kritische Beleuchtung
einiger dunkeln und misverstandenen Stellen der alttestamentlichen Textgeschichte.

Von
Dr. Hermann Hupfeld,
Prof. der morg. Spr. und der Theol. zu Marburg.

Die Literaturgeschichte der heil. Schriften der Hebräer a) zerfällt von selbst in zwei Haupttheile: eine Urgeschichte — die Entstehung und Lebenszeit dieser Literatur im ganzen und einzelnen bis zu ihrer Sammlung als Religionscodex der Juden umfassend —, und eine spätere Geschichte derselben seit ihrer Sammlung — die Geschichte der Sammlung unter den verschiedenen Glaubensparteien, und die Geschichte des Textes enthaltend —; in welcher letztere die Bildungsperiode des vorliegenden Textes (seiner innern und äußern Gestalt nach)

a) Warum man diese Wissenschaft noch immer mit dem eingeschlichenen so unpassenden — eine unwissenschaftliche Ansicht und Periode bezeichnenden — Namen der Einleitung belegt, ist mir nicht recht begreiflich. Daß der Name nicht gleichgültig ist, und wie nachtheilig er auf die Behandlung der Wissenschaft nach Geist und Form bis auf die neuesten Lehrbücher herab gewirkt: wird bei erster Gelegenheit ein Aufsatz über Begriff und Geschichte der genannten Wissenschaft darthun.

bis er am Ende des ersten Jahrtausends nach Chr. in seiner heutigen Gestalt urkundlich in die Geschichte tritt, begreiflich der wichtigste aber auch dunkelste und schwierigste Theil ist. Jene Urgeschichte hat (außer dem allgemein menschlichen) ein mehr theologisches: die Textgeschichte ein mehr philologisches oder grammatisch-exegetisches Interesse. Es ist bekannt welchen Umschwung die erstere in neuern Zeiten, namentlich durch de Wette's und Gesenius's classische Untersuchungen, erhalten habe; und die gebrochene Bahn verheißt noch ganz andere bisher ungeahnete Ergebnisse, wenn die — wie es scheint — durch eine Zwischenperiode der Abspannung und Reaction und kleinliche Kämpfe gehemmte Forschung wieder mit frischer Kraft und Begeisterung zur Fortsetzung ihres Laufs belebt ist, und mit der auf andern Gebieten thätigen Alterthumsforschung gemeine Sache macht. — Nicht gleiches kann ich von der Textgeschichte rühmen. Obgleich ihrer Natur nach handfester als jene, nicht so in das Dunkel mythischer Urzeiten sich verlierend, auf gröstentheils urkundlichen Quellen ruhend: steht sie doch noch fast in der Periode ihrer Kindheit, und ist nur an wenigen Puncten über die Stufe auf der sie die Väter dieser Wissenschaft —Lud. Cappellus, Joh. Morinus, Rich. Simon, nebst ihren Gegnern, den beiden Burtorfen—gelassen hatten, hinausgeschritten. Ja ich trage kein Bedenken zu behaupten daß sie gerade in einigen Hauptpuncten und im ganzen genommen Rückschritte gemacht hat, und von der Entschiedenheit und Consequenz der Geschichtsansicht—wie sie vor allen der tiefgelehrte und scharfsichtige, wenn auch öfters übertreibende und fehlgreifende a) Joh. Morinus auf eine wahrhaft großartige Weise

a) Ich sehe hier von denjenigen Seiten seiner Untersuchung ab wo ihn seine kirchliche Partei zum Sophisten macht.

aufgestellt und begründet hat — in manchem Betracht zur alten Unkritik abgefallen ist; und ich möchte, nachdem ich gegen das Ende meiner Untersuchungen dieses Werk kennen gelernt habe [a]), nun bei einem vergleichenden Ueberblick über meinen zurückgelegten Weg fast dasselbe sagen was de Wette von seinen Bemühungen um die Geschichte der Lxx in Beziehung auf Hody sagt: daß ich die Forschung wenigstens auf den Punct zurückzuführen versucht habe wohin sie Morinus gebracht hatte; wenn ich gleich bei dem grösten Theil meiner Arbeit nicht an M. denken konnte, und vielfach von ihm abzugehen genöthigt bin. Die Erscheinung ist auffallend, aber nicht schwer zu erklären. Ich könnte kurz sagen daß unter den Neuern niemand die Lust und den Muth gehabt habe die ungeheuere Masse einestheils von jüdischen Schriften — Talmud, Masorah und Rabbinen — anderntheils von Classikern und Kirchenvätern durchzuarbeiten, wie es die Männer des 17. Jahrhunderts gethan, um über die Sache mit Grund urtheilen zu können. Doch statt anzuklagen, ist es geziemender und vielleicht nicht ohne Interesse hier die Geschichte reden zu lassen.

Es ist bekannt, daß als mit dem Tode jener großen und gröstentheils freisinnigen Philologen und Theologen des 17. Jahrh. Frankreich — dem der Ruhm bleibt die Ahnherren und unübertroffenen Heroen der biblischen Kritik geliefert zu haben — England und die Niederlande (wie aus Ermattung von den Anstrengungen des verflossenen Jahrh.) immer mehr zurücktraten, und nun die lutherischen Theologen Deutsch-

a) Ich habe es nach langem Vermissen und mehrfachem vergeblichen Umherfragen erst vor einiger Zeit von der göttinger Bibliothek erhalten.

lands den Kampfplatz einnahmen: diese zwar ihre Vorbilder, die Buxtorfe, wo möglich an frommem Eifer noch überboten, aber an eigentlichen Streitkräften sich nur zu sehr als Nachgeborne jener Helden zeigten; und eine scholastische Barbarei und Geistesknechtschaft sich über die protestantische Kirche lagerte, bei der die angeregte historische Forschung nicht anders als immer tiefer versinken konnte. Die große geistige Aufregung Deutschlands um die Mitte des 18. Jahrh. — die mit einemmale die langjährigen Bande des Traditionsglaubens sprengte, und die deutsche Theologie und Kirche in einen unerhörten Revolutionszustand versetzte — brachte allerdings auch der historischen Bibelforschung ihre Erlösung: aber bei der rein philosophischen — von der des 17. Jahrh. ganz verschiedenen — Natur dieser Aufregung a) nur hinsichtlich derjenigen Partieen derselben die dogmatisches Interesse hatten: dahin gehören die Urgeschichte — namentlich die Frage von der Aechtheit und Glaubwürdigkeit der heil. Bücher —, ferner die Geschichte des Kanons (wieder in

a) Die Revolution der Reformation war — wie bei ihren Vorgängern — eine Empörung des tiefverletzten religiösen und sittlichen Gefühls gegen den Gewissenszwang und die Greuel einer entarteten Hierarchie; die des siebzehnten Jahrhunderts eine, jedoch fruchtlose, Empörung der am Marke der Classiker erstarkten philologischen und historischen Forschung gegen den engen dumpfen Rabbinismus (Buchstaben-Mythologie und Götzendienst), der sich in der Ansicht von der Bibel durch die Opposition gegen das katholische System geisttödtend über die protestantische Kirche verbreitet hatte, aber durch diesen zu frühzeitigen Widerstand noch mehr erbittert und verstockt, nun vollends in wirklichen Buchstaben-Fanatismus übergieng; endlich die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts war eine Empörung des sogenannten gesunden Menschenverstandes und guten Geschmacks gegen die Scholastik der Kirchenlehre und die überlieferte Offenbarung überhaupt.

dem dogmatischen Interesse, nämlich zu sehen ob man nicht den Anspruch des einen und andern Buchs auf den Rang eines heiligen vernichten und seiner ledig werden könne), und von der Textgeschichte das was sich auf die Frage von der Integrität des Textes bezieht, und was von dem alten Varianten- und Vocalstreit dem gesunden Menschenverstande ohne weiteres klar war. Selbst die (mehr durch englisches Gold als durch englische Intelligenz geleitete) große Variantenjagd von der Europa eine Zeitlang wiederhallte, ging von derselben Richtung aus: und fiel daher wie ein vorübergehender Rausch wieder in ihr Nichts zurück, sobald man sah daß man sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte; ohne — außer den gewöhnlichen Folgen eines Rausches, Abspannung und Ueberdruß — etwas anderes zu hinterlassen als ein negatives Resultat, das schon die Alten (z. B. der umsichtige Wolf bibl. hebr. II, 38.), wohlfeiler erkannt hatten. Einer eigentlichen d. i. uninteressirten und nüchternen philologisch-historischen Textforschung des A. T. (denn im N. T. waltete allerdings ein weit besserer Geist) war die raisonnirende Richtung jener Periode durchaus ungünstig: und es konnte um so weniger zu einer gründlichen Wiederaufnahme der großartigen Untersuchungen des 17. Jahrhunderts kommen, da es an den erforderlichen philologisch-historischen Studien und Kenntnissen fast durchgängig fehlte, um den odysseischen Bogen der alten Helden zu spannen; was freilich auch in unsern Zeiten — bei der ungeheuern Masse neuerer Literatur und namentlich der Fluth von Zeitschriften die inzwischen angewachsen ist, und aus der sich herauszuarbeiten und zu den Quellen selbst durchzudringen schon eine gute Natur oder Schule oder glückliche Fügung erfordert — ungleich schwerer als damals, wo nicht unmöglich ist. Dazu kommt für die deutschen Gelehrten noch ein be-

sonderes Hinderniß, das ihnen bei solchen Untersuchungen im Wege steht. Unser armes, in so mancher Hinsicht von der Natur und Geschichte zurückgesetztes und geplündertes Deutschland hat nur sehr wenig von den für die Geschichte des Textes wichtigen Denkmälern aufzuweisen, woran Italien, Frankreich, England und die Niederlande so reich sind a); und der deutsche Gelehrte der nicht Gelegenheit hat zu jenen ausländischen Schätzen zu wallfahrten, und sich mit zerstreuten magern oft unzuverlässigen Abbildungen und Auszügen (die auch nur an wenigen Orten in einiger Vollständigkeit zu haben sind) kümmerlich behelfen muß: sieht sich oft an den entscheidenden Puncten der Untersuchung von aller Hülfe verlassen, und muß mühsam durch vage Combination zu ersetzen suchen was oft ein einziger Blick in die Denkmäler augenblicklich entscheiden würde b). Unter diesen Umständen ist es frei-

a) Der Grund dieser Armuth Deutschlands liegt wol hauptsächlich in seiner politischen Zerrissenheit und Kleinkreisigkeit, und dem daher rührenden Mangel an mächtigen und reichen Mittelpuncten wo sich großartige Apparate sammeln können; so wie in der ebenfalls hierauf sich gründenden wissenschaftlichen Gleichgültigkeit und Barbarei unserer besonders früherhin einem kleinlichen eiteln Treiben dahingegebenen Reichen und Vornehmen, die die Betreibung der Wissenschaften der banausischen Gelehrtenzunft überließen. Wie aber auch das was da ist oft an unbewachten Orten verschleudert wird, davon sind Beispiele in Cramers interessanter Hauschronik zu ersehen.

b) Es ist daher ganz diesen äußern Verhältnissen gemäß, daß die Urkundenwissenschaft (Diplomatik) und Paläographie nicht von Deutschland, sondern von Italien und Frankreich ausgieng. Aber es ist dabei — dünkt mich — auch ein Gegensatz des protestantischen und katholischen Princips nicht zu verkennen. Die katholische Kirche — in ihrem innern und äußern Besitz auf die Geschichte gegründet und die Urkunden derselben von den ältesten Zeiten her an ihren zahlreichen und glänzenden Sitzen (Kirchen und Klöstern) verwahrend — bot Mittel und Anreiz genug dar eine Wissenschaft der Urkunden auszubilden. Der Protestantis-

lich nicht zu verwundern, daß die so gefeierte Periode der theologischen Aufklärung für die eigentliche Textgeschichte unfruchtbar blieb; und alle die wichtigen im 17. Jahrhundert angeregten Streitfragen über Entstehung des heutigen Alphabets, der Lesezeichen, der Masorah durch die sämmtlichen Hand- und Lehrbücher dieses Zeitraums nicht vorwärts gebracht, sondern vielmehr durch eine Verwicklung von Hypothesen und Misverständnissen immer mehr verwirrt worden sind. Um aber die gerühmte Aufklärung dieser Periode und ihre gefeierten Triumphe in der Bibelforschung über die Dumpfheit der Vorzeit in ihrer ganzen Hohlheit darzustellen: füge ich noch die Bemerkung hinzu, daß aus all dem geräuschvollen Treiben und der großen Fruchtbarkeit an schriftstellerischen Producten nicht ein einziges Werk hervorgegangen ist das auch nur irgend einen Theil der biblischen Philologie — Grammatik, Lexikographie, Exegese oder Kritik — bedeutend weiter gebracht, und an Umfang und Tiefe der Forschung nur von ferne einem der Werke woran jene frühere verachtete Periode der Finsterniß (حال الجاهلية) so reich ist, an die Seite gestellt werden könnte.

---

mus dagegen — all diesen Schätzen der Ueberlieferung nebst dem daran geknüpften äußern Besitz wegen ihrer ungeheuren Entartung entschlossen entsagend, und sich mit einem kühnen Sprung auf eine vorhistorische überirdische Urkunde, als sein einziges Kleinod zurückziehend (eine Art اهل الكتاب, Karaiten) — war bisher zu rein speculativer Natur, auch zu unbemittelt, als daß er hierin etwas hätte leisten können; wozu noch in Ansehung der heil. Urkunde die frühere Aengstlichkeit kommt, wovon die Katholiken — weit weniger dabei interessirt — frei waren. Dieser Vortheil der Stellung ist auch in den kritischen Werken der Katholiken bis auf die neuesten (z. B. Jahn und Hug) sichtbar, die sich in den diplomatischen und paläographischen Partieen viel sachkundiger und sorgfältiger beweisen als ihre protestantischen Zeitgenossen.

Diese Wehen der Revolution — die sich ja überall mehr durch Zertrümmerung und Ausschweifungen als durch gedeihliche Thaten auszeichnen — sind endlich im ganzen glücklich überstanden, und wir fangen nun erst an ihre Früchte zu schmecken. Nach dem ersten tollen Rausch der Freiheit ist allmälig eine ruhigere besonnenere Stimmung zurückgekehrt: das Verlangen nach den Schätzen der Geschichte, das Bedürfniß wieder festen Fuß und Wurzel zu fassen auf dem mütterlichen Boden der im Uebermuth verschmähten Tradition, hat sich wieder eingestellt. Philologische und historische Forschung beginnt auf allen Gebieten des Wissens wieder aufzublühen: man hat einzusehen angefangen daß die Wahrheit tiefer liege als daß sie durch wohlfeile Hypothesen und Abstractionen erreicht und gleichsam im Sturme erobert werden könne, und strebt ihr durch nüchterne treue Quellenforschung näher zu kommen. Die geläuterte ihre Schranken wie die Schwierigkeit der Aufgabe besser erkennende Kritik macht ihre vorsichtigeren Combinationen mit desto größerer Sicherheit; und da dem fleißigeren Quellenstudium auch das Material reichlicher zuströmt: so erstehen Schlag für Schlag — wie mit einem Zauberstab — stets neue entzückende Aussichten. Selbst die anscheinend geringfügigsten Theile der historischen Forschung — die man sonst vornehm verachtete oder nur mit der grösten Oberflächlichkeit abthun zu dürfen glaubte — werden jetzt wieder mit Sorgfalt und Liebe behandelt, und belohnen den Fleiß des Forschers durch unerwartet reichen heimlichen Segen. Auch der rhetorische frivol witzelnde Ton ist nun aus der Mode gekommen, und der Ernst, die Bedächtigkeit der Untersuchung, die Achtung vor der Geschichte auch in der bescheidenen Sprache ausgedrückt.

Diese schöne Richtung des edleren Zeitgeistes auf dem theologisch-historischen Gebiete durch sein Beispiel empfohlen und begründet zu haben: ist das große Verdienst

de Wette's, dem Gesenius auf dem mehr philologischen Gebiete sich würdig angeschlossen hat. Natürlich haben beide sich zunächst der Urgeschichte zugewandt, wo die Mißgriffe der letzten Zeit ihre Thätigkeit zunächst in Anspruch nahmen. Daß sie darüber — selbst den letzteren Gelehrten, in dessen Beruf es am ehesten einschlug, nicht ausgenommen — die eigentliche Textgeschichte vor der Hand zurücksetzten, und gröstentheils das Ueberlieferte mit den alten Irrthümern wiederholten: ist sehr erklärlich und verzeihlich, da — wie jeder Kundige weiß — jedes auch das beste umfassendere Werk oder Lehrbuch — wie sie diese Gelehrten geliefert haben — nur einzelnes gründlich durchforschen kann, und nur durch Monographien (wie z. B. Gesenius über den sam. Pentateuch) Abstellung tieferer Gebrechen möglich ist. Doch wird auch nun an die Textgeschichte hoffentlich bald die Reihe kommen, da das Studium des Talmuds und der übrigen jüdischen Quellen in unserer Zeit sich wieder in Achtung setzen dürfte. Einen kleinen Beitrag und Anfang dazu mögen die hier folgenden Aufsätze liefern, die während meiner Arbeiten zur hebräischen Grammatik aus dem Bedürfnisse festen Boden unter den Füßen zu haben hervorgegangen sind, und freilich die viel dringendere Fertigung meiner schon so lange und oft angekündigten Grammatik mehr verzögert haben als sich verantworten läßt; worin ich aber dem Eigensinn meiner Natur unweigerlich folgen muste, ungeachtet es an Versuchen mich diesem Dämon (unter dem ich über alle Beschreibung leide) zu entziehen nicht gefehlt hat. Die Untersuchung erstreckt sich über die vier Haupttheile der Textgeschichte: Entstehung und Geschichte der Buchstabenschrift, der Vocalisation, der Sinnabtheilungen, und der Masorah; die nun, da sie nicht auf einmal in dieser Zeitschrift erscheinen können, in einigen Heften auf einander folgen werden.

I. Buchstabenschrift (Alphabet).

Diesem Theile der hebr. Textgeschichte ist vergleichungsweise noch das günstigste Loos gefallen. Nach 200jährigen fast fruchtlosen Verhandlungen ist er endlich vor einigen Jahren so glücklich gewesen durch meinen berühmten Landsmann U. F. Kopp in Manheim (in der classischen „Entwickelung der semitischen Schriften" im 2ten Band der Bilder und Schriften der Vorzeit S. 97 ff.) wenigstens eine feste Grundlage gewonnen zu haben. Dieser kräftige Forscher, bis zum höheren Mannsalter ein Laie in orientalischer Sprach- und Schriftkunde, hat — ohne weitere Denkmäler zu Hülfe zu nehmen als die längst bekannten, bloß durch richtige Einreihung der aramäischen Schriftarten (der Inschrift auf dem Stein von Carpentras, und der palmyrenischen Inschriften), in denen sein geübter paläographischer Blick sogleich Mittelglieder zwischen der phönikisch-althebräischen und der heutigen Quadratschrift erkannte — eine viergliederige Schriftgenealogie aufgestellt: die mit ihrer factischen Gewißheit alle die frühern Hypothesen und Traditionen von der Ursprünglichkeit der Quadratschrift, der extemporirten Einführung derselben und Umschreibung der heil. Schriften durch Ezra u. s. w. zu Schanden macht, und unwiderleglich beweist daß die Quadratschrift eine abgeleitete, erst lange nach dem Exil aus der phönikischen oder althebräischen vermittelst allmäliger Uebergänge (die uns glücklicherweise auf aramäischen Denkmälern erhalten sind) hervorgegangene Schrift ist. Wer die Masse von Streitschriften kennt die sich seit so vielen Jahren über diesen Gegenstand aufgehäuft hat, ohne die Sache im wesentlichen nur einen Schritt weiter zu bringen, und dem sinnverwirrenden Geschrei der streitenden Stimmen nur eine Weile zugehört hat: wird es zu schätzen wissen daß so mit einem Schlage einem bodenlosen Hin- und Herre-

den ein Ende gemacht, und der schriftstellerischen Industrie ein bisher bequem gelegenes Gebiet für mühelose Phantasieen abgeschnitten ist. Doch wir wollen nicht zu früh triumphiren. Die Literaturgeschichte lehrt daß sich keinerlei Wahrheit gegen den Wahn der Menge verassecuriren läßt, auch die urkundlich beglaubigte nicht; und so wenig z. B. der in Grimms deutscher Grammatik aller Augen urkundlich vorliegende historische Bildungsgang der deutschen Sprache im Stande gewesen ist dem großen Haufen unsrer Sprachmeister nnd Sprachphilosophen die Augen zu öffnen und ihr Treiben zu verleiden: so wenig wird auch hier die Unkritik sich auf die Länge abhalten lassen ihr gewohntes Spiel wieder von vorn anzufangen. Ein guter Anfang dazu zeigt sich bereits in Ewalds hebräischer Grammatik: der zwar Kopp's Buch kennt citirt und belobt, aber dabei zugleich sich auf eine Weise vernehmen läßt die nur zu sehr zeigt wie wenig diese ganze paläographische Lection und — was noch mehr sagen will — Anschauung bei ihm angeschlagen hat. Dahin rechne ich theils die bodenlosen den kaum erkannten graphischen Bildungsgang wieder ganz aus den Augen setzenden Deutungen einzelner Buchstaben — worüber ich mich schon im Hermes XXXI, 1. S. 7. 8. erklärt habe —; theils die Art wie dem Koppschen Satz, daß die Quadratschrift aus Cursiv (d. h. im engern Sinn des Worts, aus einer verbundenen Schrift) hervorgegangen sey, widersprochen wird. Kopp's Deduction läuft nämlich darauf hinaus, daß, wie alle Schriftveränderungen überhaupt, so auch die hebr. Q. S. aus einem doppelten Princip hervorgegangen sey: einem cursivischen (tachygraphischen) — welches er theils in der Abschleifung der frühern Köpfe und Spitzen, theils in den Umbiegungen der heruntergehenden Schafte der Buchstaben צענמכב (als übrig gebliebenen Bindungsstrichen) erkennt, und woraus er auch die Ent-

stehung eigner **Finalbuchstaben** ableitet — und einem **kalligraphischen**, wodurch die Buchstaben wieder abgesondert worden, und ihre gegenwärtige Gleichförmigkeit und Steifheit erhalten haben. Ewald glaubt nun als „vorsichtiger Forscher" zuvörderst den cursivischen Ursprung jener umgebogenen Striche in Zweifel ziehen zu müssen, weil er nicht begreifen kann wie man die Cursiv wieder verlassen könne da doch der Koran stets in der Cursiv geblieben sey: und hält es für wahrscheinlicher daß die gebogenen Striche in מכבב schon im phönikischen vorhanden gewesen folglich etwas ursprüngliches a), in נצ aber aus dem Streben nach Regelmäßigkeit (d. i. Gleichmaß) hervorgegangen seyen; sodann aber betrachtet er diese Regelmäßigkeit gerade als ein Zeichen daß sich noch keine Cursiv gebildet, leitet die Finalfiguren aus dem Streben das Wortende der Deutlichkeit wegen zu bezeichnen ab, und beseitigt den Einwurf daß ihrer so wenige seyen mit dem Vorgeben daß die andern Buchstaben keine solche Figur zugelassen!

Obgleich sich über den eigentlichen Charakter jener Umbiegungen allerdings streiten läßt, da auch ein kalligraphisches Princip dabei mitgewirkt haben kann: so rechtfertigt doch das nicht Aeußerungen wie namentlich die über das Verhältniß der (kalligraphischen) Gleichförmigkeit zum Cursivcharakter und über die Finalbuchstaben, die in der That zu sehr allen paläographischen Grundsätzen Hohn sprechen als daß sie einer eigentlichen Widerlegung bedürften. Um indessen in einer Wis-

a) Als wenn in solchen urkundlichen Dingen wie Buchstabenfiguren und bei der Menge phönikischer Denkmäler von **Wahrscheinlichkeit** die Rede seyn könnte! Die Sache ist die, daß nicht im phönikischen, sondern im althebr. und samar. dergleichen Biegungen vorkommen, aber hier eben den Ansatz zur Cursiv zeigen.

senschaft die ihres kleinlichen Details wegen nicht gerade viele aufrichtige und unverdrossene Verehrer hat, auch mein Scherflein zur Bekämpfung der alten Unkritik und zur Sicherung und Erweiterung der gewonnenen Resultate nach dem Maße meiner noch jungen und beschränkten, jedoch aufmerksamen paläographischen Beobachtung zu liefern: so mögen hier zuvörderst einige die Koppsche Darstellung theils erläuternde theils ergänzende oder modificirende Betrachtungen über den *graphischen Charakter der hebräischen Quadratschrift*, namentlich über das Verhältniß des *cursivischen* und *kalligraphischen* Elements stehen.

Graphischer Charakter der Quadratschrift.

1. *Cursivcharakter.*

Unter den beiden Ursachen, gleichsam Grundtrieben aus denen — wie Kopp in den (wahre regulae aureae enthaltenden) §§. 14. 15. seiner sem. Paläographie lehrt — sämmtliche Schriftveränderungen hervorgehen: *Cursivgebrauch* d. i. Streben nach Geläufigkeit des Schreibens, und *Kalligraphie* oder Streben nach Zierlichkeit der Schrift: ist das erstere bei weitem das wesentlichste und wichtigste. Es wirkt hauptsächlich auf eine doppelte Weise: indem die Feder — um ihr Geschäft mit so *wenigen* und *leichten* Zügen als möglich zu vollbringen — theils von jeder Figur nur einen flüchtig riß hinwirft und die Theile derselben mannichfaltig verkürzt, abschleift, verflacht; theils von einem Buchstaben zum andern bequeme Uebergänge durch Verbindungsstriche bildet, und daher die Länge und Lage einzelner Theile verändert, je nachdem sie am leichtesten von einem zum andern kommen kann. Auf diese Art ist Schnellschreiben der eigentliche Grundtrieb aller regelmäßigen, so zu sagen *organischen* Schriftentwickelungen; und beherrscht die

ältern unverdorbenen Schriftperioden allein, während er in spätern die Herrschaft mit dem hinzutretenden kalligraphischen theilen muß. Von der Wirksamkeit dieses Princips zeugt jedes Blatt der Schriftgeschichte. In der abendländischen erinnere ich nur an die Entwickelung der lat. Capital- zu der bei den meisten europäischen Völkern gangbaren Currentschrift. Unter den orientalischen Schriftarten aber weiß ich kein Beispiel wo dieses Princip so rein und schön hervorträte als die syrische: die von der phönikischen ausgehend, und durch die altaramäische auf dem Stein von Carpentras, die palmyrenische, die Estrangelo, bis zu der heutigen in mannichfaltigen Entwickelungsstufen fortschreitend, einen natürlichen fast lediglich durch die verschiedene Art der Bindungen vermittelten und von kalligraphischen Grillen nur wenig gestörten Bildungsgang darstellt. Will man die spätere Hälfte dieser Reihe — von der Estrangelo an — in einem Blicke überschauen, so sehe man die köstliche erste Tafel an Adler verss. syr. (auch in O. G. Tychsen elementale syr., wo die sämmtlichen Adlerschen Tafeln wiederholt sind): wo aus einer der ältesten syr. Handschriften (dem cod. Vat. XII. a)) unter der Estrangeloprobe in vier verschiedenen Unterschriften, die sich successiv vom J. 548 bis 1081 hinabziehen, eine syr. Schriftgeschichte in nuce und ein Schatz paläographischer Belehrung verborgen liegt. — Aus dieser durchgreifenden paläogr. Induction können wir den allgemeinen Satz folgern, daß jede abgeleitete Schriftart (d. i. außer der phönikischen, die für uns wenigstens eine ursprüngliche ist, alle übrigen) auf diesem Wege entstanden seyn, und auch da wo wir die Vorderglieder nicht kennen oder doch nicht in ihrem Cursivgebrauch, ein sol-

---

a) In Assemani bibl. orient. I, 561. und Blanchini evang. quadrupl. I, 541. (wo tab. 1. eine längere Schriftprobe daraus als bei Adler) Vat. Nitr. 1. bezeichnet.

cher vorausgegangen seyn muß. Auch von der hebräischen Q. S. ist uns das schon a priori gewiß, sobald wir sie als eine abgeleitete erkannt haben; auch wenn kein früheres Denkmal über die Art der Entstehung urkundlichen Aufschluß gäbe. Aber diese Vorderglieder haben sich glücklicherweise in doppelter Abstufung erhalten, und geben uns eine fast lückenlose Anschauung von dem durch Schnellschreiben bedingten Entwickelungsproceß derselben. 1) Auf dem ältern aram. Denkmal, dem Stein von Carpentras, zeigt sich zunächst bloß eine Zertheilung der im phönik. geschlossenen obern Köpfe, von denen nur 2 Spitzen übrig bleiben[a]), (daß dies wirklich eine Abkürzung im Schreiben, also bloß Wirkung des Schnellschreibens ist: vgl. unser deutsches cursives o, a, g, q, d, b mit dem lat. o, a, g, q, d, b). 2) In den palmyrenischen Inschriften ist diese Richtung nicht nur im Zunehmen begriffen — indem diese beiden Spitzen immer mehr beschädigt und verkürzt werden, so daß oft nur noch eine übrig ist —: sondern es tritt nun auch ein neues Zeichen des Cursivgebrauchs ein, horizontale Bindungsstriche d. i. Umbiegungen der bisher gerade heruntergehenden Schafte zur Verbindung mit dem folgenden Buchstaben, wozu sich schon in der althebr. und samar. Schrift in den Buchstaben ב, כ, ס, נ ein Ansatz zeigt[b]). Diese Bindungsstriche dienen zwar in der Steinschrift in den meisten Fällen nicht wirklich zur Bindung, aber doch noch oft genug[c]), um die Vermuthung zu begründen daß sie im ge-

a) Einen Ansatz dazu im Beth u. Resch auf einigen der jüngsten makkab Münzen erwähnt Kopp §. 166.; ja selbst im phönik. Ain in der 2ten maltes. u. 2 kypr. Inss., s. Bild. u. Schr. I, 239.

b) Selbst in der phönik. Schrift sind schon einzelne Bindungen sichtbar, s. Kopp Bild. u. Schr. I, 227. 230 ff.

c) Am häufigsten zeigen sich wirkliche Bindungen an den Buchstaben ב, ס, ח, z. B. בר, בר, בו, בי, בא; מא, מה, סר, סו, סנ; חו, חי; sogar בת.

meinen Leben mit geläufigern Schreibwerkzeugen noch in einem höheren Grade Cursivschrift seyn mochte. Dies bestätigt sich wenn man eine unmittelbare Tochter der palmyr. Schrift, die Estrangelo, vergleicht, die sich schon zu einer vollkommenen Cursivschrift ausgebildet hat. (Daß indessen in diesen horizontalen Strichen wahrscheinlich auch die kalligraphische Idee eines Grundstrichs gewaltet hat, davon weiter unten). 3) Die hebräische Q. S. thut nun in diesem Cursivcharakter noch einen bedeutenden Schritt weiter: indem sie alle übrig gebliebenen Spitzen vollends abschleift, die horizontalen Bindungsstriche vermehrt (צ), zerrissene Figuren abrundet und zuschließt (ב, ס, ם, ט), außerdem die Lage und Länge mancher Querstriche verändert, wie es die Bequemlichkeit des Schreibens mit sich zu bringen scheint (ה, ח, ג, ת); und so eine ungleich abgeschliffenere und geläufigere d. i. cursivischere Form erhalten hat als die palmyr.; wenn gleich das Hinzutreten des kalligraphischen Princips (wie wir sehen werden) diesen Charakter wieder bedeutend modificirt und versteckt hat.

Mit dem Cursivcharakter der Schrift hängen auch die Finalbuchstaben zusammen. Daß sie zu dem Zwecke erfunden worden bei der damals noch herrschenden fortlaufenden Schreibart (continua series) dem Leser die Wortabtheilung einigermaßen zu bezeichnen, wie neuerlich behauptet worden a); ist schon deßwegen

a) Meines Wissens ist Ewald (hebr. Gramm. §. 26.) der erste der diese Ansicht aufgestellt hat (wenigstens bezeichnet Jahn Einl. §. 98. die Negative davon als die allgemeine Meinung, s. unt. Not.). Vor ihm hat Eichhorn Einl. §. 74. sie zwar als mögliche Vermuthung hingestellt, aber auch sogleich widerlegt; freilich um am Ende eine nicht minder ungereimte (auch in der neuesten Ausgabe festgehaltene) Hypothese über die Veranlassung ihres Gebrauchs aufzustellen.

ganz undenkbar, weil es widersinnig gewesen wäre für einen Zweck der sich weit leichter und natürlicher durch Zwischenräume und Puncte (die auch zu keiner Zeit unbekannt gewesen sind a)) erreichen ließ, ein so umständliches und noch dazu bei der geringen Anzahl der Finalbuchstaben ganz unzulängliches Mittel zu erfinden: widerlegt sich aber factisch dadurch daß gerade in der semitischen Schrift, wo sich Finalbuchstaben hauptsächlich ausgebildet haben, die Wortabtheilung von jeher gebräuchlich gewesen ist b); daß sie namentlich in der Estrangelo, die sich durch sorgfältige Wortabtheilung vor den gewöhnlichen hebräischen Handss. auszeichnet, noch häufiger sind als im Hebr.; und daß sich auch in neuern abendländischen Schriftarten einzelne gebildet haben nachdem die Wortabtheilung längst im Gebrauch war c). Man

a) Censor theol. diatribe an de Rossi specimen varr. lectt. p. 263 ff. Kopp a. a. O. §. 77 ff. Vgl. auch Montfauc. palaeogr. §. 31 f. Lehrgeb. der Dipl. 3, §. 85. Anm., und besonders 5, §. 2 ff. Jahn bibl. Archäol. 1, §. 97. Einl. §. 98. und die dort angef. Schriften. Gesenius Gesch. §. 45, 1. So daß ich nicht absehe wie Kopp die entgegengesetzte Ansicht als ein eingerissenes diplomatisches Vorurtheil bezeichnen kann. Denn daß ungeachtet jener frühen Existenz der Wortabtheilung sie vor dem 7. 8. Jahrh. nur sehr selten im Gebrauch gewesen, ist doch nicht zu läugnen.

b) Im Hebr. ist sie bereits im Talmud Menachoth fol. 29. sogar gesetzlich für heil. Hdss., und wie alt diese Sitte bei den Juden ist, läßt sich aus der ängstlichen Bezeichnung der Wortabtheilung im samar. Pentateuch durch einen Punct (was in Hdss. sonst eine wahre Seltenheit ist, vgl. Montfaucon pal. p. 32. Lehrgeb. der Dipl. 5. §. 11. 12.) schließen. In der Estrangelo findet sich in den ältesten uns bekannten Hdss. bereits sorgfältige Beobachtung der Wortabtheilung durch Zwischenräume (vgl. die Proben bei Adler und Blanchini ll. cc.). Auch im Arabischen fehlt sie nicht. Vgl. Jahn Einl. §. 98.

c) In der lat. und griech. Cursiv, so wie in der deutschen beschränkt sich dies auf das s. In der franz. Cursiv aber finden sich mehrere,

könnte daher mit weit grösserem Rechte den umgekehrten Satz aufstellen, daß die Finalbuchstaben Wortabtheilung durch Zwischenräume voraussetzen[a]): wenn nicht die Nachlässigkeit der Wortabtheilung in vielen hebr. Handschriften[b]) und noch mehr bei den heutigen Arabern, so wie das Vorkommen eines Finalbuchstabens in der palmyrenischen (gänzlich der Wortabtheilung ermangelnden) Schrift zeigten daß sich darüber nichts mit Nothwendigkeit bestimmen läßt[c]). Den wahren Grund ihrer Entstehung hat Kopp §. 68. in der Cursivschrift nachgewiesen: sie sind nämlich nichts anders als von dem Zwang der im Innern der Wörter herrschenden Bindung freigewordene Buchstabenformen. Das erweist sich unwidersprechlich daraus daß sie sich in keiner unverbundenen Schrift — wie in der phönikischen und altaramäischen — son-

---

namentlich s, r, n, t; s. z. B. die Dedication in Sylv. de Sacy chrest. arab. T. I.

a) Jahn Einl. §. 98: „es läßt sich sogar aus diesen Endfiguren der Buchstaben auch im Hebr. und Aram. auf den Gebrauch der Zwischenräume schließen", mit der hinzugefügten treffenden Bemerkung „denn da die Endbuchstäben nach der allgemeinen Meinung nicht zur Bezeichnung des Endes der Wörter erfunden worden, sondern aus den Künsteleien der Schreiber, die am Ende des Worts gern noch einen Zug hinzufügten, entstanden sind: so muste zwischen den Wörtern ein Raum zu einem solchen Zuge seyn." Schon vor ihm macht Salmasius in der trefflichen epist. ad Sarrav. (auch im chron. Gottwic. p. 21 f.) denselben Schluß.

b) Vgl. die Proben in Blanchini evang. quadrupl. T. II, p. 604. tab. 1. und an Kennicott diss. gen. ed. Bruns.

c) Noch weniger kann der Satz in der Gestalt gelten die ihm Gesenius Gesch. §. 45, 2. Lehrgeb. §. 2, 4 gegeben: daß sie erst nach allgemeiner Einführung der Wortabtheilung hätten entstehen können. Ein solcher Zeitpunct läßt sich auch schwerlich in der semitischen Schriftgeschichte nachweisen, da man zu allen Zeiten Wortabtheilung gekannt (vgl. z. B. die 2te Kit. oder Orforder und die Carpentr. Inschrift) und zu allen Zeiten vernachlässigt hat.

dern nur in verbundenen zeigen; und zwar ungefähr im Verhältniß mit dem Grade der Bindung: daher von der palmyrenischen an in den spätern Schriftarten in stetem Fortschreiten begriffen: im Palmyrenischen selbst noch auf das Nun beschränkt; im Hebräischen schon auf alle mit Bindungsstrichen versehenen Buchstaben ausgedehnt (mit Ausnahme des ב und ע, in denen das Bewußtseyn der Bindung und die Erinnerung an die ursprüngliche Form schon verloren gewesen zu seyn scheint); im Syrischen anfangs (in der Estrangelo) außer den schon im Hebr. vorhandenen bloß einige verlängerte Schweife [a]), später noch neue Finalfiguren [b]); — im Arabischen endlich fast für jeden Buchstaben eine eigene Finalfigur. Durch das Wegfallen des Bindungsstriches kommt natürlich der Buchstabe wieder seiner ursprünglichen Form näher oder ganz gleich, wie im Hebr. ך, ן, ץ zeigen. Aber man darf allerdings diesen Satz nicht mit Kopp a. a. O. ganz allgemein hinstellen: denn manchmal macht die freigewordene Feder, statt in die alte Bahn zurückzukehren, einen anderweitigen kalligraphischen Spaziergang (Schnörkel), und die Figur wird der ursprünglichen noch unähnlicher als die gebundene. So besonders im arab., wie ح, ج, س, ع, ك, م, ن, ة, ي [c]); auch im Altsyrischen ge-

---

a) In der ältesten uns bekannten Handschriftprobe von 548 bei Blanchini I, 541. tab. 1. ist selbst das Endkaph noch nicht recht geläufig, und die gewöhnliche Figur statt dessen häufig zu sehen.

b) Das heutige syrische Olaph (so wie das arabische) und Tau sind in der mittleren Schrift (in den Unterschriften des cod. Nitr. 1. von 548 und 718 bei Adler tab. 1.) anfangs bloß End- oder Bindungsformen, die sich dann unabhängig machen.

c) Dagegen in ص ist der Schweif — besonders wie er im Kufischen aussieht, gerade heruntergehend — aus der altsyrischen Figur, mit der die gebundene alle Aehnlichkeit verloren hat.

hört dahin wenigstens das Schluß-Mim und Kaph; im Neusyrischen auch Lomad, während dagegen das nach derselben Weise gebildete Ee (Ain) dadurch zufällig der altaramäischen Form wieder näher kommt. Dahin rechne ich auch das hebr. ם, welches offenbar dadurch entstanden ist daß die gewöhnliche Figur מ (besonders in der Gestalt wie es in einer Hdschr. von 1187 bei Blanchini II, 604 tab. 1. erscheint, mit völlig abgeschliffenen und in ein plattes Dach verflachten Spitzen, wie in der Estrangelo) sich vollends zuschließt; ganz wie das Schluß-Mim in der Estrangelo aus dem gewöhnlichen entsteht, und ähnlich wie ס aus der halbgeschlossenen palmyr. Figur. Eben so scheint der herabgehende Schaft des ף eine bloß kalligraphische Abschweifung zu seyn, wenn anders der gebogene in der gewöhnlichen Figur פ sich schon im phönik. nachweisen läßt, was mir noch zweifelhaft ist (denn im Samar. gehören diese Biegungen, wie schon bemerkt, zu den Spuren eines beginnenden Cursivcharakters).

2) Kalligraphischer Charakter.

Einen wahren Gegensatz gegen das eben beschriebene cursivische Princip bildet das kalligraphische. Jenes dient der Nothdurft, dieses dem Luxus; und wie in dem Naturlauf der letztere erst dann eintreten kann wenn die erstere einigermaßen befriedigt ist, und die üppig gewordenen Triebe einen ausgedehnteren Spielraum suchen müssen: so erwacht auch das kalligraphische Streben erst dann wenn der Schriftgebrauch schon längere Zeit gangbar gewesen und das Cursivprincip zu einiger Macht gekommen ist. Dieses Streben ist bald ein üppiger Auswuchs der Schreibfertigkeit, die — da ihr die überlieferten Züge zu einförmig und langweilig geworden sind — ihre Kraft in neuen kühnen Bahnen versucht; oder des ästhetischen Triebes, der die fremden spröden Formen

nun völlig dem Nationalgeschmack zu assimiliren und einzubürgern sucht: bald zugleich eine Reaction der durch das cursivische Princip hervorgebrachten Verflachung und Verwüstung, der sich das Bedürfniß der Deutlichkeit oder das Gefühl der Schönheit widersetzt. Die gewöhnlichste Veranlassung wodurch das eine wie das andere hervorgerufen wird, ist die ausgezeichnetere Natur und Bestimmung des schriftlichen Documents: namentlich heilige oder kirchliche Schriften, für welche die nachlässige den Zwecken des gemeinen Lebens dienende Cursiv nicht schicklich, sondern eine sorgfältigere künstlerische Ausbildung der Züge — gleichsam eine höhere heiligere Schriftgattung — Pflicht schien a). In Zeiten und Gegenden eines bessern Geschmacks wird man zu diesem Behuf nur zu einer ältern Schriftperiode zurückgreifen. So die griech. und lat. Hdss. mit der stattlichen Uncial des 5ten bis 9ten Jahrhunderts b), und die syrischen mit Estrangelo aus demselben Zeitraum; denen — wie wir zufällig wissen (s. unten S. 24) — eine weit abgeschliffenere Cursiv zur Seite gieng. Der schlechtere kalligr. Geschmack

a) Eben so hat es in allen Schriftarten der Geschmack der Schönschreiber mit sich gebracht die Anfangs-Buchstaben-Wörter oder Zeilen mit größerer und schönerer Schrift auszustatten. Nach dem Chron. Gottwic. I, 5 p. 18. 19. ist dies der eigentliche Gebrauch und Grund der Benennung der sogenannten Capitalschrift (litt. capitulares d. i. in capite libri).

b) Z. B. von griechischen vor allen der cod. Cotton. bei Blanchini I, 492 tab. 2 und Lehrgeb. der Dipl. 2, Taf. 12., sodann der cod. Coislin. 202 Blanch. I, 532 tab. 4, cod. Dioscor. Vindob. Montfauc. pal. p. 208 Claromont. ib. p. 216; von lateinischen vor allen Virgil. Pithoean. Mabillon dipl. p. 637., sodann die 4 codd. evangg. die Blanchini herausgegeben: Veron. u. Brixian. I, 466 Perus. und Forojul. II. 542. 561., das Psalt. Sangerm. ib. p. 600, Psalt. Veron. I. I., 532, der lat. Theil des Claromont. Montf. p. 216.

aber begnügt sich damit nicht, sondern künstelt auch an der gewählten Schrift und stattet sie mit allerhand Schnörkeln und Zierrathen aus und diese Kalligraphie ist's: womit wir's hier zunächst zu thun haben. Wie das kalligraphische Princip selbst und der Zweck dem es dient, so ist auch sein Verfahren gerade dem cursivischen entgegengesetzt: es vervielfältigt, verschränkt und verschnörkelt die Züge in dem Maße als jenes sie vermindert verkürzt und abschleift. Die Art wie das geschieht ist begreiflich sehr willkürlich, von dem individuellen Geschmack und andern Zufälligkeiten abhängig und macht die Figuren oft noch unkenntlicher; als das Schnellschreiben: dessen Verwüstungen doch immer einem natürlichen Bedürfniß und Gesetz folgen, das für die Schrift ein ähnliches organisches Bildungsgesetz wird wie das Schnellsprechen für die Sprache, und in den verschiedensten Schriftarten eine gewisse Analogie erkennen läßt. Indessen fehlt es doch auch hier nicht ganz an allgemeinern Regeln.

1) Der allgemeinste und wesentlichste Charakter der Kalligraphie ist das Streben nach Gleichförmigkeit, namentlich Gleichmaß (gleiche Höhe, auch wol Breite) der Buchstaben: sofern Symmetrie eins der tiefsten ursprünglichsten Gesetze der leiblichen und geistigen Natur des Menschen, und daher das wesentlichste Erforderniß der Schönheit ist. Aus diesem Grunde kann zwar keine Schriftperiode des Ebenmaßes ganz ledig seyn, und jede, auch die roheste, wird einem gewissen Maßstabe folgen a), wie schon die phönikische zeigt: aber das darf nicht verleiten dieses natürliche Gleichmaß mit dem ausgebildeten künstlichen zu ver-

---

a) Ungefähr wie jeder auch der unmusikalischeste Mensch und Zustand eine gewisse Tonhöhe (Stimmung) und Tonmaß (Takt) hält.

wechseln, und den kalligraphischen spätern Charakter dieser Richtung zu verkennen, oder gar für etwas ursprüngliches der Cursiv vorangehendes zu halten; vielmehr ist leicht nachzuweisen daß es sich gerade in den Cursivschriften am meisten ausgebildet hat, und selbst die ausschweifendsten unter und über die Linie sich erstreckenden Schnörkel sich seinem Gesetze fügen müssen. Am meisten wird auf eine gleiche Basis gehalten. Diese zu sichern dient häufig in abendländischen und stets in den hebräischen Handschriften eine gezogene Linie (regula). In denjenigen semitischen Schriftarten die die Bindung völlig ausgebildet haben — der syrischen [a]), zabischen und kufischen — wird etwas ähnliches durch die horizontalen Bindungsstriche hervorgebracht, die sich zu einem einzigen scheinbar durchlaufenden und den Buchstaben als Basis dienenden Grundstrich vereinigen, dessen kräftiger Zug ein Haupterforderniß der Kalligraphie ist und daher im Syr. senkrecht geschrieben wird. Dieser fortlaufende Grundstrich ist das charakteristische in der kalligraphischen Erscheinung dieser sem. Schriftarten [b]); und wenn man von diesem Standpunkt aus die frühere vergleicht: so erscheint schon in jenen ältern horizontalen Grundstrichen die sich schon im althebr. und samar. zeigen und dann immer mehr zunehmen, eine frühe fortschreitend

---

a) Am meisten unter den syrischen Schriftarten, selbst noch mehr als in der neuesten, tritt dieser Grundstrich in der von Adler zuerst entdeckten sogenannten hierosolymitanischen (Adler tab. 3.) hervor.

b) In der indischen Dewanagari zeigt sich umgekehrt eine oben auf gleiche Weise durchlaufende und eine Art Dach bildende Linie. Auch in der griechischen und lateinischen Cursiv ist die Bindung weit mehr oben als unten angebracht, und daher oft ganze Wörter wie mit einem Dache überzogen, bis endlich die gothische Fraktur fast alles oben und unten zuschließt.

ausgebildete Anlage der sem. Schrift zu dieser kalligraphischen Eigenheit, folglich eine kalligraphische Bedeutung a).

2) Eine andere aber weit weniger sichere und allgemeine Eigenschaft der Kalligraphie ist die Absonderung der in der gewöhnlichen Schrift verbundenen Buchstaben. So die griech. und latein. Capital und Uncial, der — wie wir theils aus Unterschriften theils aus anderweitigen Documenten sehen — schon bei den Römern für die Zwecke des gemeinen Lebens und den Gerichtsgebrauch eine kleinere geläufigere und zum Theil stark verschlungene Cursiv zur Seite ging b). Nur ist freilich jene nicht etwa eine wieder aufgelöste Cursiv, sondern die alte in ihrer vollen Integrität und Unverbundenheit gelassene, nur etwas abgerundete Schrift; die man noch lange nach der Erfindung einer abgekürzten verschlungenen Geschwindschrift für öffentliche

a) Bei dem Mem ist dies aus dem palmyrenischen klar, weil hier die wirklich vorkommende Bindung nicht an dem rechten umgebogenen Schenkel, sondern an dem linken angebracht wird; eben so in der Estrangelo.

b) Vgl. Montfaucon palaeogr. p. 36. 262 ff. 361. Mabillon diplom. p. 47. (vgl. tab. 6. 58. u. suppl. p. 114). Villoison anecd. gr. 2, 144 ff. (nebst der Tafel hinten mit der in den Ruinen von Herculan. gefundenen Inschr. mit griech. Cursiv). Nic. Schow chart. papyr. (Rom. 1788) bei Kopp palaeogr. crit. I, 453 ff. Eben so hat neben der Estrangelo schon früh eine syrische Minuskel bestanden, die man erst nach ihr entsprungen glaubte, bis die Unterschriften bei Adler tab. 1. das Gegentheil zeigten; und neuerdings hat Sylv. de Sacy im Journal asiat. Vol. 7, p. 124 ff. u. Vol. 9, p. 209 ff. dasselbe von der Nischi in Bezug auf die kufische Schrift aus einigen alten Papyrus von 133 d. H. erwiesen; wenn er gleich in seiner Vermuthung daß die Nischi wol noch älter seyn möge als die kufische Schrift, zu weit geht, da diese offenbar graphisch ursprünglicher ist.

Denkmäler und Handschriften vorbehielt, bis sie endlich von der der Cursiv näher kommenden Minuskel verdrängt, und selbst dann noch eine Zeitlang für kirchliche Handschriften beibehalten wurde. Eine wirklich wieder aufgelöste Prunkschrift ist dagegen unsre heutige aus der fest geschlossenen gothischen Schrift des Mittelalters abstammende Fractur.

Ob man dahin mit Kopp auch die palmyrenische und hebräische Schrift rechnen, und annehmen dürfe daß sie aus einer (im gemeinen Leben bestehenden) völlig gebundenen, aber hier aus kalligraphischen Rücksichten auseinandergeschlagenen Cursiv hervorgegangen seyen: ist mir noch nicht ganz deutlich, da die Bindungsstriche — wie oben bemerkt — zugleich ein kalligraphisches Moment zu haben scheinen. Von der palmyrenischen möchte ich bezweifeln, ob sie viel mehr als in den Inschriften sich zeigt, und namentlich überall wo horizontale umgebogene Striche erscheinen, Bindungen gehabt: da sich nicht absehen läßt warum die übrigen weggelassen seyn sollten. Denn daß der Stein hier ein Hinderniß gewesen sey, kann ich nicht gelten lassen: da bekanntlich auf Steinen die wunderlichsten Schnörkel ausgeführt zu sehen sind, und man mit Sicherheit annehmen kann daß ein Steinmetz eine verschlungene Schrift zwar wol plump darstellen könne, aber nie den Charakter selbst zu verändern sich herausnehmen werde. Weit wahrscheinlicher ist eine kalligraphische Auflösung der Bindung im Hebräischen: theils weil man nach der Analogie der palmyr. und altsyr. Schrift (der Mutter und Schwester) Bindungen zu erwarten berechtigt ist, theils weil hier das kalligraphische Princip, das der Bindung widerstrebt, überhaupt sich sehr thätig und pedantisch erweist. Eine entschiedene und charakteristische Ausnahme von dieser kalligraphischen Eigenschaft machen die neuern orientalischen

Schriftarten, besonders die syrische und arabische: die auch in den stattlichsten kalligraphischen Stücken — namentlich Kirchenhandschriften — die Bindung nicht aufgeben, im Gegentheil — wie bereits bemerkt — in dem deutlich hervortretenden durchlaufenden Grund- und Bindungsstrich eine Zierde suchen. Der Grund liegt offenbar darin daß hier die Cursiv schon zu mächtig geworden und in den kalligraphischen Geschmack übergegangen war als daß sie hätte anstößig seyn können; die alte Schrift aber schon zu weit entfernt und außer der Erinnerung lag um darauf zurückgehen zu können, wie man in der griech. und lat. Schrift auf die alte Capital und Uncial zurückgieng a).

3) Was endlich die kalligraphische Manier der Buchstabenformen und ihrer Verzierung betrifft: so wird sich überall ein gewisser Nationalgeschmack hervorthun, der das freie Spiel des künstlerischen Triebes der Schönschreiber beherrscht, und allen ihren Figuren ein bestimmtes Gepräge, einen analogen Charakter aufdrückt b). Man kann ihn auf zwei Hauptarten zurückführen: einen steifen mit scharfen Ecken und Haken, und einen biegsamen mit gewundenen Schweifen und Schnörkeln. Dem letztern sind fast alle neuern cursivisch ausgebildeten, sowohl abendländischen als morgenländischen Schriftarten zugethan; unter den ältern zeigt sich ein Ansatz dazu in der palmyrenischen (die gewundenen Züge in der samaritanischen Druckschrift sind nicht handschriftlich). Dabei thut es zur Hauptsache nichts wenn die Schnörkel selbst wieder in

---

a) Vielmehr steht die Estrangelo und kufische Schrift in demselben Verhältniß zu der späteren Minuskelcursiv wie die abendländische Capital und Uncial zur Minuskel und Cursiv, wird auch eben so wie diese zu Ueberschriften Anfangszeilen ꝛc. gebraucht.

b) Vgl. Lehrg. der Dipl. 3, §. 45 ff.

einem eckigen steifen Geschmack gemacht sind; wie z. B. eben im Palmyrenischen wo die Enden der Schweife mit zackigen Knollen versehen sind, ferner die wunderlich verschnörkelten lateinischen Schriftarten der Barbaren von der Capital bis zur hochbeinigen Diplomencursiv herab (im 4ten Theil des Lehrg. der Diplom.), und viele arabischen Inschriften (wie die bei Niebuhr Beschreib. von Arab. Taf. 9, Reisebeschr. 2, Taf. 43. 49). Der steife oder eckige kalligraphische Geschmack findet sich unter den orientalischen Schriftarten besonders im Hebräischen, in der Estrangelo (doch in den ältern a) weit weniger als in den spätern), und in der kufischen Schrift, besonders in Koranhandschriften. Unter den abendländischen gewissermaßen schon in der Capital, sofern die Enden ihrer Schenkel gern mit Querstrichen (die in der sogenannten bäurischen römischen Capital sogar dicker sind als die Schafte selbst) und zackigen Knollen — gleichsam zu schärferer Begrenzung b) — versehen wurden; sodann in der spätern ausartenden Uncial; vor allen aber in der lateinischen Fractur oder sogenannten gothischen Schrift, woraus unsere deutsche Druckschrift (mit Ausnahme der Majuskelbuchstaben die in einem geschnörkelten Geschmack sind) hervorgegangen ist, und die von unsern Schönschreibern noch häufig neben der gewöhnlichen Currentschrift für die Anfangs-Wörter und Zeilen angewendet wird. Vorzüglich in kirchlichen Vorlesebüchern zeigt sich überall eine Vorliebe für feierliche eckige Steifheit, große und starke

a) Z. B. in den Handschriften aus dem 6. Jahrh. Nitr. 1. u. Med. Laur. I, 56 bei Blanchini I, 541 tab. 1. II, 488 tab. 3 und Adler tab. 1. 2., wo noch fast gar keine scharfen Ecken zum Vorschein kommen.

b) Ungefähr wie in der gewundenen Schrift die Schweife gern in einen dicken Punkt auslaufen.

Züge; so namentlich in den Estrangelo-Lectionarien a), in den kufischen Koranhandschriften, in den hebräischen Synagogen-Handschriften, in den griechischen Lectionarien b). — Merkwürdig — und für die Erklärung des kalligraphischen Geschmacks nicht unwichtig — ist der unverkennbare Zusammenhang in dem er häufig mit dem architektonischen steht. Ich habe schon früher (in den exercc. aeth. p. 2) darauf aufmerksam gemacht, wie in der eigenthümlichen Gestaltung des äthiopischen Alphabets überall die Vorliebe für die konische Figur der dortigen Häuser gewaltet hat; und ich finde nun diese Bemerkung nicht nur in der sogenannten gothischen Capital- und Minuskel-Fractur mit ihren vielen Spitzen und Ecken vorspringenden und eingebogenen Winkeln und andern steinernen Schönheiten c), sondern auch auf besonders lehrreiche Weise in der hebräischen Quadratschrift (wo ich sie weiter unten nachweisen werde) bestätigt. Umgekehrt stellt die geschnörkelte Schönschrift häufig ein Geflecht von Zweigen, Blumen und Laubwerk dar; oder gar Thier- und Menschengestalten (vgl. die lat. barbarische Capitalschrift Lehrg. der Dipl. II, Taf. 17. 18. 19. IV, Taf. 37. 41; die arab. puteol. Inschrift an Reland de nummis Hebr. samar.; die armenische ge-

a) Z. B. das nestorianische Lectionarium aus dem 16. Jahrh. bei Adler tab. 4., das philoxenianische aus cod. Barber. 105. ebendas. tab. 7. Blanchin. I, 541 tab. 4.

b) Z. B. cod. Colbert. 700 in Montfauc. pal. p. 229. Vat. 351. 1522. 1067 bei Blanchini I, 492 tab. 3—5.

c) Lehrg. der Dipl. Taf. 32. 56. Die Ableitung dieser Schrift aus der gothischen Baukunst ist schon von Maffei Veron. illustr. p. 335 f. gemacht worden, wird aber von den Benedictinern 3, §. 350 auf eine widersinnige Weise dahin berichtigt daß umgekehrt die Veränderungen der gothischen Baukunst durch die gothische Schrift veranlaßt worden seyn sollen.

malte Capital, die hebräische Initialschrift Blanch. II, 604. tab. 1). Ueberall zeigt sich das Bestreben sich den todten Typus durch Nachahmung von Gestalten der wirklichen Welt zu beleben. Dieses Bestreben wendet sich nun entweder an die geradlinigen Formen der menschlichen Kunst aus Holz und Stein, namentlich der Baukunst — und daraus entsteht der steife eckige Geschmack; oder an die gewundenen und verschlungenen Formen des Gewächs- oder gar des Thierreichs (letzteres nur in einzelnen verzierten Buchstaben und Wörtern) — und daraus entsteht der geschnörkelte Geschmack.

Wenden wir uns nun von diesen allgemeinen Betrachtungen zu der hebräischen Q. S. insbesondere, so tritt uns ein sehr entschiedener kalligraphischer Charakter entgegen:

1) Die Gleichförmigkeit ist so groß, daß sämmtliche Buchstaben von gleicher Höhe sind und auf der Grundlinie aufstehen; nur (abgesehen von den Finalbuchstaben) mit Ausnahme von ל und ק, die über und unter die Linie sich erstrecken, und des י, welches — unter der gewöhnlichen Dimension bleibend — nicht bis auf den Boden reicht.

2) Die Buchstaben sind streng von einander getrennt; nach einer ausdrücklichen talmudischen Vorschrift Menach. fol. 29, 1, die jeden Buchstaben eines Haares Breite vom andern abstehend und rings vom weißen Raume eingeschlossen (מוקף גויל) haben will a). Doch sind Bindungen in gemeinen Handschriften nicht ganz unerhört, z. B. כי, כף in dem sehr alten cod. Vat. 2. bei Blanch. II, 604 tab. 1, und selbst in einer Synagogenhandschrift des Buchs Ester von 1187 קי (ebendas.).

a) Gleichsam um jeden äußern beschädigenden Einfluß abzuwehren und jedem seine Integrität zu bewahren.

8) Der Geschmack nach welchem die Buchstabenfiguren ausgearbeitet und verziert sind, ist im allgemeinen steif und eckig: hat aber die eigenthümliche von einer architektonischen Idee (S. 28) ausgehende entschiedene Richtung, sämmtliche Buchstaben mit einem platten Dach oder Deckel (fast wie in der Dewanagari) zu bedecken. Daher werden keine nackt emporstarrenden Spitzen und Schafte geduldet, sondern entweder — besonders wenn ihrer mehrere nebeneinander stehen — abgeschliffen und zu einem breiten platten Dach geebnet, wie ב, ר, כ und ך, מ[a]) und ם, ס, ד, ת; oder — wo dieses den Buchstaben selbst zerstört hätte — mit einem Klötzchen oder Dächlein überkleidet (ganz analog den oben erwähnten Querstrichen und zackigen Knollen auf den Enden der griechischen und lateinischen Capitalschafte und der palmyrenischen Schweife), wie ג, ז, ט, נ und ן, ע, צ und ץ, ש; oder endlich die schon in der Figur befindlichen Querbalken hinaufgehoben und als Bedeckung gebraucht, wie ח und ח. Das erste (Abschleifung der Spitzen) ist oben mit Recht dem cursiven Princip, das wenigstens den Hauptantheil daran hat, zugewiesen worden; das letztere (Bekleidung mit Deckeln) ist rein kalligraphischer Natur. Jene kleineren Dächlein oder Klötzchen haben aber in den kirchlichen Handschriften noch eine anderweitige Verzierung erhalten: nämlich drei aufrechtstehende feine Spitzen, die unter dem Namen der Taggin (תגין[b])) bekannt und schon im Talmud Mo-

a) Oder gar mit völlig abgeschliffenem Deckel (wie in der Estrangelo) in Megill. Est. Bonon. bei Blanchini a. a. O.

b) Auch כתרים, Krönchen, und זיונין oder זיינין d. i. Waffen, Spitzen, auch קוצים Dornen, lat. apices genannt. Die Buchstaben selbst heißen אותיות מתויגות, gekrönte Buchstaben. Buxtorf diss. de litt. hebr. gen. in dessen diss. philol. theol. p. 177. Morinus exercc. bibl. II,

nach. fol. 29, 2. unter den übrigen Vorschriften für die heiligen Handschriften mit großer Wichtigkeit behandelt sind, und deren Beschränkung auf die genannten Buchstaben שעטנזגץ hiedurch ihre Erklärung erhält. Man scheint nämlich die Buchstaben — architektonisch gedeutet — als kleine Castelle (die „Burg Zion" des heiligen Geistes) betrachtet zu haben, deren hervorragende Thürme eben so wie die Hauptgebäude mit kleinern Dächern geschirmt und mit Zinnen und Stacheln (daher זיינין Waffen genannt) gewaffnet wurden. Wahrscheinlich hat die Verzierung ursprünglich bloß in zwei zu beiden Seiten jener Klötzchen angebrachten feinen Strichen zur Schärfung und Auszackung der Ecken (wie in jeder eckigen Schönschrift) bestanden, und ist dann durch kalligraphische Spielerei allmählig zu drei Stacheln angewachsen, die dann durch den jüdischen Aberwitz der hinter allem ein Mysterium sucht fixirt, und zu einer unverbrüchlichen Vorschrift gemacht worden sind a). — So unbedeutend die Sache scheint, so ist sie doch nicht ganz ohne paläographischen Nutzen. Es geht nämlich daraus hervor daß der Deckel des Nun nicht — wie man nach der Analogie anzunehmen sich versucht fühlt — aus dem althebräischen mit zwei Spitzen abgeschliffen, sondern der erwähnte fremdartige kalligraphische Zusatz ist, folglich die Figur von der palmyrenischen, die nur eine Spitze hat, ausgeht. — Ferner ist

---

ex. 17, 9, 19 p. 508. Ihre Gestalt s. Surenhus. Mischn. 1, 9, und das Kupfer an Tychsen tentamen de variis codd. gen.

a) In den Tephillin und Mezuzoth werden außerdem noch einige Buchstaben die ein ursprüngliches Dach haben, mit einzelnen Stacheln versehen, überall aber das Dach des ח mitten durchbrochen und ein spitzwinkliches drauf gesetzt (ח); welches alles ebenfalls im Talm. a. a. O. vorgeschrieben und bei Surenhus. a. a. O. zu sehen ist, ich aber nicht näher zu erklären weiß.

aus der speciellen hier nachgewiesenen Veranlassung und Natur dieser jüdischen Verzierung klar, daß sie nichts mit den zackigen Köpfen einiger Buchstaben auf der zweiten kitischen oder sogenannten Oxforder Inschrift (bei Kopp 1, 207), womit sie Gesenius (Gesch. d. hebr. Spr. §. 46, 3. Lehrgeb. §. 2. A. 6) verglichen hat, gemein haben. Was sich hier findet, besteht bloß darin daß die gewöhnlichen runden Köpfe der Buchstaben Beth, Daleth, Ain, Resch hier eine eckige an beiden Seiten ausgezackte Form angenommen haben; was allerdings von einem eckigen kalligraphischen Geschmack auszugehen scheint (von dem sich auch sonstige Spuren in dieser Inschrift zeigen z. B. die Figur des Jod) — aber seine Parallele zunächst in unserer Fractur findet, vergl. 𝔞 = a, 𝔬 = o, 𝔤 = g. Indessen ist nicht zu übersehen, daß es dieselben Buchstaben sind deren Köpfe sich in den aramäischen Schriftarten öffnen und in zwei Spitzen zertheilen. Vielleicht haben wir hier den Ansatz dazu, indem die Figuren wirklich anfangs offen geschrieben und erst hinterher mit einem eingebogenen zu beiden Seiten vorstehenden Deckel ausgefüllt worden sind, wie sich aus dem offen gebliebenen Ain in dem zweiten Wort (andere Beispiele offener Ain s. Kopp a. a. O. S. 139) ergibt. Vergl. den Fortschritt der oben angeführten Fracturfiguren 𝔞, 𝔤, 𝔬, 𝔮 zu unsern Cursivfiguren mit geöffneten Köpfen a, g, q, o.

Alle diese kalligraphischen Eigenheiten gehören zu den durch talmudische und traditionelle Vorschriften festgestellten unverbrüchlichen Erfordernissen einer vollkommenen d. i. schulgerechten Schreibkunst (כתיבה תמה), wie es im Talm. Schabb. fol. 103 heißt; woraus die Spätern eine Tamschrift gemacht haben, die sie von einem angeblichen S. Tam ableiten a).

---

a) Auch O. G. Tychsen tentam. p. 347 f. sieht in der letztern

Anm. Die aus alter Tradition bisher in Handschriften und Drucken sorgfältig fortgepflanzten abnormen Buchstabenfiguren, als majusculae, minusculae, suspensae etc. haben theils eine kalligraphische, theils eine kritische Bedeutung, und gehören zu den ältesten, glücklicherweise durch die heilige Einfalt fortgepflanzten, aber von den Kritikern bisher ganz verkannten Spuren der jüdischen Textkritik; wie unten in der Geschichte der Masorah gezeigt werden wird.

Diesen Betrachtungen über den graphischen Charakter der Q. S. mögen sich nun noch einige andre über Alter und Herkunft derselben anreihen.

Alter der Q. S.

Die in Betreff des Alters noch vor kurzem gangbare Annahme daß sie schon durch Ezra aus dem babylonischen Exil mitgebracht und der altvaterländischen substituirt worden, widerlegt sich — wie bereits Kopp erwiesen — theils durch die allgemeine Bemerkung, daß dergleichen Veränderungen nicht durch einen einzelnen Mann bewerkstelligt werden können sondern nur allmälig und von selbst vor sich gehen, die individualisirende Sage aber es liebt dergleichen an berühmte Namen (vergl. Palamedes, Simonides, Ebn Mokla, Ebn Bavvab) zu heften; theils durch die beiden Thatsachen, daß die vermittelnde aramäische Schrift erst weit später in der Geschichte auftritt, und daß die althebräisch-phönikische Schrift noch auf den makkabäischen Münzen erscheint. Da (abgesehen von den angeblichen auf Q. S. hinweisenden Varianten der LXX., die jetzt keiner Widerlegung mehr bedürfen) gegen letztere nicht ohne

---

Ableitung ein späteres Misverständniß jener alten talmudischen Benennung.

Schrift aus einem Archaismus (der allerdings als Tendenz jener Zeit erscheint) wieder aufgeweckt hätten (postliminio restituerint, würde Löscher sagen): so will ich auf eine andre historische Thatsache aufmerksam machen, nämlich daß die Samaritaner ihren Pentateuch — der ihnen, wie nach neuere Forschungen als ausgemacht anzusehen b), erst lange nach dem Exil zugekommen ist — in derselben Schrift erhalten haben die auf den makkab. Münzen erscheint. Man nimmt zwar gewöhnlich an, die Samaritaner hätten die Schrift womit sie noch jetzt den Pentateuch schreiben von altisraelitischen Zeiten her besessen, aber treuer als die Juden festgehalten c). Allein diese Annahme ist unerweislich und in sich selbst unwahrscheinlich, da die neuen Samaritaner ein ganz von den alten Israeliten verschiedenes neues Mischvolk mit überwiegenden aramäischen Elementen, wie ihre Sprache, waren d): folglich, wenn sie eine eigne von ihrem heiligen Buch unabhängige Schrift gehabt hätten, diese eher eine aramäische seyn würde; wenn anders — was ich freilich sehr bezweifle —

---

a) Gesenius Gesch. §. 43, 2. 3 gegen Bauer crit. s. §. 12. p. 126.

b) de Wette Beiträge zur Einl. ins A. T. 1, 214. Gesenius comm. de Pentat. Sam. orig. etc. p. 9, und die älteren in de Wette Einl. ins A. T. §. 86. not. e. angeführten Schriftsteller.

c) Gesenius Gesch. §. 42 S. 153. In der comm. de Pentat. Sam. p. 16, glaubt er nach Steph. Morinus II. c. 7. p. 209 ff. sogar aus den Varianten erweisen zu können daß sie den Pentateuch in Quadratschrift, erhalten und erst in ihre phönikische umgeschrieben haben; eine Art der Beweisführung die in der Kritik sich sehr verdächtig gemacht hat.

d) Vergl. 2. Kön. 17, 24 ff. daher auch im Talm. stets Kuthäer genannt.

der aramäische Charakter so weit hinaufsteigt. Die positiven Gründe für meine Behauptung daß die Samaritaner ihre jetzige Schrift erst durch den Pentateuch von den Juden erhalten haben, sind folgende: 1) Die samaritanische Schrift (die man übrigens am besten nach der Probe aus einer sehr alten Handschrift bei Blanchini II., 604 beurtheilt) weicht in mehreren nicht unbedeutenden Puncten von der auf phönikischen Denkmälern ab: stimmt aber in allen charakteristischen Abweichungen mit der althebräischen auf den makkabäischen Münzen überein; nur mit etwas verkünstelteren unsteteren Zügen, wie schon der Unterschied der Schreibwerkzeuge mit sich bringt.

Dahin gehören namentlich die horizontalen Grundstriche im Beth, Mem, Nun (wahrscheinlich auch Kaph, wenn dieß auf den makk. Münzen vorhanden wäre), die — wenigstens was ב und נ betrifft — auf phönikischen Denkmälern unerhört sind; ferner die eckigen Köpfe des Beth, Daleth (hier selbst mit dem überhängenden Querbalken) und besonders Ain, welches letztere nie auf phönikischen Denkmälern in eckiger Gestalt vorkömmt; endlich die ganz abweichende Gestalt des Tsade und Vau, so wie der auf den makk. Münzen nicht vorkommenden Buchstaben Zain und Samech; vgl. auch noch Aleph, Cheth, Lamed, Schin, in welchen ebenfalls ein näheres Verwandtschaftsverhältniß mit den althebräischen Figuren deutlich ist. Die einzige scheinbare Abweichung vom Hebräischen (aber noch mehr vom Phönikischen) ist im Tau; allein abgesehen davon daß die samaritanische Figur ࠕ in graphischer (leicht nachweisbarer) Verwandtschaft mit der hebräischen Kreuzfigur X steht, und sich zu dieser gerade so verhält wie das samaritanische Aleph ࠀ zum hebräischen 𐤀: so wird Schein erinnert worden ist a), daß die Makkabäer die alte

die frühere Identität gerade dieser Figuren durch ein altes Zeugniß beglaubigt (wovon sogleich). 2) Zu diesem graphischen Zeugniß kömmt ein historisches: nämlich die bekannte wiederholte Aussage des Hieronymus daß früher (vor Einführung der Quadratschrift bei den Juden) beide Nationen einerlei Schrift gehabt, nebst der speciellen schon von Origenes beigebrachten Angabe daß das Tau in dieser Schrift die Figur eines Kreuzes gehabt a). Man hat zwar wegen des angeblichen Widerspruchs in welchem diese letztere Angabe (nebst einer andern, wovon unten die Rede seyn wird) mit jenem allgemeinen Satze stehen soll, die Autopsie und Zuverlässigkeit des Kirchenvaters in Anspruch genommen b); allein gegen dieses Urtheil — wobei man zu sehr von der zufälligen kalligraphischen Außenseite des samaritanischen Schriftcharakters in den heutigen Handschriften oder gar in den Drucken ausgegangen zu seyn scheint — habe ich folgendes zur Rechtfertigung des K. V. zu erinnern: a) daß zwei Schriftarten die in so vielen charakteristischen Eigenheiten zusammenstimmen wie ich oben gezeigt habe, mit vollem Rechte einerlei genannt werden können, selbst wenn in einem Buchstaben sich eine Abweichung zeigte; b) daß aber dieser angeblich ganz verschiedene samarita-

---

a) Hieronymus prolog. gal. ad lib. Regg.: „ad illud usque tempus (Esrae) iidem Samaritanorum et Hebraeorum characteres fuerunt.“ Comment. in Ezech. 9, 4: „antiquis Hebr. literis, quibus usque hodie utuntur Samaritani, extrema Tau litera crucis habet similitudinem.“ Vergl. Origenes zu derselben Stelle (in Montfaucon Hexapl.): „τα ἀρχαια στοιχεια ἐμφερες ἐχειν το θαυ τῳ του σταυρου χαρακτηρι“ (als Aussage eines bekehrten Juden).

b) Michaelis orient. Bibl. 22, 129 f. Gesenius Gesch. §. 42, 3. S. 151 f. u. §. 46, 1. Selbst Kopp §. 107 ff. hat nichts dagegen eingewendet, sondern nur den mit Unrecht in diese Sache verwickelten Origenes zu retten gesucht, indem er die Aeußerungen des H. als Interpolationen der orig. Stellen darstellt.

nische Buchstabe Tau selbst in seiner vorliegenden Gestalt in genauer graphischer Verwandtschaft mit der althebräischen steht, wie ich ebenfalls gezeigt habe; endlich c) daß wahrscheinlich damals die samaritanische Schrift bei aller sonstigen Stabilität von den geschmacklosen kalligraphischen Künsteleien die die Gestalt der meisten Buchstaben verhüllen ja zum Theil entstellen (vergl. besonders Vau, Zain, Cheth, Samech, Tsade, Coph), so wie namentlich von der Ausartung der alten Kreuzfigur des Aleph und Tau in die heutige Spielart derselben noch frei, folglich die Identität mit der althebräischen noch unverkennbarer war als jetzt. Mag aber Hieronymus die alte Schrift aus eigner Anschauung gekannt haben oder nicht; seine Aussage hat ihre Stütze oder Quelle 3) in der jüdischen Tradition die sich auch im Talmud findet, wonach die Juden ihr Gesetz früher mit einer andern rohern Schrift (רעץ genannt, über dessen Sinn unten) geschrieben, diese aber nach dem babylonischen Exil den Idioten (הדיוטות) d. i. den Samaritanern überlassen und sich ihre gegenwärtige gewählt haben a). Wegen dieser Abkunft heißt auch jene ältere zu den Samaritanern übergegangene Schrift stets die hebräische (עברי, im Gegensatze zu der neuern die אשורי genannt wird); nicht nur bei den Talmudisten, sondern auch bei den Samaritanern bis auf den heutigen Tag b). Andre Traditionen bei Buxtorf l. c. §. 49. sprechen diese Mittheilung des Gesetzes und der Schrift an die Samaritaner noch bestimmter aus, indem sie sie auf den Grund von

---

a) Gemar. bab. Sanhedr. fol. 21, 2. 22, 1. hieros. Megilla fol. 71, 2. 3. (vgl. Sota fol. 21, 3). Vergl. darüber Buxtorf diss. de litt. hebr. antiq. (in dessen dissertt. philol. theol. IV.) §. 14, 42. Lightfoot hor. talm. ad Matth. 5, 18.

b) Vgl. den Brief der Samaritaner in Eichhorns Repert. 13, 283. vgl. 265 f.

2. Kön. 17, 25 ff. auf Befehl des assyrischen Königs durch jüdische Priester geschehen lassen. Obgleich alle diese Traditionen in ihren Angaben über Zeit Urheber und Motiv a) dieser Begebenheit der Schriftgeschichte keine Auctorität für uns seyn können: so bleibt doch das Factum unumstößlich daß die samaritanische Schrift von jeher bei Juden und Samaritanern für einerlei mit der sonst bei den Juden gebräuchlichen, und für eine von diesen mitgetheilte gegolten hat b). Dieses Verhältniß bestätigt sich auch 4) noch durch einen innern Grund, nämlich die unveränderte Beibehaltung dieser Schrift (die kalligraphische Ausstattung abgerechnet) bei den Samaritanern während einer so langen Zeit. Dieses Benehmen der Samaritaner — besonders den sonst in Ansehung ihrer heiligen Schrift so scrupulösen Juden gegenüber, und in dem Mutterlande so vieler Schriftgestaltungen — erklärt sich nur aus der superstitiösen Ehrfurcht gegen eine von außen zugekommene heilige Schrift, die bei dem Mangel einer einheimischen frühern Schrifttradition, ein todter feststehender Typus werden muste; und wenn gleich die nächste und wirksamste Ursache der Stabilität einer Schrift in dem Gesetz der Absonderung liegt (vgl. die hebr. Q. S., die äthiopische, die abendl. Capital): so liegt eben das auffallende darin, daß eine Schrift die

a) Ein ganz richtiges Moment für die Entstehung des Quadratcharakters liegt dagegen in der Combination mit dem Aufkommen des aramäischen Idioms bei den Juden in der Aussage des Mar Zutra (oder Mar Ukba) in der oben angegebenen talmudischen Stelle Sanh. fol. 21, 2.

b) Wenn Hieronymus a. a. O. dies so darstellt als ob die Samaritaner bis zu jener Katastrophe mit den Juden einerlei Schrift gehabt hätten (also schon vor Ezra): so ist das eine ihm eigne falsche Auffassung der jüdischen Ueberlieferung, in die aber Wahrheit kommt sobald wir die chronologische Combination mit Ezra wegdenken.

bereits einen starken Ansatz zur Bindung gemacht und sich bei Syrern und Juden vollends in eine abgeschliffene Cursiv verwandelt hat, bei den Samaritanern ganz in dem Zustande wie sie ihnen überliefert worden festgehalten, gleichsam im Beginn des Flüssigwerdens erstarrt und streng abgesondert geblieben ist, selbst im Gebrauch des gemeinen Lebens. Ganz derselbe Fall ist dünkt mich bei den Aethiopiern. Doch schon übergenug über einen blossen Nebenpunct unserer Untersuchung.

Wenn man die Entstehung der Quadratschrift bisher zu hoch hinaufgesetzt hat: so scheint sie dagegen Kopp, der sie §. 101. 115 — wenigstens in ihrer heutigen Ausbildung — in das vierte Jahrhundert nach Chr. Geb. verweist, zu tief herabzusetzen. Er läßt sich hauptsächlich von dem Umstand leiten, daß der palmyrenische Charakter aus welchem sie hervorgegangen, noch im dritten Jahrhundert gangbar ist. Allein gesetzt auch daß die Q. S. im strengsten Sinn (d. i. durch ein äußeres historisches Factum) von der palmyrenischen abstamme: so würde doch daraus nicht folgen, daß aus dieser bei einem andern Volke nicht eher eine Tochter habe hervorgehen können als bis die Mutter ganz ausgelebt (physisch betrachtet ist das sogar eine Unmöglichkeit). Hat doch auch der aramäische Charakter nicht gewartet bis der phönikische abgestorben war, der bekanntlich auf phönikischen Denkmälern noch lange nach Christus fortdauert! Daß aber im vierten Jahrhundert die hebräische Quadratschrift in ihrer vollständigen heutigen Gestalt, sogar mit allen ihren kalligraphischen Verzierungen, bereits längst bestand, ist nicht schwer zu beweisen.

1) Alle Beschreibungen und Andeutungen hebr. Buchstabenfiguren sowohl im Talmud als bei Hieronymus

treffen aufs genaueste mit den heutigen überein. Beide kennen die 5 Finalbuchstaben und bezeichnen dieselben Buchstaben als ähnlich und der Verwechslung ausgesetzt die es im heutigen Alphabete — und zwar zum Theil nur durch die besondere kalligraphische Gestaltung desselben (parvo apice, wie sich Hieron. ausdrückt) und in keinem andern Alphabete — sind, wie ב und כ, ד und ר, ת und ח, ו und י, ז und ן, ם und ס a). Die kalligraphischen Zierrathen womit das Synagogenexemplar ausgestattet wird — wie die Taggin auf den Buchstaben שעטנזגץ, die Spitze auf dem gebrochenen Dach des ח — und viele andere Vorschriften für die Orthographie der Torah sind bereits im Talmud vorhanden b); und bezeugen

a) Die talm. Hauptstelle Schabb. fol. 103, 2. 104, 1. Vgl. Megill. hieros. fol. 71 ff. Stellen des Hieronymus bei Jo. Morinus exercc. bibl. I, 3, c. 1. 6, c. 11. Montfaucon praelim. in Hexapl. p. 23 ff. O. G. Tychsen in Eichhorn Repert. 3, 140. Dahin gehört auch die vielbesprochene Stelle ep. 136 ad Marcellam, worin er — nachdem er anderwärts (im prol. gal.) nach dem Vorgange des Origenes (bei Montfaucon prael. Hexapl. p. 86) erzählt hatte daß alte griech. Handschriften den Namen Gottes יהוה mit althebr. Buchstaben schrieben — die Notiz beibringt, daß unwissende Abschreiber das Wort ΠΙΠΙ gelesen haben. Dies bezieht sich offenbar auf die heutigen, nicht auf die althebr. Buchstaben, wie jetzt anerkannt ist (Gesenius Gesch. §. 46, 1. und die Not. 101. angef. Schriften); und man braucht sich nicht einmal deshalb auf einen angeblich ältern Charakter der Schrift zu berufen, da eine bloße Aehnlichkeit zu einer Verwechslung hinreicht. Daß wenigstens zur Zeit des Hieron. ה und ח, ך und ר schon verschieden waren, geht aus Stellen wie Quaest. in Genes. 14, 5. 41, 18. hervor. Wenn man übrigens daraus die Unkenntniß des H. von der ältern Schrift hat schließen wollen, so hat dagegen Kopp §. 108. mit Recht erinnert, daß H. hier nicht bestimmt von alten Handschriften und Buchstaben, sondern im allgemeinen redet; Origenes aber die alte Schrift auf die genaueren Handss. einschränkt.

b) Namentlich Menach. fol. 29 ff. Schabb. 103 ff. Megill. hieros.

daß die hebräische Schönschrift unter der strengen Obhut kleinlicher superstitiöser Gesetze schon längst ihre völlige Ausbildung erlangt hatte und ein fester unveränderlicher Typus geworden war, wie er auch indessen geblieben ist. —

2) Die Schriftveränderung ist aber nicht nur zur Zeit des Talmud und des Hieronymus sondern sogar des Origenes schon so alt und unvordenklich, daß sie sich ins Dunkel der Fabel gehüllt hat und in der gemeinen Sage dem Ezra, von den meisten Talmudisten (z. B. Judah dem Heiligen) aber Gott zugeschrieben wird a), der nach Menach. fol. 29, 2. eine besondere Sorgfalt den Taggin gewidmet hat. Daher auch die Ungewißheit der Talmudisten über den Sinn der Namen der alten und neuen Schrift רעץ und אשורית, und ihre verschiedenen meist ungereimten Deutungen (wovon hernach).

3) Selbst in der Mischnah glaube ich Spuren der heutigen Schrift gefunden zu haben: theils in dem schon hier gebrauchten Namen der heutigen Schrift אשורית (Megilla 1, 8. 2, 1. 2. Jadaim 4, 5); theils in der Erwähnung des Falls daß einer aus Versehen statt ח zwei ז schreibt, was nur auf die heutige Gestalt des ח und zwar mit durchbrochenem Dach (זז statt ח) paßt.

4) Die viel misbrauchte Stelle Matth. 5, 18. von dem Jod, als sprüchwörtliches Beispiel eines kleinen Buchstaben, beweist wenigstens daß die althebräische

---

c. 1. bes. fol. 71 ff. Daraus die Zusammenstellung der Vorschriften über die Synagogenrolle in dem gründlichen Buche Waehner antt. hebr. sect. 1. c. 45.

a) Vgl. Origenes bei Montfauc. prael. Hex. p. 86. Hieronym. prol. gal. und die oben angeführten Stellen des Talmuds. Sanhedr. 21, 2 f. Megill. hieros. f. 71, 2. 3.

Schrift nicht mehr im Gange, sondern entweder die palmyrenische oder die Quadratschrift eingetreten war. Auf die griechische (an die Kopp §. 106. denkt) kann es sich nicht beziehen, da vom Gesetzbuch die Rede ist, und Jesus nicht griechisch sprach a).

Ich finde daher die schon von Whiston (bei Carpzov crit. s. p. 926 ff.) ausgesprochene Vermuthung daß die Q. S. im 1. oder 2. Jahrhundert nach Christo zur heutigen Gestalt ausgebildet worden sey, unter den mir bekannten der Wahrheit am nächsten, bin aber nicht geneigt in einer so dunkeln Sache eine bestimmtere Angabe zu wagen.

Anm. Bei diesem hohen Alter des heutigen Quadratcharakters ist es eben nicht zu verwundern daß das Durchwühlen so vieler hebräischen Handschriften bei der großen Variantenjagd des vorigen Jahrhunderts, zu keinen paläographischen Ergebnissen über die allmälige Bildung dieses Charakters geführt hat; selbst wenn diese Handschriften-Vergleichung soliderer Natur gewesen wäre als sie es meistens war. Das wenige was ich von Handschriftenproben gesehen habe — selbst die ältesten und besten nicht ausgenommen — bleibt weit hinter der Bestimmtheit zurück die schon im Talmud vorgeschrieben ist, und die ich in den Synagogenrollen beobachtet gesehen habe — bietet also nur Beispiele der Nachlässigkeit die man sich in gemeinen Handschriften erlauben durfte. Aus diesem Grunde kann ich auch auf die in Montfaucon prael. Hex. p. 22. Lehrgeb. der Dipl. 2, Taf. 8 u. a. aus griechischen und lateinischen Handschriften mitgetheilten

---

a) Pfannkuche in Eichhorns Bibl. d. bibl. Lit. 8, 430 f.

hebräischen Alphabete nichts halten, sondern muß sie für nichts anders als Producte der Willkühr und Ungeschicklichkeit erklären. Diese verräth sich deutlich an der Inconsequenz und Abenteuerlichkeit einzelner Figuren (zum Theil wahre monstra, daher auch Montfaucon gesteht nur eine Auswahl gegeben zu haben): aber die Mischung alter und neuer Figuren und ihre Unvereinbarkeit mit dem beglaubigten historischen Bildungsgang, macht sie meines Erachtens allein schon für den historischen Forscher unbrauchbar; daher ich mich wundere daß ihnen selbst Kopp §. 231 ff. noch so viel Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Nun endlich noch einige Worte über

Herkunft und Vaterland der Q. S.

Alle bisherigen Ableitungen sind darin einig daß die Q. S. ausländischer Abkunft, und irgend einmal von den Juden angenommen und ihrer frühern substituirt worden sey. Als das Vaterland ist von jeher, auf den Grund erwähnter jüdischer Sagen, Babylon angesehen worden; und dies ist auch nach Kopp's Untersuchung bei den neuesten Schriftstellern darüber (Eichhorn in der 4. Ausg. der Einl. ins A. T. §. 66. und Ewald in der hebr. Gramm. §. 19, 2.) im Besitz geblieben, ungeachtet sie die Einführung durch Ezra aufgegeben und sich für eine allmälige Einführung durch babylonischen Einfluß entschieden haben, indem sie den von Kopp nachgewiesenen vermittelnden aramäischen Charakter ohne weiteres von den Babyloniern verstehen. Eichhorn läßt sogar diese Verwandlung nach wie vor mit dem babylonischen Exil beginnen, ohne zu merken wie sehr er sich dadurch mit dem neuangenommenen System, und namentlich mit dem von ihm selbst §. 67. Not. n. hervorgehobenen Datum in Widerspruch setzt;

was durch die ex post als kalligraphisches Muster zur Concurrenz zugelassene palmyrenische Schrift nicht wieder gut zu machen ist. Die einzig zulässige Weise der Ableitung von Babylonist — wie Ewald gethan — sie von den sogenannten chaldäischen Paraphrasten um Christi Zeit abzuleiten a). Für den literarischen Verkehr zwischen den palästinischen und babylonischen Juden läßt sich das Daseyn einiger babylonischen Producte in der Reihe der Apokryphen, und der Uebergang des berühmten Hillel, des Begründers der in der jüdischen Rechtslehre herrschenden Schule, aus Babylon nach Palästina anführen b); nur nicht diese Paraphrasten selbst, um deren babylonische Abkunft besonders es noch immer sehr mißlich aussieht. Aber auch abgesehen von diesem letztern Umstand habe ich gegen die babylonische Abkunft der Q. S. folgendes zu erinnern:

1) Die Denkmäler auf denen der vermittelnde aramäische Charakter sich findet, sind syrische, nicht babylonische; von der babylonischen wissen wir aus dieser Zeit nichts (und überhaupt nicht viel, denn der bekannte babylonische Backstein will nicht viel sagen), und es ist unerwiesen daß die Veränderung im Westen sich auch auf diese erstreckte. 2) Der politische Einfluß des Ostens hört mit der Zertrümmerung des persischen Reichs, besonders aber seit Losreißung der östlichen Provinzen durch die Arsakiden ganz auf, und der syrische tritt an seine Stelle. Auch ist die jüdische Volkssprache offenbar hauptsächlich erst von dieser Seite her aramaisirt worden c). Ich muß aber noch wei-

a) Aehnlich schon Löscher de causis. ling. lebr. p. 209, der sie durch die babylonischen Juden, als fleißige Bibelforscher, ausbilden läßt, freilich in einer weit frühern Zeit.

b) Vgl. auch Pfannkuche in Eichhorns Bibl. 8, 417 ff.

c) Vgl. Gesenius Gesch. §. 13. Der Talmud nennt an zwei gleichlautenden Stellen Baba kam. fol. 83, 1. Sota 49, 2. die palästinisch-aram. Landessprache סורסי (συριστι), im Gegensatz

ter gehen, und nur gerade heraus sagen daß ich nicht nur von einer bab. Schrift, sondern auch 3) von einer babylonischen (chaldäischen) Sprache, als einer eigenen von der syrischen verschiedenen und zwar lebendigen dortigen Volkssprache, nichts historisch oder philologisch gehörig begründetes weiß; sondern das was uns unter diesem Namen bekannt ist, für nichts anders als einen jüdischen (und zwar palästinischen) Reflex des aramäischen (syrischen) Idioms halten kann a) (ohne

der babylon. aram. die ארמי heißt; und die Glosse zu Sota l. c. u. Pesach. 61, 1. bemerkt von der erstern daß die auswärtigen (christl.) Gelehrten sie lingua syria nennen, und die jerusalemische Gemarah darin abgefaßt sey. Wenn in palästinisch-hebräischen Schriften wie Gem. hierosol. Sota fol. 21, 3. und Beresch. rabb. fol. 83, 4. סורסי auch von dem biblischen Chaldaismus, also gleichbedeutend mit ארמי gebraucht wird: so ist das ein ungenauerer Sprachgebrauch, den sich schon die Toseph. zu Bab. kam. l. c. und Bab. bathr. fol. 90, 2. aus der Verwandtschaft beider Dialekte erklärt, und dem die Glosse zu Pesach. l. c. selbst folgt indem sie סורסי durch ארמי erklärt, ungeachtet sie anderwärts unterscheidet. Daß der babyl. Talmud selbst Pesach. l. c. beide ausdrücklich für einerlei erkläre, wie Pfannkuche a. a. O. S. 453. behauptet, beruht auf einem Versehen: indem er der nicht selbst nachgeschlagenen Stelle, die nur לשון סורסי הוא hat, aus Buxtorf. lex. talm. u. d. W. das dort zur Erklärung gebrauchte ארמי als vermeintliches Texteswort beifügte.

a) Indem ich mir einen gründlicheren Erweis meiner Behauptung für eine andere Gelegenheit vorbehalten muß, bemerke ich hier einstweilen nur folgendes: 1) Die Denkmäler aus denen wir die angebl. babyl. Sprache kennen, sind bekanntlich nicht babylonische sondern lediglich jüdische; sie sind aber auch nicht einmal von babylonischen Juden, sondern erweislich sämmtlich palästinischen Ursprungs und der Glaube: daß sie babyl. Sprache enthalten, beruht eigentlich nur auf der Combination mit dem bab. Exil, und der Annahme daß die Juden all ihr Aramäisches dort her hätten. 2) Es fehlt der Sprache an allem eigenthümlichen Gepräge, wodurch ein besonderer Dialekt constituirt würde. Alle Abweichungen vom Syrischen sind theils rein eingebildet, theils hebräischen Ursprungs. Eingebildet ist die eigene Vocalaus-

darum die Existenz eines eignen bab. aram. Dialekts an sich läugnen zu wollen). 4) Die talmudische Benen-

---

sprache, die (wie schon Michaelis Abh. von der syr. Sprache §. 2. S. 11 ff. richtig bemerkt) sich bloß auf unsre Weise das Hebräische auszusprechen gründet, welcher bekanntlich eine andere gegenüber steht die der syrischen entspricht; so wie denn diese Varietät sich in mehreren Sprachen im Laufe der Zeit einstellt. Daß aber dieser Unterschied noch zur Zeit Christi nicht bestanden hat, ergibt sich aus den griechisch geschriebenen syrischen Wörtern im N. T. Alle wirklichen Abweichungen des Chaldäischen vom Syrischen sind offenbare Hebraismen, zum Theil — namentlich die des biblischen Chaldaismus, wo das Hebr. noch mächtiger ist — ganz dem aram. Genius zuwider, z. B. der Artikel, das Hophal; manches freilich auch wol einem ältern Aramaismus angehörig als das heutige Syrische, z. B. die Endung des stat. def. plur. ־ַיָּא statt des syr. zusammengezogenen אֵ. 3) Es fehlt aber auch an allen historischen Zeugnissen für einen solchen Dialekt. Ueberall ist bei älteren Schriftstellern nur von einer einzigen Sprache im ganzen Orient bis an den Tigris (ארם, Συρια, Ἀσσυρια) die Rede (Strabo 2, 58. Michaelis Abh. §. 2. S. 7.), die die aramäische oder syrische heißt (namentlich von der babylonischen Xenoph. Cyrop. 7, 5, 31. vgl. 7, 3, 17. Dan. 2, 4. Vulg. und Hieron. ad h. l. 2. Kön. 18, 26.; von der mesopot. Gen. 31, 47.; von einem jüdischen Targum woraus der Zusatz der Lxx zu Hiob 42, 17 genommen ist: βιβλος συριακη). Eine Eintheilung in West- und Ostaram (Michaelis Abh. S. 8. Eichhorn Gesch. der Lit. 5, 1. §. 60 ff. u. v. a.) ist weder in politischer, noch geographischer, noch sprachlicher Hinsicht begründet: sondern bloß eine späte christl.-kirchl. (Assemani B. O. I, 412. 557. II, 252. 313. 396 f. hauptsächlich in Bez. auf die Patriarchen des Orients und Occidents III, 59. und die Nestorianer 306. 587., aber schwankend II, 305 vgl. III, 193. 587.); daher auch Michaelis a. a. O. und die ihm folgen die Gränzlinie auf eine sonderbare Weise mitten durch Mesopotamien ziehen und das nördliche zum Westen schlagen müssen. Eine Dialekteintheilung enthält zwar Barhebraeus bei Assemani I, 476., aber — abgesehen von der viel spätern Zeit — eine verschiedene, worin Mesopotamien und das eigentliche Syrien als die beiden Hauptdialekte (nur hinsichtlich des feinern Sprachgebrauchs), Babylonien und Assyrien als barbarische

nung der Quadratschrift, כתב אשורי a), die man nach der Erklärung einiger Talmudisten assyrisch übersetzt und gleichbedeutend mit babylonisch nimmt — der wichtigste Beweis wenn er stichhaltig wäre — kann ich in diesem Sinne nicht gelten lassen. Daß das Wort Assyrien bei der weitschichtigen Bedeutung in der es bei Classikern vorkommt (und die sich aus dem großen Rufe dieses kaum aus dem mythischen Nebel der asiati-

---

Gränz- und Mischdialekte bezeichnet werden. Eben so wenig brauchbar ist die Notiz desselben (ebendas. II, 407. IV, 379.) von der Verschiedenheit der Aussprache zwischen den Nestorianern und den westlichen Syrern (Jakobiten) seit dem 5. Jahrh., von welcher schon Assem. ll. cc. und III, 100. mit treffender Hinweisung auf die syr. Wörter des N. T. bemerkt daß sie nicht ursprünglich sey. Das älteste wirkliche Zeugniß von einem babyl. Dialekt ist das oben angeführte talmudische, wo er unter dem Namen ארמי dem palästinischen סורסי gegenüber gestellt wird: aber das bezieht sich bloß auf das spätere hebr. aram. Gemisch das die Juden redeten. — Demnach stellten sich die bisherigen chaotischen Vorstellungen von den aramäischen Mundarten, nach Ausscheidung des unerweislichen und misverstandenen, etwa so: 1) In dem ganzen Strich vom mittell. Meer bis an den Tigris kennen wir — besonders nach dem Aussterben des Hebr. — nur eine einzige Sprache, die aramäische oder syrische; deren Hauptsitz und früheste Bildungsstätte Edessa und Nisibis waren, von deren Dialekten wir aber nichts näheres wissen. 2) Durch den Uebergang zu den Juden bildeten sich Mischungen doppelter Art: a) aramäische Spr. hebräisch gefärbt, stärker in den bibl. Stükken, schwächer in den Targg. b) umgekehrt hebräische Spr. aramäisch gefärbt = neuhebräisch, im Talmud und bei den Rabbinen.

a) Gewöhnlich schreibt man כ׳ אשורית als ob כ׳ femin. wäre, und allerdings kommt es so zuweilen schon im Talmud vor, aber misbräuchlich. Die Regel ist entweder כ׳ אשורי oder אשורית allein, als adverb., und aus beiden ist erst jene phrasis hybrida zusammengesetzt worin אשורית adverb. bleibt; wirkliches femininum ist es nur in der seltenen Phrase כתובה אשורית. Beispp. s. in Buxtorf lex. talm. u. d. W.

schen Vorwelt hervortretenden Reichs erklärt) auch Babylonien umfaßt, oder daß in dem A. T. auch nach dem Sturze des Reichs noch zuweilen von Assur die Rede ist, und die babylonische Dynastie mit der assyrischen vermischt wird beweist nicht: daß das Wort eine specielle Beziehung auf Babylon gehabt, oder gleichbedeutend damit gewesen sey (im Gegentheil bezeichnet es im A. T. da wo es nicht im ursprünglichen Sinne steht, fast nur Mesopotamien, d. i. die Länder am Euphrat und Tigris). Noch weniger aber wird das babylonische Exil — worauf er sich doch nach der talmudischen Erklärung beziehen soll — je durch diesen Ausdruck bezeichnet; abgesehen davon daß diese Beziehung bereits oben durch den graphischen Gegenbeweis widerlegt ist, also ihren Zweck und Grund verloren hat. Am wenigsten endlich findet sich in der spätern Geschichte, nach dem Exil, ein Grund zu einer solchen Bezeichnung Babylons. Der Ausdruck steht isolirt und ohne Zusammenhang mit dem sonstigen Sprachgebrauch da, und ist lediglich ein talmudischer, aber den Talmudisten schon dunkel gewordener und daher verschieden gedeuteter terminus technicus der neuern hebr. Schrift. a) Ich könnte mich damit begnügen eine un-

---

a) Ausdrücklich bezeugt dies Gemar. hieros. Sot. 21, 3.: „אשורי ist eine Schrift und keine Sprache, עברי ist eine Sprache und keine Schrift: (die Juden) haben sich die Schrift אשורי und die Sprache עברי erwählt" (in Bezug auf die Sage Sanhedr. bab. fol. 21, 2. von der Schriftveränderung unter Ezra); und damit stimmt der talmudische Sprachgebrauch des אשורית in der Regel zusammen. Sofern sie aber als lediglich heilige Schrift Correlat der heiligen Sprache ist, steht sie auch meton. für letztere, oder schließt sie vielmehr ein: und es heißt z. B. קראכתב אשורית und שמע א׳ (Mischnah Meg. 1, 8. 2, 1. 2. Gem. hieros. Sot. 21, 2.), wo von der hebräischen Originalsprache im Gegensatz der Uebersetzungen, die auch eine andere Schrift haben, die Rede ist; auf eine ähnliche Weise wie der Gegensatz von מרקא (Originaltext) und

statthafte Deutung eines räthselhaften und vielleicht nie ganz befriedigend zu erklärenden Ausdrucks zurückgewiesen zu haben, ohne zu einer bessern verpflichtet zu seyn: doch will ich das meinige thun. Es liegt allerdings am nächsten ihn als Eigennamen, als Bezeichnung des Volks oder Landstrichs woher die Schrift gekommen, zu nehmen: und dann weiß ich ihn nicht anders zu erklären als daß er nach griechischem Sprachgebrauch a) s. v. a. syrisch heißen soll, was allein zu den oben dargelegten geschichtlichen Verhältnissen paßt. Wie die Juden freilich zu diesem Ausdruck gekommen sind, und warum sie nicht den damals im Griechischen wie im Syrischen gangbaren סורי — wie auch die Araber ihre älteste von den Syrern erhaltene Schrift nennen b) — oder סורסי, wie für die Sprache (s. oben), gebraucht haben: darauf weiß ich

---

תרגום (aramäische Uebersetzung) zur Bezeichnung der beiderlei Sprachen dient, z. B. Megill. bab. fol. 8, 2 f. Daher die Glosse in solchen Fällen לשון הקדש = אשורית. Keineswegs aber gibt es eine לשון אשורי, lingua assyriaca, wie Lightfoot hor. ad Act. 6, 1. u. a. fälschlich daraus geschlossen haben. Umgekehrt irrte O. G. Tychsen im tentam. p. 56, indem er in den Wörtern מדית, יונית, אשורית ꝛc. (Schabb. f. 115, 1. Soph. c. 1, 7.) bloß eine Bezeichnung der Schrift sah und es ist bekannt, zu welchem Misgriff ihn dieser Irrthum verleitete.

a) Ueber die Verwechslung der Ausdrücke *Ἀσσυρία* und *Συρία* bei den Griechen und Römern s. Bochart geograph. s. II. c. 4. IV, c. 34. Jablonsky opuscc. ed. te Water III, 130 f. Unstreitig ist der letztere, der rein griechischen Ursprungs ist, aus dem erstern hervorgegangen durch eine Verstümmelung des Worts, vielleicht aus einem ähnlichen Misverständniß wie die Araber aus Alexander Eskander gemacht haben, indem sie die erste Silbe für den Artikel hielten.

b) In einer Handschrift des Hrn. v. Schwachheim zu Wien bei Adler bibl. krit. Reise S. 15 f. Vgl. Hagi Chalfa bei Silv. de Sacy mem. de l'acad. p. 252.

freilich nichts genügendes zu antworten a); auch habe ich noch einen andern weiter unten darzulegenden innern Grund dagegen. Wahrscheinlicher ist mir daher eine appellative Bedeutung, zu der sich auch die Mehrzahl der Rabbinen hinneigt; deren Erklärung durch מאושרת beatificata, beata ich zwar nicht annehme, aber doch nicht so geradezu verwerflich finde wie Gesenius Gesch. §. 41, 1. Ich folge in meiner Deutung dem Fingerzeige den der Gegensatz mit dem oben angeführten Namen der alten Schrift רעץ gibt. Dieser bedeutet gebrochen, zerrissen: und geht offenbar auf die zerfetzten überall auseinandergehenden, von hervorstehenden Sparren und Splittern starrenden, unregelmäßigen Figuren der althebräischen und samaritanischen Schrift; wie sie dem kalligraphischen Geschmack der Juden im Gegensatz gegen die abgeschliffenen, gedrungenen, geschlossenen, mit Schirmdächern versehenen, gleichförmigen Figuren der Quadratschrift erscheinen muste. Diesen kalligraphischen Charakter der letztern, im Vergleich mit der erstern aufgefaßt, finde ich nun in dem Worte אשורי auf eine nicht unpassende Weise bezeichnet: denn das Wort אשר, part. pass. אשור, drückt gerade das starke, feste, castell- und mauerartig geschirmte und gestützte aus, was — wie oben dargethan worden — den Charakter der Quadratschrift ausmacht, und späterhin durch מרבע quadratus bezeichnet worden ist. b) Viel-

a) Indessen hat, wie ich eben mit einiger Verwunderung sehe, doch schon Buxtorf lex. talm. das Wort durch assyriacus, syriacus erklärt.

b) Aehnlich erklärt es schon Michaelis O. B. 22, 133. durch geradlinig; und darauf scheinen auch mehrere Rabbinen (bei Buxtorf diss. §. 20.) hinauszuwollen, namentlich A. de Balmis, der es מיושרת באותיותיו, d. i. rectissima in literis suis erklärt.

leicht hat das Wort namentlich Beziehung auf die hinzugekommenen Grundstriche, auf denen (besonders in der Schwesterschrift, der Estrangelo) die Buchstaben wie auf einer Unterlage ruhen. Auf diese Art träte die Benennung in eine gewisse Analogie mit einem Kunstausdruck von der himjaritischen (d. i. äthiopischen) Schrift مسند a), gestützt, d. i. fest, stark.

Diese Gründe sind zunächst negativ gegen den babylonischen Ursprung der Q. S. gerichtet, aber sie sind zugleich — wenigstens die drei ersten — positiv für den syrischen beweisend. Man kann hiezu noch fügen die Analogie der Estrangelo, einer unbezweifelt syrischen Schrift und Tochter der palmyrenischen: die in vielen Buchstabenformen ganz übereinstimmend mit der hebräischen Q. S., in andern ganz nach denselben Bildungsgesetzen nur noch eine Stufe weiter aus dem palmyrenischen

a) Ebn Chilkan bei Pococke spec. hist. Ar. p. 155. Adler descr. codd. cuf. p. 12. Paulus prodidagm. p. 80 f. Silv. de Sacy in Mem. de l'acad des inscr. T. 50, 256. Der Sinn ist freilich streitig. Adler und Paulus geben die Erklärung des Ebn Chilkan منفصلة غير متصلة abgesondert nicht verbunden (wie im Arabischen). Silv. de Sacy aber folgt einer umgekehrten Lesart, die schon Pococke ausdrückt literis inter se implexis minimeque disjunctis, und auch mit der Aeußerung von Hagi Chalfa und Mohammed ben Ishak über die genannte Schrift übereinstimmt. Allein jene erstere paßt allein auf die himjaritisch-äthiopischen Schrift, und wird bestätigt durch Makrizi und Schehabeddin (bei S. de Sacy p. 261 f.), die مسند durch مقطّعة isolirt erklären. Indessen kommt auf diese Erklärungen, die sich an eine Nebensache hängen und den Ausdruck selbst unerklärt lassen, nicht viel an: مسند ist nach der Etymologie des Worts und dem Charakter des äthiopischen Alphabets offenbar nichts anders als gestützte, säulenartig fest- und grade stehende Schrift, wie es Gesenius in der Hall. Encyclop. 5, 53 f. erklärt hat.

entwickelt, sich als eine ächte jüngere Schwester der hebräischen Q. S. erweist. Diese Ansicht findet endlich ihre Bestätigung und Grundlage in den literarhistorischen Verhältnissen der damaligen Zeiten, so weit sie uns bekannt sind. Hienach erscheinen die Syrer — besonders in Mesopotamien — schon von den Zeiten vor Christus an bis tief in die arabische Periode hinein, als der Mittelpunct der griechisch-literarischen Cultur des Orients; im Besitz berühmter Schulen, und als Lehrer der umliegenden Völker, denen sie Christenthum Schrift und literarische Bildung brachten (z. B. den Armenern, Persern, Arabern, Aethiopern). Daraus erklären sich auch die mehrfachen von Kopp nachgewiesenen Schriftentwickelungen bei ihnen, im Gegensatz der Stabilität des Alphabets bei den Phönikern: jene waren ein literarisches Volk von starkem Schriftgebrauch, diese ein heruntergekommenes und wohl nie der literarischen Cultur sehr zugethanes Handelsvolk.

Sonach wäre der auswärtige und zwar syrische Ursprung der Q. S., sowohl graphisch als historisch, so gesichert, daß kaum ein Zweifel dagegen zulässig scheint. Indessen kann ich mir doch diese auswärtige Schriftüberlieferung nicht als ganz passiv, oder als eine eigentliche Vertauschung der einheimischen mit einer ausländischen denken: sondern nur als ein allmäliges Fortbilden des alten einheimischen Alphabets unter auswärtiger Anregung und Einwirkung. Denn 1) zweifle ich ob sich überhaupt eine reine Vertauschung bei einem Volke wird nachweisen lassen das schon eine alte Schrifttradition hat, die doch nicht spurlos weggewischt werden und eine tabula rasa hinterlassen kann. Dies gilt hier um so mehr da die altvaterländische Schrift noch zur Zeit der Makkabäer im Gebrauch erscheint, und seit dieser Zeit der Schriftgebrauch nie

aufgehört hat, im Gegentheil das Abschreiben der heiligen Schriften durch das jetzt immer mehr sich ausbildende Synagogalwesen erst einen rechten Schwung bekommen haben muß. 2) Daß aber der aramäische Einfluß wirklich nicht so mechanisch gewesen ist, ergibt sich factisch daraus daß das palmyrenische Alphabet hier bedeutend verändert, und zwar auf eine organische (d. h. den frühern Bildungsstufen entsprechende) Weise entwickelt erscheint; was bei einer ganz äußerlichen, alle frühere Tradition und Selbstthätigkeit unterdrückenden Mittheilung nicht möglich ist a). 3) Zu mehreren wichtigen Veränderungen liegt der Ansatz schon im althebräischen Charakter auf den makkabäischen Münzen und im samaritanischen Pentateuch, z. B. zu den Grund- und Verbindungsstrichen des ב, כ, מ, נ; sogar schon geöffnete Köpfe des ב und ר finden sich auf den spätern Münzen (Kopp §. 166.). Manche Buchstaben aber lassen sich eher aus der Münzschrift als aus dem Palmyrenischen ableiten, z. B. ה (aus ヨ durch Veränderung der Richtung nach unten wie in der Estrangelo dem Syrischen und Aethiopischen; dann der dritte heruntergehende Strich zu einer leichten Biegung verkürzt wie im phönikisch-maltesischen He; endlich ganz abgeschliffen, vgl. die carpentrasische Figur); auch ט und ק sind ganz phönikisch. 4) Der Hauptgrund für einen auswärtigen Ursprung, der Name אשורית, kann — wie vorhin gezeigt worden — auch anders gedeutet werden. Endlich 5) ist es höchst unwahrscheinlich, ja fast undenkbar, daß die Juden, bei ihrem gerade damals regen Fanatismus für ihre heiligen Bücher, mit Bewußtseyn und ohne scheinbaren Grund eine ausländische Schrift angenommen und ihre altvaterländische aufgegeben hätten.

---

a) Man vergleiche damit das entgegengesetzte Benehmen der Samaritaner, die ihre Schrift als eine heilige erhielten, und mit superstitiöser Treue unverändert fortpflanzten.

Wenn ich nun nach allem diesem die Entstehung der hebräischen Quadratschrift und die großen Schriftveränderungen die sie voraus setzt — und zwar in einem so kurzen Zeitraum von der makkabäischen Zeit bis zur Mischnah, in grellem Abstich gegen die spätere Stabilität des Schriftcharakters — erklären soll, ohne den Knoten durch eine auswärtige Inspiration zu zerhauen: so wäre meine von bloßen Vermuthungen, so viel als es auf einem so dunkeln Gebiete möglich ist, gereinigte Ansicht kürzlich etwa folgende:

Bis auf wenige Jahrhunderte vor Christus, herrschte in ganz Vorderasien bis über den Tigris hinaus: aramäische (syrische) Sprache und phönikische Schrift (so nennen wir sie weil wir sie nur auf phönikischen Denkmälern kennen). Als aber unter den Aramäern mit der aufblühenden literarischen Cultur der Schriftgebrauch stärker wurde kam eine Bewegung in die bisher ziemlich unverändert gebliebene Schrift, deren Wirkung wir auf zwei Arten von westaramäischen Denkmälern finden; die sich aber auch den aramäisch redenden Juden mittheilen, und ähnliche Entwickelungen veranlassen muste: als sie bald nach den Zeiten der Makkabäer, durch das immer häufiger werdende Abschreiben ihrer heiligen Bücher, ebenfalls stärkern Schriftgebrauch bekamen. Bei den Aramäern bildete sich die Schrift ungestört allmälig zu einer Cursiv aus, die wir in der Estrangelo und den spätern syrischen Schriftarten finden. Bei den Juden aber griff bald ein — aus der steigenden Superstition und Spitzfindigkeit des Volks hervorgehender — kleinlicher kalligraphischer Geschmack in die Entwickelung hemmend ein: und brachte sie nach mancherlei diesem Geschmack gemäßen Modificationen, endlich durch das wichtige Gesetz der strengen Absonderung zum völli-

gen Stillstand. In der Tradition prägte sich dieser Unterschied der neuen von der alten Schrift (die man damals noch auf Münzen, alten Handschriften oder bei den Samaritanern a) sehen konnte), als er zum Bewußtseyn kam: durch die Namen רעץ und אשורי aus; die später nicht mehr verstanden, und gewöhnlich theologisch gedeutet, d. i. auf die theokratische Leitung des Volks (Bruch und Versöhnung) bezogen wurden.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

3.

Für grammatisch-historische Interpretation und gegen traditionelle, philosophische und allegorische.

Ein vorläufiger Versuch von

Dr. Aug. Hahn.

Es ist in dem letzten Decennium, besonders in den letzten Jahren desselben, häufig die Behauptung ausgesprochen worden, daß der neuere Rationalismus, welcher durch Immanuel Kant begründet worden sey, einen ganz andern, und zwar entschieden evangelischen, oder doch weit mehr evangelischen Charakter habe, als der ältere, welcher auch Natu-

---

a) Dafür scheint die herabsetzende Art wie von der Schrift רעץ geredet wird zu sprechen; auch deutet die Nachricht bei Eusebius chron. ad ann. 4740, wonach Ezra die neue Schrift erfunden haben soll damit die Juden sich nicht mit den Samaritanern vermischten, einen Gegensatz der N. S. gegen die samaritanische an.

ralismus geheißen und welcher den Glauben an eine göttliche Offenbarung für Wahn erklärt und die heiligen Bücher den menschlichen gleich geachtet und verworfen habe. Schon Kant selbst wollte diesen Unterschied zwischen Rationalismus und Naturalismus geltend machen. a) Allein so wenig die

---

a) Relig. innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Zweite verm. Aufl. (Königsb. 1794. 8.) S. 230 fgg.: „Diejenige (Religion), in welcher ich vorher wissen muß, daß etwas ein göttliches Gebot sey, um es als meine Pflicht anzuerkennen, ist die geoffenbarte (oder einer Offenbarung benöthigte) Religion: dagegen diejenige, in der ich zuvor wissen muß, daß etwas Pflicht sey, ehe ich es für ein göttliches Gebot anerkennen kann, ist die natürliche Religion. Der, welcher bloß die natürliche Religion für moralisch-nothwendig, d. i. für Pflicht erklärt, kann auch der Rationalist (in Glaubenssachen) genannt werden. Wenn dieser die Wirklichkeit aller übernatürlichen göttlichen Offenbarung verneint, so heißt er Naturalist; läßt er nun diese zwar zu, behauptet aber, daß sie zu kennen und für wirklich anzunehmen, zur Religion nicht nothwendig erfordert wird, so würde er ein reiner Rationalist genannt werden können; hält er aber den Glauben an dieselbe zur allgemeinen Religion für nothwendig, so würde er der reine Supernaturalist in Glaubenssachen heißen können. Der Rationalist muß sich, vermöge dieses s. Titels, von selbst schon innerhalb der Schranken der menschlichen Einsicht halten. Daher wird er nie als Naturalist absprechen und weder die innere Möglichkeit der Offenbarung überhaupt, noch die Nothwendigkeit einer Offenbarung als eines göttlichen Mittels zur Introduction der wahren Religion bestreiten; denn hierüber kann kein Mensch durch Vernunft etwas ausmachen. Also kann die Streitfrage nur die wechselseitigen Ansprüche des reinen Rationalisten und des Supernaturalisten in Glaubenssachen, oder dasjenige betreffen, was der eine oder der andere, als zur alleinigen wahren Religion nothwendig und hinlänglich, oder nur als zufällig an ihr annimmt." Daß Kant selbst die Wirklichkeit geschehener Offenbarung bezweifelte, und auch die biblische für eine bloß angebliche und eingebildete (Dichtung) hielt, ist nach vielen Erklärungen, von denen einige gleich mitgetheilt werden sollen, (z. B. S. 150 f. 160 f. u. a. der ang. Schr.) ganz unleugbar.

Geschichte überhaupt, wie nun selbst Gegner, welche noch ein Auge für ihre vielen Zeugnisse aus fast 2 Jahrhunderten hatten, gestanden haben, eine solche Unterscheidung gestattet, eben so wenig begründet erscheint sie, wenn man nur die eigenen Erklärungen des Begründers des neuern Rationalismus kennt. Im 5. Abschn. des 3. Stückes seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, worin er zeigt, „daß die Constitution einer jeden Kirche allemal von irgend einem historischen (Offenbarungs-) Glauben ausgehe, den man den Kirchenglauben nennen könne, und daß dieser am besten auf eine heilige Schrift gegründet werde," heißt es unter Anderm: a) „Wenn es nun also einmal nicht zu ändern steht, daß nicht ein statutarischer Kirchenglaube dem reinen Religionsglauben, als Vehikel und Mittel der öffentlichen Vereinigung der Menschen zur Beförderung des Letztern beigegeben werde, so muß man auch eingestehen, daß für die unveränderliche Aufbehaltung desselben, die allgemeine, einförmige Ausbreitung und selbst die Achtung für die in ihm angenommene Offenbarung, schwerlich durch Tradition, sondern nur durch Schrift, die selbst wiederum als Offenbarung für Zeitgenossen und Nachkommenschaft ein Gegenstand der Hochachtung seyn muß, hinreichend gesorgt werden kann; denn das fordert das Bedürfniß der Menschen, um ihrer gottesdienstlichen Pflicht gewiß zu seyn. Ein heiliges Buch erwirbt sich selbst bei denen — und gerade bei diesen am meisten —, die es nicht lesen, wenigstens sich daraus keinen zusammenhängenden Religionsbegriff machen können, die größte Achtung (!), und alles Vernünfteln verschlägt nichts wider den alle Einwürfe niederschlagenden Machtspruch: Da stehts geschrieben." — Im folgenden Abschnitte, wo der reine Religionsglaube (= die na-

a) S. 152 f. Diese und die andern Stellen werden hier in extenso mitgetheilt, theils um später darauf beziehen zu können, theils um dem Vorwurf der Mißdeutung vorzubeugen.

türliche Religion) für den höchsten Ausleger des Kirchenglaubens (= der Offenbarung) erklärt wird, lesen wir: a) „Um aber nun mit einem solchen empirischen Glauben, den uns dem Ansehn nach ein Ungefähr (!) in die Hände gespielt hat, die Grundlage eines moralischen Glaubens zu vereinigen (er sey nun Zweck nur oder Hülfsmittel), dazu wird eine Auslegung der uns zu Händen gekommenen Offenbarung erfordert, d. i. durchgängige Deutung derselben zu einem Sinn, der mit den allgemeinen praktischen Regeln einer reinen Vernunftreligion zusammenstimmt. Denn das Theoretische des Kirchenglaubens kann uns moralisch nicht interessiren, wenn es nicht zur Erfüllung aller Menschenpflichten als göttlicher Gebote (was das Wesentliche aller Religion ausmacht) hinwirkt. Diese Auslegung mag uns selbst in Ansehung des Textes (der Offenbarung) oft gezwungen scheinen, oft es auch wirklich seyn, und doch muß sie, wenn es nur möglich ist, daß dieser sie annimmt, b) einer solchen buchstäblichen vorgezogen werden, die entweder schlechterdings nichts für die Moralität in sich enthält, oder dieser ihren Triebfedern wol gar entgegen wirkt. — Man wird auch finden, daß es mit allen alten und neuern, zum Theil in heiligen Büchern abgefaßten Glaubensarten jederzeit so ist gehalten worden, und daß vernünftige, wohldenkende Volkslehrer sie so lange gedeutet haben, bis sie dieselben, ihrem wesentlichen Inhalte nach, nachgerade mit den allgemeinen moralischen Glaubenssätzen in Uebereinstimmung brachten. Die Moralphilosophen unter den Griechen und nachher unter den Römern machten es nachgerade mit ihrer fabelhaften Götterlehre eben so. Sie wußten den gröbsten Polytheism

a) S. 157 — 160.

b) Wie viel Auslegungen wird er aber wol nicht annehmen, wenn sie nicht durch Sprachgebrauch, Zusammenhang und Geschichte bestimmt werden?

doch zuletzt als bloße symbolische Vorstellung der Eigenschaften des einigen göttlichen Wesens auszudeuten und den mancherlei lasterhaften Handlungen oder auch wilden, aber doch schönen Träumereien ihrer Dichter einen mystischen Sinn unterzulegen, der einen Volksglauben (welchen zu vertilgen nicht einmal rathsam gewesen wäre, weil daraus vielleicht ein dem Staate noch gefährlicherer Atheism hätte entstehen können) einer allen Menschen verständlichen und allein ersprießlichen moralischen Lehre nahe brachte. Das spätere Judenthum, und selbst das Christenthum, besteht aus solchen zum Theil sehr gezwungenen Deutungen, aber beides zu ungezweifelt guten und für alle Menschen nothwendigen Zwecken. Die Muhammedaner wissen (wie Reland zeigt) der Beschreibung ihres aller Sinnlichkeit geweiheten Paradieses sehr gut einen geistigen Sinn unterzulegen, und eben das thun die Indier mit der Auslegung ihrer Veda's, wenigstens für den aufgeklärtern Theil ihres Volks." — „Auch kann man dergleichen Auslegungen," setzt er zur Rechtfertigung hinzu, a) nicht der Unredlichkeit beschuldigen, vorausgesetzt, daß man nicht behaupten will, der Sinn, den wir den Symbolen des Volksglaubens oder auch heiligen Büchern geben, sey von ihnen auch durchaus so beabsichtigt worden, sondern dieses dahin gestellt seyn läßt, und nur die Möglichkeit, die Verfasser derselben so zu verstehen, annimmt." — Diese Möglichkeit ist in den Keimen von wahrer Vernunft oder vernunftmäßiger Lehre gegeben, die sich in allen sogenannten heiligen Urkunden, und vorzüglich den unsrigen, finden. „Daß sich dieß aber thun läßt," sagt daher der Begründer des neuern Rationalismus, b) „ohne eben immer wider den buchstäblichen Sinn des Volksglaubens sehr zu verstoßen, kommt daher: weil lange vor diesem letztern die Anlage zur morali=

a) S. 161.
b) S. 160 f.

schen Religion in der menschlichen Vernunft verborgen lag, wovon zwar die ersten rohen Aeußerungen bloß auf gottesdienstlichen Gebrauch ausgiengen, und zu diesem Behuf selbst jene angeblichen Offenbarungen veranlaßten, hierdurch aber auch etwas von dem Charakter ihres übersinnlichen Ursprungs selbst in diese Dichtungen, ob zwar unvorsätzlich (!), gelegt haben." —

Die Rolle, welche Kant den Theologen, als den Schriftauslegern, durch jenen Vorschlag einer willkürlichen Ausdeutung zu einem beliebigen, angeblich rein vernünftigen Sinne überwies, war nun freilich, ungeachtet jener Versicherung, daß sie dieselbe unbedenklich, ohne Besorgniß, sich gegründeten Vorwurf der Unredlichkeit zuzuziehen, übernehmen könnten, allerdings sehr schwierig und mißlich. Allein er machte ja doch Hoffnung, daß diese moralische Zwangsexegese einmal nicht mehr nöthig seyn würde, wenn die reine Vernunftreligion würde allgemein aufgenommen und das Reich Gottes, für welches durch das Christenthum wenigstens das Princip gegeben sey, a) in einem vollern Sinne zu uns würde gekommen seyn. „Es ist," sagt er, b) „eine nothwendige Folge der physischen und zugleich der moralischen Anlage in uns, welche letztere die Grundlage und zugleich Auslegerin aller Religion ist, daß diese endlich von allen empirischen Bestimmungsgründen, von allen Statuten, welche auf Geschichte beruhen und die vermittelst eines Kirchenglaubens provisorisch die Menschen zur Beförderung des Guten vereinigen, allmählig losgemacht werde, und so reine Vernunftreligion zuletzt über alle herrsche, damit Gott sey alles in allem. — Die Hüllen, unter welchen der Embryo sich zuerst zum Menschen bildete, müssen abgelegt werden, wenn er nun an das Tageslicht treten soll. Das

a) S. 181.
b) S. 179 f.

Leitband der heiligen Ueberlieferung mit seinen Anhängseln, den Statuten und Observanzen, welches zu seiner Zeit gute Dienste that, wird nach und nach entbehrlich, ja endlich zur Fessel, wenn er in das Jünglingsalter eintritt. So lange er (die Menschengattung) ein Kind war, war er klug als ein Kind und wußte mit Satzungen, die ihm ohne sein Zuthun auferlegt worden, auch wol Gelehrsamkeit, ja sogar eine der Kirche dienstbare Philosophie zu verbinden; nun er aber ein Mann wird, legt er ab, was kindisch ist. Der erniedrigende Unterschied zwischen Laien und Klerikern hört auf, und Gleichheit entspringt aus der wahren Freiheit, jedoch ohne Anarchie, weil ein jeder zwar dem (nicht statutarischen) Gesetz gehorcht, das er sich selbst vorschreibt, das er aber auch zugleich als den ihm durch die Vernunft geoffenbarten Willen des Weltherrschers ansehen muß, der alle unter einer gemeinschaftlichen Regierung unsichtbarer Weise in einem Staate verbindet, welcher durch die sichtbare Kirche vorher dürftig vorgestellt und vorbereitet war."

Deutlicher konnte Kant es kaum aussprechen, daß alle sogenannte Offenbarung ihm nur eine angebliche, durch ein glückliches Ungefähr eingebildete sey, und daß er die menschliche Vernunft für die alleinige Quelle aller Religion halte, wie nur immer die entschiedensten Rationalisten der frühern Zeiten. Natürlich, daß ihm darum auch die heiligen Schriften in keinem andern Sinne heilige Schriften waren, als der Koran und die Religionsurkunden andrer morgenländischer Völker, und daß er sie über diese nur in sofern setzen konnte, als sie mit der angeblich reinen moralischen Religionslehre mehr zusammenstimmen, als die andern. a) Er tadelte an den frühern Naturalisten (von denen jedoch nur einige dieser Vorwurf mehr, als ihn

a) Vgl. S. 153 f.

selber, trifft) nur das unverständige Wegwerfen der heiligen Schriften, das anstößige, öffentliche Bekämpfen des Offenbarungsglaubens und das unzeitige Zerstören des heilsamen Instituts der Kirche, und in sofern sie dessen sich schuldig machten, wollte er sie als Naturalisten unterschieden wissen von den Rationalisten, welche im Wesentlichen zwar dieselbe Ansicht haben, nur aber mit kluger Benutzung der ehrwürdigen Tradition heiliger Lehren, Sagen und Institute die Entwickelung der Menschheit und die allgemeine Herrschaft der natürlichen Religion herbeizuführen suchen.

Welchen Eingang diese Ansichten und Vorschläge fanden, ist bekannt, nur daß viele selbst von den Theologen die Mäßigung Kants und auch seine Unterscheidung des Naturalismus und Rationalismus — die freilich auch eben nur die Form betraf — sich nicht aneignen mochten. Dr. Röhr namentlich verwarf bekanntlich in seinen Briefen über Rationalismus jene Unterscheidung als willkürlich und ungegründet, und erklärte unumwunden, daß, indem er die Sache des Rationalismus führe, er Herbert von Cherbury und dessen Freunde und Nachfolger als seine Vorgänger anerkenne. a) Demgemäß sagte er auch: b) „Beim Rationalisten entscheidet in Sachen des Glaubens und bei Annahme religiöser Lehrsätze die Vernunft allein. — Die Schrift ist ihm nicht mehr, als jedes andere menschliche Buch. Er läßt sie nur gelten, wo sie mit seinen Ueberzeugungen übereinstimmend ist, und zwar nicht als Entscheidungsgrund für dieselben, denn diese sind ihm ihrer Vernunftbeweise wegen wahr, sondern bloß als eine Erläuterung, daß auch Andere, — weise Männer der Vorzeit, so gedacht und geglaubt haben. — — Der

a) Z. B. S. 12. 13. 39 und f.

b) Briefe über den Rat. S. 15 und f.

Rationalist betrachtet die Annahme einer unmittelbaren und übernatürlichen Offenbarung als unzuläßig und grundlos. — Die heilige Schrift sieht er für nichts weiter an, als für ein menschliches Buch, in welchem Edle und Weise der Vorzeit ganz auf die gewöhnliche Weise die Resultate ihres Denkens und Forschens über Religionswahrheiten niedergelegt haben."

Diese und andere, den Kantischen mehr und minder verwandte Ansichten, welche das religiöse Denken und die theologischen Bestrebungen in einem großen Theile unserer Kirche wesentlich veränderten, übten natürlich auch ihren Einfluß auf die Exegese, und zwar einen sehr verschiedenen Einfluß. Bei einigen unserer Theologen erhielt, beim Mangel des erforderlichen Interesse am Lehrgehalt der heiligen Urkunden, die Schrifterklärung fast nur einen historischen und archäologischen, bei andern vorzugsweise einen grammatischen Charakter, noch andere erlaubten sich, wenn sie von philosophisch-dogmatischem Interesse geleitet wurden, unglaubliche Willkür, um mißbeliebige Lehren aus dem Texte hinauszudeuten. Andern Theils aber wurde die Exegese auch unbefangener, da eine heilige Scheu, welche frühere Erklärer und Kritiker, mehr als nöthig war, beschränkte, sie nicht mehr hinderte, von hergebrachten Deutungen einzelner Stellen abzuweichen oder auch die Ansicht ganzer Bücher zu verändern.

Seit einiger Zeit aber haben die von evangelischen Theologen längst vorausgesehenen natürlichen und nothwendigen Wirkungen und Consequenzen des Rationalismus sich in einer Weise zu Tage gelegt, daß selbst viele der entschiedensten Freunde dieses Systems dem Grundsatze, daß die menschliche Vernunft das erste und letzte Princip aller wahren Religion sey, mehr und minder untreu geworden sind und das Princip der evangelischen Kirche wieder anerkannt haben, nämlich 1) daß das Christenthum wirklich

aus außerordentlicher göttlicher Offenbarung stamme, und 2) daß diese Offenbarung, in ächten heiligen Urkunden uns bewahrt, die Erkenntnißquelle unserer Religion sey, und zwar es sey mittelst einer freien Forschung und Erklärung. a)

Ist es nun eine Hauptaufgabe eines wissenschaftlichen, evangelischen Theologen, zu erkennen und darzuthun, daß das ursprüngliche, also schriftmäßige Christenthum den Gesetzen und Bedürfnissen des menschlichen Wesens wirklich entspreche, also wahr und heilsam sey; so ist und bleibt es doch jederzeit seine erste Aufgabe, das ursprüngliche, lautere, durch fremde Zuthat oder willkürliche Aenderung und Verkümmerung noch nicht entstellte Christenthum kennen zu lernen nach Form und Gehalt. Diese Aufgabe kann nur gelöst werden durch richtige Deutung der ächten Urkunden. Daher die Frage so wichtig ist, welche von den ver-

---

a) Selbst Dr. Röhr hat sich jüngst mehrere Male, wenigstens den Worten nach, wieder für das evangelische Princip erklärt, und demnach seine frühern Meinungen aufgegeben. Z. B. in einer Gegenerklärung in d. Allg. K. Zeitung Nr. 39. Sonnt. d. 8. März 1829. macht er den Herrn Justus und allen, welche wie er zu urtheilen pflegen, bemerklich, daß „der christl. Rationalismus a. nicht das Faktum einer außerordentlichen Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift, sondern nur die ordnungswidrige, d. h. wunderhafte Bewerkstelligungsweise derselben (durch Inspiration) in Abrede stellt, daß er b. den Menschen, in Beziehung des Auffindens und des Wandelns des Wegs zur ewigen Glückseligkeit nicht an seine eigene Vernunft, als die Quelle der höchsten Ideen und Wahrheiten, verweiset, sondern ihm nur das Recht vindicirt und die Pflicht auferlegt, dasjenige, was die christliche Offenbarung darüber kund thut, nach den religiösen Ideen und Principien der menschlichen Vernunft zu prüfen, damit er sich in Sachen seines ewigen Heils nicht blind — und leichtgläubig beweise." [Die evangelische Kirche hat immer gegen die römisch-katholische fidem explicitam gefordert, nicht fidem implicitam et coecam; diese Forderung ist also nicht eine rationalistische, sondern eine alte evangelische, wie an sich eine rationale.]

schiedenen Arten der Erklärung, die man befolgt, und welche von den hermeneutischen Theorien, die man aufgestellt hat, für die richtige zu halten sey. a) Diese Frage ist daher auch in den neuesten Zeiten, da man sich eben wieder allgemeiner zu dem Princip der evangelischen Kirche bekannt hat, von mehreren Seiten aufgeworfen, aber doch wider Erwarten ziemlich verschieden beantwortet worden.

Der Verfasser dieses Aufsatzes steht nicht in der Meinung, in dem Folgenden diese wichtige Frage nach allen Seiten hin tief genug erwogen und völlig genügend beantwortet zu haben; er bittet vielmehr die Leser, diese Gedanken, in denen hoffentlich recht viele ihre eigenen wieder erkennen werden, nur als einen vorläufigen Versuch zu betrachten, sie genügend zu beantworten.

Fragen wir nun, welche unter den vorgeschlagenen und versuchten Erklärungsarten die richtige sey, so kann die allgemeine Antwort wol keine andere, als die seyn, daß diejenige Erklärung die richtige sey, durch welche der von ihren Verfassern in die heiligen Schriften gelegte Sinn ausgelegt wird. Der Sinn ist aber der Gedanke oder die Summe von Gedanken, welche jemand durch seine Worte ausdrücken will. Eine Schrift verstehen heißt also, die Gedanken mit den Worten derselben verbinden, welche der Verfasser dadurch bezeichnen wollte, und eine Schrift auslegen wird der, welcher die Gedanken auf eine verständliche Weise darstellt, die der Verfasser derselben mit seinen Worten verband und ausdrücken wollte.

---

a) Die Grundgedanken zu dem folgenden Versuche und die hierhergehörige Litteratur sind bereits von mir gegeben in meinem Lehrbuche des christlichen Glaubens §. 28. S. 144 — 152.

(I. Grundzüge zu einer richtigen Erklärungstheorie.)

Dieß nun kann 1) dann nur geschehen, wenn wir seine Sprache verstehen, d. h. sowohl die Sprache überhaupt, in welcher er seine Schrift abgefaßt hat (z. B. die griechische), als insbesondere den Dialekt oder die Mundart, in welcher er schrieb (z. B. die hellenistische), und wo möglich auch den ihm eigenthümlichen Stil (z. B. den paulinischen, johanneischen) — und dabei auf die äußern und innern Verhältnisse, in welchen er stand, auf seine geschichtlich bekannte oder zu ermittelnde geistige Richtung und Bildung, so wie auf die Sitten und Meinungen des Volks oder der Gesellschaft, welcher er angehörte, Rücksicht nehmen. So wird der grammatisch-historische Sinn gewonnen. Dieser ist es, den man auch bei Erklärung der heiligen Schrift aufsuchen muß, und die Erklärung ist um so gewisser, je sicherer und vollkommener die Kenntniß der Sprache und des besondern Sprachgebrauchs, so wie die historischen Nachrichten sind, deren Bekanntschaft die zu erklärenden Schriften oder Stellen voraussetzen. Aus diesen allgemeinen Bemerkungen erhellt 2) die Wichtigkeit und Nothwendigkeit eines andern hermeneutischen Kanons zur Bestimmung des wahren Sinnes in jeder einzelnen Stelle, nämlich des Kanons, welcher in der Annahme gegründet ist, daß jeder Schriftsteller am besten sich selbst erkläre, und kein vernünftiger Schriftsteller als solcher mit sich selbst im Widerspruch stehe. Dieser Kanon ist in der neutestamentlichen Hermeneutik häufig Analogie des Glaubens, richtiger Analogie der heiligen Schrift genannt worden; sie ist das Verhältniß der Aussprüche der heiligen Schrift zu einander, nach welchem zwischen ihnen kein wirklicher und wesentlicher Widerspruch statt findet, sondern sie einander vielmehr gegenseitig erläutern und

ergänzen. So erhalten aus den deutlichen und allgemein verständlichen die dunkleren, aus den eigentlichen und unbildlichen die bildlichen Stellen ihr Licht; man sagt auch: Scriptura scripturae interpres. — Da aber 3) die Schrift, von deren Erklärung hier die Rede ist, eine heilige Schrift ist, d. h. von Männern heiligen Sinnes und Lebens abgefaßt, und da sie göttliche Offenbarungen enthalten will über Wahrheit und die Mittel, wahrhaft gut und selig zu werden; so muß man, wenn man fähig seyn oder werden will, sie ganz zu verstehen, auch mit heiligem Sinne oder mit einem für alles Wahre, Gute und Göttliche offenen Gemüthe und mit Verlangen darnach zur Lesung der heiligen Schrift gehen, dann wird ihr wahrer Sinn und Gehalt sich uns offenbaren, im Gegenfall, oder wenn wir bereits durch Vorurtheil gegen sie eingenommen sind, wird sie, wenn auch Gottes Wort enthaltend, unverständlich und wirkungslos zu uns reden. Anders kann es auch, die Sache philologisch betrachtet, nicht seyn. Um den Dichter zu verstehen und ganz zu genießen, folglich auch ihn zu erklären, ist Dichtersinn erforderlich, der fähig ist, die Mannichfaltigkeiten seiner Bildungen nachzubilden und dem Fluge seiner Phantasie zu folgen. Wer die Werke eines tiefern Philosophen verstehen will, muß Neigung und Fähigkeit haben, ihn auf seinem Ideengange zu begleiten und in die Tiefen seiner Forschungen einzugehen. So wird überall ein verwandter und durch Vorbereitung befähigter Geist zum Verständniß eines Schriftstellers erfordert. Eben so gehört ein heiliger Sinn zum Verständniß der heiligen Schrift. In Anerkennung dieser Wahrheit forderten daher auch unsere ältern Hermeneuten in einem sehr richtigen Sinne, daß die heilige Schrift in oder cum spiritu s. zu erklären sey und daß man nicht ohne Gebet zur Lesung derselben gehen solle. a)

---

a) Schon Origenes schrieb an seinen Schüler Gregorius, daß außer den andern gelehrten Hülfsmitteln das Gebet das

Diese Erklärungstheorie wird 1) ihren Grundsätzen nach bei allen Schriften in der Welt angewendet; man soll sie dem Sprachgebrauch, der Geschichte ihrer Zeit, ihrem Zusammenhang und Geist gemäß erklären — und 2) sie gewährt allein Sicherheit des Verständnisses, weil sie nach gewissen deutlichen und anwendbaren Regeln geübt wird. Dieß gilt von keiner andern Art der Erklärung.

(II. Abweichende Erklärungsarten.)

Alle nicht grammatisch-historischen Erklärungsarten werden entweder in einem der heiligen Schrift fremden Geiste geübt oder unter dem Einflusse eines der Schrift mehr und minder fremden materialen Princips.

Im erstern Falle, wenn die Erklärung der heiligen Schrift in einem ihr fremden, also nicht heiligen, folglich profanen Sinn geschieht, wird die Schrift nicht erklärt oder ausgelegt, sondern travestirt und das Resultat einer solchen Erklärung der Evangelien ist, z. B. ein Leben Jesu, wie wir es neulich von Dr. Paulus erhalten haben. a)

Im andern Fall, wenn die Erklärung unter dem Einflusse eines der Schrift fremden materialen Princips geschieht, wird ihr wahrer Sinn verdreht oder verkümmert.

Das der Schrift mehr oder weniger fremde Princip kann seyn

---

nothwendigste sey; ἀναγκαιοτάτη γάρ καὶ ἡ περὶ τοῦ νοεῖν τὰ θεῖα εὐχή. Aeußerungen späterer und zwar evangelischer Theologen s. in m. Lehrb. a. St. S. 146 f.

a) Diese Stelle wünschten wir aus collegialischen Rücksichten hinweg, der Herr Verfasser hat sich aber nicht bewegen lassen, sie zu streichen.

Die Redaktion.

a) ein historisches oder traditionelles, z. B. irgend ein symbolisches oder dogmatisches System — ein nach Materie und Form bestimmter und abgeschlossener Kreis von Lehren, welche man als die allein und rein biblischen betrachtet — also traditio dogmatica (die nun Regulativ für die möglichen Resultate der Erklärung wird, also zugleich hermeneutica ist), oder auch eine subjektive, einseitige Auffassung der biblischen Lehren, welche man bereits zur Lesung und Erklärung der Schrift mitbringt und nach der nun der Sinn der Schrift gemodelt, verkürzt oder erweitert wird, anstatt daß umgekehrt das System oder die Tradition durch den wahren, ursprünglichen, durch unbefangene Auslegung in oben angedeuteter Weise zu ermittelnden Sinn der Offenbarung zu läutern oder zu ergänzen ist, wenn es gilt, ein rein evangelisches Lehrsystem, dem Princip unserer Kirche gemäß, zu gewinnen. Jene historische, kirchliche oder dogmatische, Auslegung kann auch einen wissenschaftlichen, kritischen Charakter annehmen, wenn nämlich Alles, was nicht zu der mitgebrachten regula fidei (dem materialen Princip) stimmt, und doch unleugbar in den heiligen Urkunden nach grammatisch-historischer Erklärung enthalten ist, nach gewissen angenommenen Grundsätzen als unwesentlich beseitigt, und z. B. als locales, temporales oder symbolisches und mythologisches Bey- und Außenwerk ausgeschieden wird. a) — Die historisch-dogmatische Auslegung im engern und eigentlichen Sinne geht von der Annahme aus, daß irgend welche Menschen (z. B. die Väter zu Trient, oder Luther und Calvin mit ihren Gehülfen, und die Verfasser der Symbole, wenn sie als solche für untrüglich gehalten wer-

---

a) S. Bretschneider, die historisch-dogmatische Auslegung des N. T. Leipz. 1806. 8. — welche de Wette lieber historisch-kritisch nennt und sich zu ihr bekennt in d. bibl. Theol. §. 57 f.

ben) den Inhalt der heiligen Schriften schon ganz vollkommen verstanden und ausgelegt haben, und man gebraucht dieses hergebrachte (doch immer einseitige, gewiß nicht erschöpfende) Verständniß zur Bestimmung dessen, was die Schrift überhaupt sagen könne (traditio s. regula fidei scripturae interpres). Die Freunde der historisch-kritischen Auslegung im eigentlichen Sinne wollen auch nicht alles annehmen, was die heilige Schrift nach grammatisch-historischer Erklärung wirklich enthält, sondern die Schrift soll ihnen nur so viel bestätigen, als sie wollen, d. h. so viel als mit ihrer subjektiven Auffassung des Wesens des Christenthums sich vereinigen läßt. In der Regel werden diese durch irgend ein philosophisches System bestimmt, nach welchem sie ihre regula fidei mehr oder weniger verändert haben. Das materiale Princip derselben besteht aber doch wenigstens noch aus biblischen Elementen, wenn auch schon eine starke Scheidung durch irgend eine Zeitphilosophie vorgegangen ist.

Dagegen kann das zur Erklärung der Schrift mitgebrachte fremde Princip auch b) ein rein philosophisches seyn, ein subjektives oder ein objektives, d. i. entweder ein eignes oder ein fremdes, aber angeeignetes philosophisches System (philosophia s. scripturae interpres). Der Charakter dieser Interpretation ist formal derselbe a), nur daß sich hier die heilige Schrift nicht nach einer hergebrachten Dogmatik oder Symbolik (regula fidei), sondern nach einem philosophischen Systeme oder den Ideen irgend eines Denkers (irgend einer subjektiven ratio) bequemen muß, welche man vorzugsweise für die wahren hält, und die da-

a) Oft ist schwer zu entscheiden, ob solche Interpretation mehr historisch oder philosophisch sey.

her auch die Schrift nur enthalten kann, vorausgesetzt, daß sie Wahrheit enthält. Man hat diese philosophische oder (wie man auch sagt) rationale Auslegung, die bereits in den Schulen der Socinianer und Cartesianer geübt wurde, a) seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in dem Sinne oft die liberale genannt, weil sie, der Zeitphilosophie huldigend, von der Strenge der Bibellehre so viel fallen ließ, als der Zeitgeist forderte. — Diese sogenannte philosophische Auslegung ist in den verschiedensten Gestalten und Modifikationen erschienen, je nach dem Wechsel der Systeme und des Zeitgeistes. Am auffallendsten war sie als moralische Interpretation. — Kant empfahl sie in den zu Anfang dieses Aufsatzes mitgetheilten und in andern Stellen seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Seine Grundgedanken waren: so lange die Menschheit noch nicht reif seyn würde, die angeblich rein moralische Religionslehre, die er aus bloßen Postulaten der praktischen Vernunft entwickelte, anzunehmen, so lange sie des Ansehens einer angeblich göttlichen Offenbarung und eines der Menge heiligen Kirchenthums noch nicht entrathen könne, so lange müßten die Schrift- und Kirchenlehre und die Thatsachen der heiligen Geschichte, nicht zwar als unwahr und unbegründet, auch nicht so weit sie es seyen, bestritten, aber ohne Rücksicht auf die eigentliche Meinung der heiligen Schriftsteller und alten Kirchenlehrer, zu einem mit der reinen Vernunftreligion möglichst einstimmigen Sinne ausgedeutet werden. — Auf diese Weise schöpfte man aus der heiligen Schrift nicht

a) S. J. Frc. Buddeus, Isagoge ad theologiam universam (1727) p. 1794 seqq. und J. Jac. Rambach, Erläuterungen üb. s. eigenen Institutt. herm. (1738) S. 323 ff. u. m. Commentatio hist. theol. de Rationalismi vera indole p. 47 seqq. und 56 seqq.

mehr den Sinn ihrer Verfasser, sondern die Kantischen Ideen, die man eigentlich erst hineinlegte, oder, richtiger gesprochen, an die Worte der biblischen Texte irgendwie anknüpfte (implicirte oder applicirte). Und so ist's mit jeder sogenannten philosophischen Auslegung. Sie entwickelt immer aus der Schrift, oder implicirt vielmehr im Worte der Schrift diejenigen Meinungen oder Ideen, welche der Erklärer bereits zu ihr mitbringt; die Cartesianer, Spinozisten, Kantianer, Schellingianer, Fichtianer, Hegelianer — oder wie sie heißen oder was sie seyn mögen — sie fanden und finden in der Schrift den Sinn ihrer Meister, aber nicht den Sinn Christi und seiner Jünger, und solche Deutung kann daher nicht eigentlich Auslegung (explicatio) heißen.

Diesen Erklärungsarten sehr verwandt und formal, wie auch nach ihren Ergebnissen, oft gar nicht verschieden, ist c) die allegorische Interpretation. Da diese Erklärungsweise auch in unsern Tagen wieder von einigen, selbst sehr gelehrten und geistreichen Männern in Schutz genommen und bereits in Anwendung gebracht worden ist, so sey es mir vergönnt, noch einige Bemerkungen über Begriff, Ursprung und Unzulässigkeit derselben zu machen. a)

1) Begriff. Die allegorische Interpretation macht zu ihrem Princip die Meinung, daß gewisse Worte außer dem natürlichen (grammatisch-historischen) Sinne noch etwas Anderes bedeuten

a) Ich muß mich auch hier auf die litter. Nachweisungen und Mittheilungen in m. Lehrbuch des christl. Glaubens S. 148 ff. beziehen.

sollen (ἄλλα ἀγορεύειν = ἕτερα, ὧν λέγουσι, σημαίνειν). Die Erklärer, welche sie auf die gesammte heilige Schrift angewandt haben, nahmen entweder an, daß jede Stelle außer dem wörtlichen (= grammatisch-historischen) Sinne noch einen verborgenen (geistlichen, höhern, tiefern) Sinn oder auch mehrere Sinne enthalte, oder (welche Annahme aber nicht wesentlich verschieden ist), „daß die Schrift zwar keinen andern Sinn neben dem einfachen Wortsinn habe, aber einen andern tiefer liegenden unter demselben, d. h. einen nächsten oder buchstäblichen Wortsinn und eine tiefere Bedeutung dieses Wortsinns (ὑπόνοια, Untersinn" — nach Olshausen). Beide Klassen allegorischer Erklärer, die nach den sehr mannichfaltigen Modificationen ihrer Meinungen wieder in sehr viele Unterklassen sich scheiden lassen, vereinigen sich in dem Glauben, daß der heilige Geist, der die heiligen Schriftsteller erfüllte, ihre Worte oder Darstellung doppel- oder auch mehrsinnig eingerichtet habe a).

2) Ursprung. Die allegorische Erklärung ist Erzeugniß einer, bald durch wirklich höhere Bildung (wie

a) Hierdurch unterscheiden sich die allegorischen Erklärer wesentlich von jenen philosophischen oder rationalistischen Interpreten, welche nicht nach dem Sinne der heiligen Schriftsteller fragen, sondern nur nach dem, welchen ihr System als gültig anerkennt und welche daher, den grammatisch-historischen Sinn wenig oder gar nicht beachtend, nur ihre Meinungen in die Schrift hineinlegen. Häufig hat man beide Erklärungsarten verwechselt. Und allerdings waren die allegorischen Erklärer unter den Griechen und Römern, so wie unter den Orientalen, außer den ältern jüdischen und christlichen (welche die Mehrsinnigkeit aus Inspiration ableiteten), nichts anders, als philosophische Erklärer, daher sich auch Kant (a. Schr. S. 158 f.) zur Rechtfertigung seiner sogenannten moralischen Interpretation auf ihren Vorgang beruft, vgl. oben 4. Anm. „Man wird auch finden", bis „Theil ihres Volks."

bei Plato u. a. griechischen Philosophen), bald durch Verbildung und Vorurtheile entstandenen, innern Untreue am Glauben der Väter und der Gesellschaft, der man angehörte, welche Differenz man aber verdecken oder entschuldigen und heiligen wollte. Dieß erkennt man an den allegorischen Erklärern sowohl bei den Heiden als bei den Juden. Philosophen erklärten bei den Griechen die theologischen und anderen Mythen, an welche das Volk glaubte, sie aber nicht mehr, wenigstens nicht ganz, glauben konnten, allegorisch oder geistig, um ihre, wirklich oder vermeintlich, besseren Begriffe und Einsichten nicht aufzugeben und doch den Volksglauben nicht zu offen und hart zu beleidigen. Eben so die jüdischen Philosophen, Theosophen und Pharisäer, welche ein Interesse daran hatten, ihre nach der grammatisch-historischen Erklärung nicht in der Schrift enthaltenen Ideen, Einbildungen und Satzungen in derselben zu finden und nachzuweisen. Von andern, von denen wir wissen, daß sie dem einfachen Inhalte der heiligen Schrift treuen Glauben schenkten, läßt sich keine Spur einer allegorischen oder vergeistigenden Deutung nachweisen. Mehrere trieb auch der Mangel an hinreichender Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang der göttlichen Offenbarungen, besonders im Streite gegen die Widersacher derselben, ihre Zuflucht zu jener Erklärungsweise zu nehmen, welche es, zumal gewandten, scharfsinnigen und phantasiereichen Köpfen leicht macht, unter dem Scheine der Wahrheit und des Rechts aus einer Schrift alles Anstößige zu entfernen, wie alles Beliebige hinein zu legen. So insbesondere der alexandrinische Jude Philo a). Ganz dasselbe finden wir wieder in der

a) Vgl. Henr. Planck, Commentatio de principiis et caussis interpretationis Philonianae allegoricae. Goett. 1806. 4.

christlichen Kirche. Katholiken, Theosophen und Mystiker überhaupt, scholastische Orthodoxen, geheime Rationalisten — mit einem Worte die alle üben vorzugsweise die allegorische Interpretation, welche ihre außer- oder widerbiblischen Meinungen in der Schrift zu finden und nachzuweisen wünschen. Dazu kommt unter christlichen Erklärern dieser Gattung noch eine andere, edlere Veranlassung, Allegorien namentlich im A. T. zu suchen, nämlich die (durch das A. T. aber, z. B. Jerem. 31, 31 ff., wie durch das N. abgewiesene) Meinung, das N. T. sey schon im A. enthalten, nur verhüllt. Und weil nur dieß wahr ist, daß der Alte Bund den Neuen angekündigt und vorbereitet hat, so bedienen sie sich der allegorischen Interpretation, mittels welcher sie ihre vorgefaßten Annahmen in den Schriften des Alten Bundes finden a).

---

a) Diese überschätzende Ansicht vom Alten T. hat wohl zunächst auch meinen eben so gelehrten als verehrungswürdigen Freund Olshausen mit der allegorischen Erklärungsweise befreundet. — Manche gehen aber noch weiter, als er und meinen sogar, daß Lehren, welche man als dem Christenthum eigenthümlich zu betrachten pflegt, z. B. die geheimnißvolle Lehre von der Dreieinigkeit im A. T., wenn man nur seinen geistigen Sinn erfasse, weit deutlicher und ausführlicher enthalten seyen, als selbst im Neuen. — Im Wesentlichen ist dieß aber dasselbe, weßhalb Isidorus von Pelusium mehrere seiner Zeitgenossen tadelt, welche Christum überall im ganzen A. T. finden zu müssen glaubten und dadurch Heiden und Ketzern auch die wirklichen Weissagungen verdächtig machten, nur daß sie dieß nicht immer durch allegorische, sondern häufig auch durch andere willkürliche Deutung thaten; er sagt Epp. lib. II. ep. 195: *Οἱ πᾶσαν τὴν παλαιὰν διαθήκην εἰς τὸν Χριστὸν μεταφέρειν πειρώμενοι, οὐκ ἔξω αἰτιάσεως εἰσιν, ἐπείπερ καὶ Ἕλλησι καὶ τοῖς μὴ ἐγκρίνουσιν αὐτὴν Αἱρετικοῖς ἰσχὺν ἐν τῇ καθ' ἡμῶν διδόασι μάχῃ. Τὰ γὰρ μὴ εἰς αὐτὸν εἰρημένα ἐκβιαζόμενοι καὶ τὰ ἀβιάστως εἰρημένα ὑποπτεύεσθαι παρασκευάζουσι. Δι'*

3) Unzulässigkeit. Wenn schon die bisherigen Bemerkungen die allegorische Erklärung nicht empfehlen können, so ist sie auch noch aus andern Gründen verwerflich. Sie ist

α) in der Schrift selbst nicht empfohlen. In den Homologumenen des N. T. findet sich nur ein Beispiel dieser Deutungsart, nämlich Gal. 4, 22 ff. und hier ist sie, nach der vorangehenden eigenen Andeutung des Apostels, formale Accommodation, als welche sie auch in populären Schriften und Reden immer angewendet worden ist und werden mag. *Τεκνία μου*, sagt er V. 19 fgg. *ἤθελον δὲ παρεῖναι πρὸς ὑμᾶς ἄρτι, καὶ ἀλλάξαι τὴν φωνήν μου· ὅτι ἀποροῦμαι ἐν ὑμῖν. Λέγετέ μοι, οἱ ὑπὸ νόμον θέλοντες εἶναι, τὸν νόμον οὐκ ἀκούετε;* „Gern möchte ich jetzt bei euch seyn, meine Kinder, und mit einem jeden von euch besonders nach seinen besonderen Bedürfnissen, also mit jedem anders, reden (um ihn nach seinen eigenen Begriffen und Vorurtheilen von der Verwerflichkeit des religiösen Synkretismus zu überzeugen und dem Bekenntniß des reinen freimachenden Evangeliums zu erhalten — vgl. 1 Kor. 9, 19 ff.); denn ich bin euretwegen in Verlegenheit (zweifelhaft, wie ich recht zu euch reden soll). — Nun aber ihr, die ihr gern das Joch des Judenthums behalten wollet (und wie die Judaisten und ihre Rabbis allegorisirten, ist bekannt), saget mir doch, verstehet ihr denn das Gesetz nicht?“ (Nun so will ich es denn euch — *ἀλλάξας τὴν φωνήν* — in eurer Weise auslegen, um euch auch so zu überzeugen,

---

ὧν γὰρ ἐκεῖνοι αὐτοὺς ἀνατρέπουσι ὡς παρακοιοῦντας, διὰ τούτων καὶ ἐν τοῖς διαῤῥήδην περὶ αὐτοῦ εἰρημένοις νικᾶν νομίζονται.

daß der freie Christ nicht mehr das Joch des mosaischen Gesetzes tragen soll: γέγραπται γάρ — — nun folgt eine rabbinische, ihnen zusagende, Auslegung). — Nach diesem Zusammenhange der Stelle und der eigenen Anzeige des Apostels, daß er ἄλλως reden wolle, als er zu reden pflege, daß er gern in ihre Ansichten und Bedürfnisse eingehen möchte, um sie jedenfalls zu überzeugen von der Richtigkeit der ihnen verkündigten Lehre, kann sie gewiß nicht gebraucht werden, um die Anwendung der allegorischen Interpretation auf die ganze heilige Schrift, als apostolisch darzustellen und zu rechtfertigen.

In allen übrigen Stellen (von den Antilegomenen abstrahiren wir gewiß mit Grund, weil sie allein keine Entscheidung gewähren können), welche die Freunde jener Erklärungsart für sie angeführt haben, finden wir entweder nur metaphorische oder symbolische Anwendungen früherer biblischer Stellen, Lehren, Anordnungen und Erzählungen oder neutestamentliche Enthüllungen und Erklärungen alttestamentlicher Offenbarungen und Ereignisse nach ihrem eigentlichen Sinne, Grunde, Wesen und Zwecke, z. B. 1 Kor. 10, wo wir belehrt werden, daß der Jehova, welcher nach dem A. T. das Volk Israel in der Wüste führte, nährte und tränkte, der Sohn Gottes war, eine Erklärung, welche auch zum Gesammtinhalte des A. T. und namentlich zu Jerem. 23, 5 f. 33, 15 f. vgl. Mich. 5, 1. Jes. 9, 5 f. u. a. Stellen sehr wohl stimmt. Häufig ist auch außerdem der sogenannte geistige, tiefere oder höhere Sinn der allegorischen Erklärer eben nur der eigentliche, und die Annahme eines mehrfachen Sinnes beruht auf bloßem Mißverständniß. Der eigentliche Sinn ist der von Gott bei seiner Offenbarung beabsichtigte und wird erst dann wirk-

lich und vollkommen verstanden, wenn die von den heiligen Schriftstellern in Worte gefaßte höhere Mittheilung, sey sie Lehre oder Gebot oder äußere (cerimonielle) Einrichtung, ihren Gründen und Zwecken nach begriffen wird. Werden z. B. Irdischgesinnte aufgefordert zum Gehorsam gegen gewisse Gesetze mit der Verheißung, dann werde es ihnen wohlgehen auf Erden, so werden sie gewiß zunächst nur an ein leibliches und bürgerliches Wohlergehen denken und darum vielleicht auch, wenigstens eine Zeit lang, gehorsam seyn. Allein das war bei weitem nicht die Hälfte der Bedeutung jener Verheißung und Aufforderung, die das innere, geistige Wohl zugleich und vorzüglich beabsichtigte. Bei den Geboten: Du sollst nicht tödten! Du sollst nicht ehebrechen! u. a. werden Menschen auf niedrigem, sittlichen und geistigen Standpunkte nur an Störung oder Vernichtung des leiblichen Lebens und an grobe Unzucht denken, obgleich das göttliche Gebot nach seinem vollen Sinne dort jede Störung auch des innern, geistigen Lebens der Liebe, hier auch alles unkeusche, wenn auch nicht ausgesprochene und keinem Menschen wahrnehmbare, Gelüsten des Herzens untersagte, vgl. Matth. 5, 21 ff. 27 ff. An alles, was gemeint ist, denken, heißt also erst den eigentlichen, wahren Sinn der Worte verstehen und dieses eigentliche und volle Verständniß der Offenbarungen und Einrichtungen des A. T. wollte Christus eröffnen, so wie das Reich Gottes, dessen Grundriß und Anlage das A. T. enthält, vollenden, nach Matth. 5, 17—19. — Aber hieraus ist klar, daß nicht von einem zwiefachen oder mehrfachen, nicht von einem buchstäblichen (grammatisch-historischen) und geistigen, sondern nur von Einem, wahren, eigentlichen Sinne die Rede seyn könne, der sich, je weiter die Menschen im höhern, geistigen Leben gefördert werden, desto voller und reiner aufschließt. Daher auch mehrere fromme

und ausgezeichnete Männer des A. B. dem Standpunkte neutestamentlicher Vollendung sich näherten, obgleich keiner ihn erreichte (Luc. 7, 26—28. vergl. Matth. 11, 9—13 a).

---

a) Es ist hier, wie mehrere Male schon bemerkt worden, nicht bloß von wörtlichen Offenbarungen des A. T., deren voller eigentlicher Sinn meist erst im neutestamentlichen Zeitalter erfaßt und festgehalten worden ist und zum Theil auch werden sollte, sondern es ist auch von alttestamentlichen Erscheinungen und Anstalten die Rede, die ihren eigentlichen Zweck und ihre volle Bedeutung meist ebenfalls erst im N. B. erreichten, womit sie aufhörten oder aufhören sollten. Dieß führt zur richtigen Feststellung des Begriffs von Typen, die sich allerdings im A. T. finden. Im engeren Sinne aufgefaßt waren es Einrichtungen und Erscheinungen, welche veranlassen sollten, den Kreis von Gedanken und Bestrebungen je mehr und mehr zu vertiefen, zu veredeln und zu erweitern und so die geistigen und sittlichen Bedürfnisse des auserwählten Volks, wie seine Bildung und Empfänglichkeit zu erhöhen, damit dieses Volk endlich aus einem besondern und durch eigenthümliche Schranken abgeschlossenen zu einem Mustervolke gebildet wurde, welches nach dereinstiger Entfernung der erziehenden Beschränkungen (vgl. Kol. 1, 16 f.) — die es bis zur Zeit der Fülle und Reife von der verführerischen Gemeinschaft mit den heidnischen Völkerfamilien bewahren sollten — in der großen Völkerfamilie wie der erstgeborne, erwachsene und erzogene Sohn Gottes (2 Mos. 4, 22. Hos. 11, 1.) ein Licht der heidnischen Brüder werden möchte, welche noch auf den Bildungsstufen der Unmündigen standen und stehen, obwohl auch der eine höher, als der andere. So war der Tempel mit seinen Heiligthümern und Hallen ein Typus, als Abbild des Weltalls, und seine Einrichtung sollte denen, welche erwachten und nachdachten, sagen, daß die ganze Welt ein Tempel Gottes seyn und werden solle (vgl. Eph. 2, 17—22. Kol. 2, 16—21. Math. 27, 51. und Hebr. 9, 11 ff. 10, 20.) und die verschiedenen Vorhöfe zur Aufnahme von mehr und minder und nicht Geweiheten deuteten noch näher darauf hin. — So waren die Opfer, von Gott selbst anfangs zugelassen, dann angeordnet und genau bestimmt, Ausdruck und Nahrung der tiefen Be-

Die meisten Stellen, welche die Vertheidiger der allegorischen Deutungsweise für sie anführen, enthalten **metaphorische** oder **symbolische Anwendungen** früherer biblischer Aussprüche, Anordnungen und Erzäh-

---

dürfnisse des menschlichen Herzens, theils dem unsichtbaren Geber auf irgend eine sprechende Weise für seine Wohlthaten zu danken, theils und insbesondere, im Bewußtseyn und erregten Gefühl der verlornen Gnade, mit ihm versöhnt zu werden. Gleichwohl können solche Opfer ihrer Natur nach nur für das unreifere Alter solche Geltung haben, da das Blut der Thiere die Gewissen nicht wirklich reinigen und beruhigen oder mit Gott versöhnen kann. So führten und deuteten diese Opfer hin in die Zeit des Neuen Bundes, wo die Gewißheit der göttlichen Gnade durch den Opfertod des Messias erlangt werden (Jes. 53, 4 ff.) und der wahre, vernünftige Gottesdienst in richtiger Erkenntniß Gottes und in der Hingabe des Herzens an Gott, in den Opfern der Demuth, Buße und heiligen, ungetheilten Liebe bestehen würde (Jerem. 31, 31—34. Hos. 6, 6. Ps. 51, 19., vergl. Röm. 12, 1. Hebr. 9, 8—14). Vor andern deutete das größte Dankopfer Israels für die Erlösung aus der ägyptischen Knechtschaft, ohne welche das erwählte Geschlecht seine Bestimmung ganz hätte aufgeben müssen, hin auf jenes Opfer des N. B., welches für alle, welche glauben, aller äußerlichen Opferung ein Ende macht und den Zugang zu dem Allerheiligsten des Vaterherzens Gottes nicht bloß den Kindern Israels, sondern allen seinen Kindern in aller Welt öffnet — und so bemerken wir das makellose **Osterlamm** als Vorbild des schuldlos duldenden Erlösers, als **des Lammes, welches die Sünde der Welt trägt**: Jes. 53, 7. Joh. 1, 29. (19, 36.) 1 Kor. 5, 7 f. 1 Petr. 1, 19. — Als ein ähnliches Vorbild lehrt der Heiland selbst die **eherne Schlange** betrachten (Joh. 3, 14.), welche Moses in der Wüste auf göttlichen Befehl zur Errettung des Volks Israel zunächst aus leiblicher Todesgefahr errichtete, um es dadurch zur Opferung des Herzens an Gott in innigerm Glauben und willigerm und völligerm Gehorsam zu erwecken (4 Mos. 21, 8 ff.).

In einem **weitern** Sinne werden auch **Personen** des A. T. **Typen** oder Vorbilder Christi oder seiner Gemeinde genannt

lungen. Wir finden dergleichen auch fast in allen Schriften jeder Mundart. Jeder Mensch denkt in den Formen eigenthümlicher Anschauung, Bildung, Erfahrung, Geschichte und Beschäftigung; sie werden ihm Typen und

---

wegen einer gewissen Aehnlichkeit oder Beziehung, die zwischen ihnen statt findet. So heißt Adam Röm. 5, 14. Vorbild des künftigen (des zweiten Adam d. h. des Messias, vergl. 1 Kor. 15, 45 ff. vgl. 21 ff.) — τύπος τοῦ μέλλοντος —, in sofern von dem Einen, von Gott bestimmt, allen seinen Nachkommen Vater des seligen Lebens zu werden, über Alle sittliches Verderben mit dem Gefolge leiblicher Uebel, deren Ende der Tod ist, ausging, durch den Andern aber, von Gott bestimmt, Retter des gefallenen Geschlechtes zu werden, allen seinen geistigen Nachkommen d. h. denen, die an ihn glauben, Erlösung und seliges ewiges Leben erworben ist und wird. — Geringer erscheint die Aehnlichkeit, um welcher willen von Einigen Isaak (wegen Hebr. 11, 19., dessen Erklärung aber noch zweifelhaft ist) für einen Typus Christi gehalten wird, in sofern durch die beabsichtigte Aufopferung desselben (1 Mos. 22.) und nachherige Erhaltung des Lebens der wirkliche Opfertod und die Auferstehung Christi vorgebildet worden, durch welchen die ihm und seinem Vater Abraham gegebene Verheißung in Erfüllung gehen sollte (1 Mos. 17. 18.). — So wird Melchisedek als Vorbild Christi, des Königs der Gerechtigkeit und des Friedens betrachtet (Ps. 110, 4. vgl. Hebr. 5, 6. 6, 20. 7, 1 ff. u. 5.) und weil David der größte Streiter und Statthalter Gottes im alttestamentlichen Reiche war, so wird Christus, der dem Leibe nach von ihm stammen und als König der Wahrheit und des Friedens Gottes Reich auf Erden bis zu ihren Enden erweitern sollte (Jes. 9, 1—6. 11, 1 ff. u. a.), Knecht David genannt und dargestellt als sitzend auf Davids Throne (vgl. Hos. 3, 5. Ezech. 34, 23 f. 37, 24 fg. Luk. 1, 32 f.). Und so können in diesem weitern (metaphorischen) Sinne alle Frommen des A. B., in sofern an ihnen einzelne Züge des Wesens wahrer Kinder Gottes bemerkbar wurden, Vorbilder des Sohnes Gottes genannt werden, in welchem das göttliche Leben sich in seiner ganzen Fülle und Herrlichkeit offenbarte.

Symbole zur Bezeichnung seiner übrigen Gedanken. Krieger, Hirten, Fischer — wählen die Bilder ihrer Gedanken aus den Kreisen ihrer Erfahrungswelt. Natürlich, daß auch die heiligen Schriftsteller ihre Gedanken, Hoffnungen, Befürchtungen, Freude und Trauer in Redeformen ausdrücken, entlehnt aus dem Kreise ihrer Erfahrungen, aus der Geschichte ihres Volks, den Worten und Bildern früherer heiliger Urkunden. Die Beschneidung weihete die Knaben und alle Männer, die Israel sich einverleiben wollten, Gott und sonderte sie ab von den unreinen Völkern. Natürlich, daß die, welche erkannten, daß solche äußerliche Weihe an sich nicht, und darum jeden nicht zum Gliede des Volks Gottes mache, die wahre, innere Heiligung Beschneidung des Herzens oder der Vorhaut des Herzens nannten: 5 Mos. 10, 16. 30, 6. Jerem. 4, 4. Röm. 2, 28. Kol. 2, 11. Aehnliche Metaphern finden sich häufig z. B. Ezech. 11, 19. Jerem. 31, 33. Jes. 1, 10. vgl. Matth. 24, 38 fg. Luk. 17, 26 ff. — Matth. 13, 35. vgl. Ps. 78, 2. 3. — Mark. 9, 49. Joh. 6, 49 ff. Ephes. 5, 29 ff. 1 Pet. 2, 9. — Derselben Gattung, doch specifisch verschieden sind die Stellen, in welchen Eigenthümlichkeiten der Schicksale Israels — als persönliches Ganzes gedacht — oder auch einzelner Personen des A. B. auf Christum oder neutestamentliche Personen und Ereignisse übergetragen werden, z. B. Matth. 2, 15. vgl. 2 Mos. 4, 22. und Hos. 11, 1. — Matth. 2, 18. vgl. Jerem. 31, 15. (1 Mos. 37, 35.) — Matth. 2, 23. vgl. 1 Mos. 49, 26. (Jes. 11, 1. vgl. Jerem. 23, 5. 33, 15.) — Matth. 12, 39 f. 16, 4. (Joh. 2, 18 ff.) vgl. Jon. 2, 1. u. a. m. — Wie nun solche Erscheinungen, dergleichen sich in Schriften aller Nationen und Zeiten finden, nicht die Annahme eines mehrfachen Sinnes rechtfertigen können, welcher vom heiligen Geiste bei der Eingebung beabsichtigt

worden sey; so ist die auf solche Annahme sich gründende allegorische Interpretation

β) auch deßhalb unzuläßig, weil es für sie keine deutlichen und sichern Gesetze giebt, nach welchen sie geübt werden müßte, und die heilige Schrift der subjektiven Willkür der Erklärer preis gegeben wird, die auf einem vermeintlich höhern Standpunkte für ihre oft phantasie- und sinnreichen Deutungen keine andere Rechenschaft geben zu dürfen sich befugt halten, als ihre Gegner zu ermahnen, daß sie sich im göttlichen Leben nur weiter fördern lassen mögen, bis sie den Blick in den tiefern Sinn und Zusammenhang der Offenbarung zu thun vermögen. Und da solche Ermahnung in Worten ausgesprochen wird, welche einen sehr guten, von Allen anzuerkennenden Sinn haben können, nämlich den, daß der, dem das innere, tiefere, heilige Leben der Männer Gottes fremd ist, auch natürlich unfähig sey, ihre Reden und Schriften zu verstehen: so läßt sich denen, die für jene Deutung eingenommen sind, auch schwerlich beikommen. Sie ist aber, was wohl stark genug gegen sie spricht,

γ) völlig entbehrlich; sie kann durchaus keine neuen und haltbaren Resultate liefern, welche nicht die im frommen Sinne geübte grammatisch-historische Interpretation ergiebt; denn da uns die Schrift selbst bestimmt, die christliche Offenbarung für geschlossen zu halten (Gal. 1, 8 f. Röm. 16, 17. 1 Tim. 6, 3 ff. 2 Tim. 1, 13 f. u. a.), so müßte die Besorgniß bleiben, daß alles angeblich Neue, was eine allegorische Deutung etwa aus der Schrift schöpfen möchte und was nicht in den Worten und dem Zusammenhange deutlich enthalten (folglich durch grammatisch-historische Erklärung erkannt oder erkennbar) wäre, menschliche Einbildung, wenn auch noch

so gut gemeint, sey und diese gerechte Besorgniß muß einen jeden besonnenen evangelischen Christen und Theologen abhalten, es unter die Lehrsätze der göttlichen Offenbarung aufzunehmen (Röm. a. St. Kol. 2, 18. 1 Tim. 6, 4 fg. vgl. 2 Theſſ. 2, 2.).

Gedanken und Bemerkungen.

1.

Beiträge zur Reformationsgeschichte aus ungedruckten Briefen des 16. Jahrhunderts.

Von

Dr. K. G. Bretschneider.

(Fortsetzung der Beiträge zur Jubelfeier der augsburgischen Confession.)

Das nahende Jubeljahr der Verfertigung und Ueberreichung unserer Hauptbekenntnißschrift, der augsburgischen Confession, richtet unsere Blicke aufs Neue nicht nur in jenes Zeitalter, sondern auch auf den Verfasser dieser Bekenntnißschrift, den frommen, hochgelehrten und feingebildeten Melanthon, den man wohl die Zierde seiner Zeit nennen kann, ohne andern damals lebenden zu nahe zu treten. Im Umfang des Wissens kam ihm schwerlich einer seiner Zeitgenossen gleich; an Klarheit des Geistes, an feinem Geschmack, an rastloser Arbeitsamkeit, an Milde des Geistes, an Lebendigkeit edler Gefühle, an ächter Frömmigkeit wurde er von keinem seiner Geistesverwandten übertroffen. An Kraft des Charakters, Originalität des Geistes, Reichthum der Phantasie und Gewalt der Rede stand er Luthern nach, so wie auch in diesem das religiöse Gefühl wenn auch nicht inniger, doch gewaltiger war, indem in diesem seltenen Mann der Glaube Wunder that. Dagegen waren Me-

lanthons Gefühle feiner, sein Geschmack reiner, sein Blick unpartheiischer, seine Rede geglätteter, sein Geist milder und sanftmüthiger. In einem Zeitalter, wo die Streitenden allgemein sich in Schriften auf eine rohe, unanständige, auch wol pöbelhafte Weise behandelten, sucht man in Melanthons Briefen und Schriften vergeblich nach solchen, damals üblichen, rohen und unanständigen Ausdrücken und Spöttereien.

Doch ist es hier der Ort nicht über Melanthons Charakter mich ausführlicher zu verbreiten.

Der Zweck dieser Mittheilungen ist, solche Erläuterungen zu Melanthons öffentlichem und Privatleben, und zur Geschichte der Reformation überhaupt zu geben, welche, weil sie aus noch ungedruckten Quellen geschöpft sind, bis jetzt als unbekannt angesehen werden dürfen. Ich will mich dabei an die chronologische Ordnung halten, ohne doch das Verwandte darum zu trennen.

Seine Berufung nach **Wittenberg** wurde von ihm selbst sehr lebhaft gewünscht, denn er fühlte sich in **Tübingen** sehr gedrückt. Als schon Reuchlin mit dem Churfürsten Friedrich von Sachsen in Unterhandlung stand wegen Melanthons Berufung nach Wittenberg, schrieb er den 12. Jul. 1518 an Reuchlin: Ut anxius sum, ne diutius in hoc me ergasterio agi, inde cruciari oporteat! Libenter alioqui in Suevis inter amicos mansurus, ni exhausto tandem tot mihi malis nescio quid saevius metuam, et, ut caetera sint facilia, repuerasco inter pueros. Malim in aliquo Heracleiti specu delitere, quam heic nihil agendo occupatus esse. — Es ist bekannt, was Camerarius im Leben Melanthons über Tübingen anführt. Melanthon selbst erklärt sich

in diesem Briefe über das nicht weiter, was ihm Tübingen zuwider machte. In einem spätern Briefe an Baumgärtner vom 1. Nov. 1524 sagt er jedoch von Tübingen: eram in ea schola versatus, ubi capitale erat, attingere melius literas.

So gern aber Melanthon jetzt Tübingen verließ, so sehr scheint er später seinen Weggang aus seinem Vaterlande bereuet zu haben. Sein empfindlicher Körper konnte sich nicht nur mit dem rauhern und feuchtern Klima Wittenbergs, über das er oft klagt, nicht vertragen, sondern er vermißte auch in Wittenberg seine Jugendfreunde, und klagte späterhin oft bitter, daß er niemand habe, in dessen Umgang er sich wohlgefallen könne. Nur erst als später Cruciger, Eber, seine Gefährten wurden, und als seine Kinder sich in Wittenberg und der Umgegend ansiedelten, fühlte er sich einheimischer. Doch blieb ihm bis ans Ende seines Lebens sein Vaterland theuer, und noch als Greis trug er sich sehr gern mit dem Gedanken, dahin zurückzukehren, und dort den Abend seines Lebens fern von seinen Feinden und Verläumdern in Ruhe zu verleben.

Eben zu der Zeit, als er nach Wittenberg abgehen wollte und in Augsburg war, gab man sich alle Mühe, ihn für Ingolstadt zu gewinnen und ihn dem sächsischen Rufe untreu zu machen. Als er auf der Reise nach Wittenberg in Leipzig war, wo er einige Tage bei seinem Jugendfreunde Mosellanus verweilte, gab man sich Mühe, ihn in Leipzig zu behalten, und suchte ihm vor Wittenberg Grauen zu erregen. Lipsenses, — schreibt er an Spalatin — et potissimum amici mei omnia mihi hic male ominabantur. Er kam daher auch bald nach seiner Ankunft in Wittenberg in Verdacht, daß er nicht zufrieden sey, und nach Leipzig gehen wolle.

Dieses schreibt Luther an Spalatin den 31. August 1518. Spalatin stellt deßhalb Melanthon zur Rede, wie man aus einem langen Briefe sieht, den dieser deßhalb an Spalatin schrieb, wo er sich über diese ganze Sache sehr offen äußert, und aufs Stärkste versichert, daß ihm nie eingefallen sey, Wittenberg untreu zu werden.

Mit seinem Aufenthalt in Wittenberg beginnt sogleich ein lebhafter noch ganz ungedruckter Briefwechsel mit Spalatin, dem churfürstlichen Hofprediger, den er als einen Vater ehrte, und an welchen er über seine Studien und besonders die Verhältnisse der Universität sehr fleißig schrieb. Zur Geschichte der Universität Wittenberg und zur Erläuterung der Briefe Luthers an Spalatin ist dieser Briefwechsel von großem Interesse.

Der Beifall, den Melanthon gleich bei seinem Auftritt in Wittenberg fand, begeisterte den jungen Mann, der für Ehre und Ruhm nicht unempfänglich war. In seinen Briefen an Spalatin aus dem Herbste des Jahres 1518 spricht sich eben sowohl der Eifer, mit dem er arbeitete, als das wohlthuende Gefühl, daß er mit Beifall arbeite, aus. — Prodibunt — schreibt er im Herbst 1518 an Spalatin — hoc anno, et statim haec mea: calumnia, jam in incudem missa est; dictionarium (ein griechisches Wörterbuch, das bei Thomas Anshelm herauskommen sollte, das aber, so viel ich weiß, nie erschienen ist, das er aber dennoch späterhin an diesen Buchdrucker im Manuscript abgeliefert hat), *περὶ ἀκούειν* Plutarchi, *περὶ ἀδολεσχίας* Plutarchi, hymnus in angelos graecus, Athenagoras, liber de successu studiorum, Platonis Symposium et alia fortasse. Man sieht aus dieser, etwas ruhmredigen Aufzählung, wie viel sich der junge Mann auf einmal vorgenommen hatte, und mit welchem brennenden Eifer er arbeitete.

Es lag ihm daran, den Glanz der neuen Universität durch seine Thätigkeit zu heben. „Habeam, schreibt er den 12. Oct. 1518 an Spalatin, male propitios Deos, si vel unum diem vacem, quo non aliquam lineam Saxoniae illustrandae ducam. Doceo, in chalcotypis laboro, ut habeat juventus; audior in frequenti schola, ubi sese exerceat. Jam excuditur ἡ ἐπιστολὴ πρὸς Τίτον (vermuthlich nur der griechische Text zum Behuf der Vorlesungen)[a]; scis quam elegans et moribus apta purgandis. Reliquum de dictionario, quem fere absolvimus, et omnino faxo, ut ad Novemb. Cal. Thomas emendatum, auctum, typis committat. Accedunt rhetorica, quae omnia tum mihi probabuntur, si tu ea non rejicias. Conor prodesse bonis, et scholam vestram utili argumento evehere; alioqui fumosum illud δοξοκομπάζειν semper de geniis meis odi. — Posthaec philosophiam purgabimus, ut apti ad theologiam accedamus, in quibus, si τῷ δοτῆρι ἐάων placeat, non nihil efficiemus olim."

Zu den vielseitigen Studien, denen sich Melanthon mit so brennendem Eifer hingab, gehörte auch das Hebräische. Es fehlte an einem Lehrer, und Boschenstein war dießfalls von Luther empfohlen worden. Ehe er aber kam, lehrte einstweilen Melanthon und studirte noch 1518 die Sprüche Salomo's. Er hat auch damals hebräische Grammatik gelesen, denn es findet sich auf der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha eine sehr wohlgeschriebene Handschrift einer hebräischen Grammatik Melanthons, vermuthlich die Sätze enthaltend, die er in den Vorlesungen dictirte[b]). Es war wohl Reuchlin,

a) Weder Strobel noch Rotermund gedenken dieser Ausgabe. Vielleicht erschien sie ohne Melanthons Namen.

b) Sie ist kurz und mangelhaft und enthält nur 16 Seiten in 4. Am Ende steht das hebräische Alphabet mit beigesetzter Aussprache

dem er die Kenntniß dieser Sprache verdankte. — Wie sehr es damals noch an Büchern fehlte, sieht man daraus, daß Melanthon, wie er Spalatin meldet, sich mit Mühe zwei hebräische Bibeln von Leipzig verschafft hatte, und daß es ihm empfindlich war, daß ihm die Leipziger eine Ausgabe des griechischen alten Testaments weggefischt hatten. „Audio (schreibt er den 16. Dec. 1518) Lypsicos intercepisse mihi τὰ ἑλληνικὰ βίβλια, gravatim id quidem, sed modeste tamen fero."

Im folgenden 1519ten Jahre griff Melanthon zum ersten Male in die große durch Luther angefangene theologische Controverse ein, indem er einen Bericht an Oecolampadius über die Leipziger Disputation (der er als Zuhörer beigewohnt hatte) bekannt machte. Es ist aber ein Irrthum, wenn Strobel (zu Camerarii vita Melanth. p. 35.) versichert, dieser Bericht sey inscio et invito Melanchthone gedruckt worden. Denn Melanthon schreibt an Spalatin: „ego de disceptionis eventu epistolam publicavi, breviorem quam oportebat, sed quae utcunque longioribus praelusura sit."

Aus Luthers Briefen weiß man, wie sehr dieser immer darauf bei Spalatin und dem Churfürsten drang, daß Melanthons Besoldung verbessert werde. Immer aber lehnte es der bescheidene und genügsame Melanthon ab. Auf ein solches Andringen Luthers bei Spalatin vom 5. Jun. 1520, wo Luther fürchtete, Melanthon möchte einem Rufe nach Ingolstadt folgen, antwortet

che, die so lautet: oleph, bess, gimel, doles, he, fof, sain, ches, thes, jus, kaff, lames, mem, nun, samech, ein, pe, phe, zoduk, kuf, res, schin, toff; und die Vocale: kometz, basach, zere, segol, schoefe (schwa), cholem, chirich, schuerik, melupum.

Melanthon in einem schönen Briefe, daß er nichts begehre, sondern zufrieden sey; so lange er nützen könne, werde er Wittenberg nicht verlassen, und durch seinen Fleiß sich für das Empfangene dankbar zu beweisen suchen.

Zwischen Luther und Melanthon war die innigste Freundschaft, und Melanthon spricht oft in den ungedruckten Briefen an Spalatin mit der größten Zärtlichkeit und Bewunderung von Luther. Von vielen Aeußerungen hier nur einige. Nach Erscheinung der durch Eck ausgewirkten Bannbulle gegen Luther bittet er Spalatin dringend, für Luther zu wirken, und schreibt: „ego vel hac anima salutem Martini antiquiorem habeo, ut nihil accidere tristius possit, quam si sit Martino carendum. Proinde — — age, ne ille opprimatur, vir unus, quem ego ausim, et vere, non modo omnibus hujus aetatis, sed omnibus omnium seculorum, omnium temporum vel Augustinis, vel Hieronymis, vel Nazianzenis praeferre." Als Luther auf der Wartburg krank war, kümmerte sich Melanthon aufs Aeußerste, und consultirte sogar die wittenbergischen Aerzte. Scis, schreibt er an Spalatin den 2. Jul. 1521, quanta sollicitudine vas tanti thesauri fictile servandum sit; quod si pereat nobis, non dubitabo, naturam Dei esse implacabilem. — Ego hic medicos consului, qui quid absentes de absente respondeant, vides. O utinam hac vili anima mea ipsius vitam emere queam, quo nihil te nunc habet orbis terrarum θειότερον.

Als eine bis jetzt unbekannte Thatsache in der Geschichte des Jahres 1521 erhellt aus einem sehr ausführlichen Briefe Melanthons an Spalatin, daß die Abgeordneten des Erzbischoffs Albrecht von Maynz (Fabricius Capito und Stromer, welche in diesem Jahre beim

Churfürsten waren, um zu verhindern, daß Luther nicht so heftig gegen diesen Erzbischoff wegen des neuerlich in Halle begonnenen Ablaßhandels losdonnern möchte), auch nach Wittenberg kamen, und sich an Melanthon wendeten mit dem Gesuch, daß dieser Luthern zur Schonung des Erzbischoffs bestimmen möchte. — Vielleicht ist auch unbekannt, daß Reuchlin seine Büchersammlung Melanthon zu vermachen versprochen hatte, aber den Entschluß vor seinem Tode (30. Junius 1521.) änderte, und seine Bibliothek dem Priesterkollegium in Pforzheim widmete. Melanthon berichtet an Spalatin, man habe ihm geschrieben, daß Reuchlin unwillig auf Melanthon geworden sey, weil er sich an Luther angeschlossen habe, bemerkt aber dabei: „ego praeter vulgaria officia nihil unquam de Capnione mihi pollicitus sum, tametsi et amicitia nostris vetus sit cum illius familia, et me diligere etiam impense videretur. Neque item significavi unquam sperare me tantum munus, et videbat, magna pecunia me bibliothecam mihi aliunde parare. Praeter Aldinae officinae opera vix duos habet libellos, quos mireris; ne putes, magnam jacturam esse factam hoc tanquam e faucibus erepto bolo. Hebraicos ipse plurium faciebat, et magno emerat, in quibus nihil est quod probem praeter biblia. At ea alioqui extant. Reliqua ἀνθρακῶν θησαυρός.“

Aus den Briefen an Spalatin und an Andere sieht man auch, wie mangelhaft damals noch für den wissenschaftlichen Unterricht gesorgt war, indem es an den für die Academien vorbereitenden Gymnasien noch gänzlich gefehlt zu haben scheint. Die Knaben kamen daher schon im 11ten oder 12ten Jahre auf die Academie a) und lern-

---

a) Z. B. der Sohn des nürnbergischen Patriciers Ebner war noch nicht 12 Jahre alt, als er auf die Universität kam. Er trat

ten dort erst lateinische und griechische Grammatik, die Kunst lateinische Verse zu machen und dergleichen. Es war daher gewöhnlich, diese Schüler ältern Magistern zur Aufsicht zu geben, und es beschäftigten sich mit solcher Studiendirection namentlich Amsdorf, Marcellus, späterhin Georg Major, Eber und Andere. Auch Melanthon hatte immer eine Schule zu Hause, die er erst später aufgab, da er wegen öffentlicher Geschäfte so oft lange von Hause abwesend seyn mußte. Luther wünschte, Melanthon möchte sich durch solchen grammatischen Unterricht nicht von etwas Besserem abziehen lassen, und drang besonders darauf, er solle Theologie lehren. Dieses wollte aber Melanthon nicht. Er hatte zwar das theologische Baccalaureat gesucht, aber nicht um den Lehrer der Theologie zu machen, sondern um nur einiges, vielleicht nur Exegese, lesen zu dürfen, war aber durch Luthers lange Abwesenheit in Worms und auf der Wartburg veranlaßt worden, Theologie zu lehren, um das Bedürfniß zu decken. Er schreibt an Spalatin im Julius 1522: theologica, quae praelegere coeperam propter Baccalaureatum, ut mos est, omittere malim. Hactenus enim mea opera vicaria tantum fuit, vel absente vel felicius occupato Martino. Ausführlicher erklärt er sich im Jahr 1523 bei einer gleichen Anforderung Luthers und Spalatins gegen letztern dahin: Qui me casus ad praelegenda theologica detulerit, non ignoras, opinor. Nam cum primum ex more Baccalaurei biblici officium faciendum esset, — — ego, nihil minus cogitans, quam quod postea evenit, praelegere coepi. Nec eos libellos, quos in manus acceperam, absolveram, cum D. Martinus Wormatiam proficiscitur. Unde cum ille non rediret, a praelegendo desistere non licebat. Ita factum est, ut

---

in die scholam domesticam Melanthons ein, und wurde sein Tischgenosse.

in hoc scopulo jam plus biennio haeream. Er äußerte nun seinen Wunsch, von den theologischen Vorlesungen loszukommen, weil er sich dazu nicht geschickt fühle, unterwirft sich aber doch der Entscheidung Spalatins. Ein Hauptgrund dieser Weigerung war aber gewiß das Gefühl, wie nothwendig es sey, daß sich jemand des Unterrichts der jungen Leute in den alten Sprachen thätig annehme, und wie unentbehrlich dieser Unterricht für den Theologen sey. Es sey erlaubt, hier seine eigenen Worte aus einem Brief an Spalatin vom Jul. 1522 anzuführen, weil sie zugleich über die damalige academische Studienweise ein helleres Licht verbreiten.

Ego, schreibt er, τὴν θεολογικὴν professionem non detrecto, modo sit e reipubl. ut doceam. — Sed hoc pessime habet, quod in tanto numero, quot hic sumus professores, vix unum aut alterum invenias, qui humanas literas bona fide tradat. Quae nisi fuerint bene cognitae, quales, quaeso, sumus theologi parituri? Scio, quantum his tribui debeat, nequis hic putet derogari aliquid divino spiritui. Sed est et literarum aliquis in sacrarum rerum tractatione usus, quae ne plane contemnerentur, hortor, declamo etc. Atque hoc est cur domi, cur publice latina et graeca doceam. Quam possum plurimis adulescentibus suos adsigno praeceptores, qui grammatica doceant. Itaque nos simpliciter tentavimus, Ambsdorff, optimae fidei homo, et ego, ne quis usquam adulescens vagaretur incerta studiorum et vitae ratione. Fecitque consilium pium magis quam felix. Partim per consulem urbis partim per professores stetit, quo minus proficeremus. Itaque nunc quos possum in officio contineo auctoritate mea, immo, ut verius dicam, ambeundis iis, quibus committo pueros.

Wie viel damals für die Academie zu thun war, sieht man nicht nur aus Luthers, sondern auch aus Melan-

thons Briefen an Spalatin vom Jahr 1523. Es war im April dieses Jahres, daß Melanthon einen Plan über die Einrichtung der Academie an Spalatin sendete, wobei er, eben so wie Luther, darauf drang, daß die durch den Tod des Canonicus Rachals zur Erledigung gekommene Präbende, so wie die übrigen, zum Besten der Universität verwendet würden. Es geschah aber nichts. Der Churfürst Friedrich, der bedenkliche und unentschlossene, scheint zu keinem Entschluß gebracht worden zu seyn. Quid fit, schreibt Melanthon im Julius 1523, mi Spalatine, de republica literaria? Ecquando mederi scholae videbitur? Es war aber vergeblich, daß Melanthon fast in allen Briefen an Spalatin darauf drang, die unnützen Canonicate im Allerheiligenstift zum Besten der Universität zu verwenden. Melanthon äußerte seine Empfindlichkeit über diese Kälte des Hofes öfters gegen Spalatin, und auch bei einer Gelegenheit, wo es ihm Spalatin ernstlich übel nahm.

Der Stadtrath in Nürnberg hatte nämlich den Entschluß gefaßt, eine gelehrte Lehranstalt in Nürnberg zu errichten, und lud im October 1524 Melanthon schriftlich ein, dieser Anstalt sich zu widmen und Wittenberg mit Nürnberg zu vertauschen. Melanthon meldete diesen Antrag sogleich Spalatin, und schickte ihm den Brief von Nürnberg mit, nicht aber ohne einige bittere Bemerkungen über die Säumigkeit des sächsischen Hofes für das Beste der Universität. Nolui, schreibt er, pro nostra amicitia dissimulare, quae hic ex Noriberga scribuntur. Quaeso autem bona fide remittas mihi literas. Ego ita respondi, ut intelligere queant officii mei me et fidei habere rationem. — Sed leges ipse. Video Illustriss. Principem esse occupatiorem, quam ut vacet constituere scholam. Nos magno negocio aegre in hac caritate annonae rem publicam

sustinemus. Praemia virtutis et studiorum omnia sunt penes caupones missarum, d. i. bei müssigen Canonicis im Stifte.

Diese etwas bittere Pille verschluckte der gute Spalatin nicht geduldig. Er schrieb empfindlich an Melanthon, und mochte wol geäußert haben, Melanthon sey nur unzufrieden, daß er nicht genug bekomme, er sey selbst Schuld, wenn er, wie er höre, in Mangel lebe, und möge nur seine Oekonomie besser einrichten. Hiermit that er nun Melanthon großes Unrecht, in dessen Charakter kein Schatten von Eigennutz war. Die Antwort, die Melanthon darauf gab, charakterisirt ihn, seine Lage und den Zustand der Universität so genau, daß man wohl den ganzen Brief hier nicht ungern lesen wird. Er schreibt:

Quae de sermonibus quibusdam, qui a nescio quibus de mea inopia feruntur, ad me acerbius scripsisti, nihil ad me, mi Spalatine, pertinebant. Nam ego Principis liberalitatem praedicare soleo. Et, cum statum temporum, pretiumque et conditionem miserrimam infelicissimarum literarum nostrarum considero, saepe metuo, ne qua me hoc stipendii invidia oneret, cum aliquanto amplius mihi quam caeteris professoribus multis constitutum sit. a) Jurare possim vere, molestam mihi fuisse accessionem pecuniae, quae ad mercedem meam facta est, et tamen interea dedi operam, ut diligentia, fide, ac labore pensarem vestram liberalitatem. Quare te quaeso, ne iniquius hac in re de meo animo candoreve suspicias. Domesticam amo scholam, publicae nostrae rei cau-

a) Nach einer in einem Baseler Codex im Jahr 1536 eingezeichneten Nachricht hatten in diesem Jahre Bugenhagen 180 Fl., der erste Professor der Rechte 200 Fl., der erste Professor der Medicin 150 Fl. Gehalt.

sam habeo. Nam turpe esset, neminem hic praeceptorem existere, ad quem pueri tuto mitti possent peregre. Nemo vero praeter me et Longicampianum ex illa turba docentium domi ludum habet, aut, si quis habet, me autore habet. Bona pars magistrorum absterritur oneris magnitudine: alios pudet sordidi muneris docendorum puerorum. Scholae publicae quotus quisque rationem habet. Denique tanta est in lectorum turba superbia, tanta inertia, ut me saepe pigeat vivere. Neque vero ex privatis praelectionibus aut laboribus in hoc annonae caritate multum rediit, et sumptus aegre tolero, dum vito sordes, quae a mea natura atque ingenio sunt alienissimae. Diligentiam tamen domi summam praesto, ut aes alienum caveam, et totaque res familiaris mea industria magis quam reditus magnitudine sustentatur. Miseros nos, qui literas non solum valetudinis sed etiam rei familiaris jactura tuemur. Fortasse aureus esse possem, si theologica vellem in quaestum habere. Sed ego id nullo modo faciam. Potes autem de mea diligentia in curanda re familiari inde conjecturam facere, quod nulla nova vestis uxori, quam diu habui, empta est. a) Interea quantum effusum putes in alios, qui nos, ut in hac urbe splendidos, quotidie compilant? Cupiebam aliquid patrimonii meis liberis relinquere, si honeste parari posset: nunc video, in tanta temporum iniquitate nihil illis praeter miseram et inanem famam nominis mei, et quantulacunque eruditionis relinqui.

Noch bemerke ich beim Jahre 1524 einen historischen Irrthum, zu dem Camerarius in der vita Melanthonis Veranlassung gegeben hat. Dieser erzählt, als er im

a) Er heirathete den 26. Nov. 1520.

Herbste des Jahres 1525 von einer Reise aus Preußen nach Wittenberg gekommen sey, habe Melanthon eben die Einladung erhalten, nach Nürnberg zu kommen, und dort die Schule einzurichten. Melanthon sey auch noch im Herbste 1525 nach Nürnberg gekommen, und man habe verabredet, daß er im folgenden Jahre 1526 wiederkommen solle zur Inauguration der Schule, was auch geschehen sey.

Diese Erzählung ist nicht falsch, aber sie ist unvollständig, und dieses hat eben Veranlassung zum Mißverstand gegeben. Es erging eine doppelte Einladung von Nürnberg aus an Melanthon, zuerst, daß er selbst Lehrer und Director der Schule werden sollte, und, als er dieses ausgeschlagen hatte, daß er wenigstens nach Nürnberg kommen und die Sache einrichten möchte. Von der erstern schweigt Camerar ganz, und sie geschah nicht 1525, sondern im October 1524. Der Herausgeber der Briefe an Camerarius, so wie der Herausgeber der zu Leyden erschienenen Sammlung der Briefe (des sogenannten 6ten Buchs Mel. Briefe), warfen beide Einladungen zusammen, und bezeichneten Melanthons Briefe, die davon handelten, mit der Jahreszahl 1525. Ihnen folgte auch Strobel, der gleichfalls die ganze Verhandlung ins Jahr 1525 setzt. Die hier entscheidenden zwei Briefe der Leydner Sammlung pag. 48. vom 4. Decbr., und p. 52. vom 31. October haben zwar das Jahr 1525 am Ende; aber gewiß nicht von Melanthons Hand, der in frühern Zeiten seinen Briefen die Jahreszahl fast nie beisetzte, sondern von späterer Hand. Der Irrthum springt in die Augen, wenn Melanthon darin von dem Churfürsten Friedrich als seinem noch lebenden Herrn spricht, der am 5. Mai 1525 gestorben ist, und daher im Herbste 1525 nicht noch leben konnte. Die Sache ist vielmehr diese. Der Ruf, daß Melanthon selbst ein Lehramt in Nürnberg übernehmen möchte, erging im October 1524 an ihn. Er schlug ihn im December bestimmt

aus, versprach aber nach Nürnberg zu kommen, und die Schule wenigstens einzurichten. Dieß sollte im Frühjahr 1525 geschehen, wurde aber durch die Unruhen des Bauerntumults verhindert. Im Julius 1525 machte nun Camerar seine Reise nach Preußen, und als er zurückkam, fand nun das statt, was er erzählt. Nämlich im September dieses Jahres bat der Senat von Nürnberg Melanthon förmlich, hinzukommen und die Schule einzurichten. Dieses sagte Melanthon sogleich zu, und reisete nach erhaltenem Urlaub im October oder November hin. Zur Inauguration aber kam es damals nicht, sondern erst im May des Jahres 1526, wo Melanthon wieder in Nürnberg war.

Noch bemerke ich zu diesem Zeitabschnitt, daß Melanthon sich Anfangs sehr freute, als Erasmus Luthers Lehre vom unfreien Willen zu bekämpfen anfing, weil er hoffte, durch die Verhandlung zweier so ausgezeichneter Männer über jenes Lehrstück ins Klare zu kommen. Er hatte sich also mit Luthers Meinung nicht befreunden können. Diu optavi, schreibt er an Spalatin, Luthero prudentem aliquem de hoc negotio antagonistam contingere, qualis si Erasmus non videtur, ego valde fallor. — Auch verdient es wohl bemerkt zu werden, daß Melanthon am 21. May 1523 seinen Freund Decolampadius sehr herzlich einlud, sich von Basel nach Wittenberg zu wenden, ohne zu fürchten, daß er durch diesen berühmten Lehrer verdunkelt werden könnte. Quisquis, schreibt er, est Basileae status tuus, mallem te nobiscum esse; mea domus, mei lares tui erunt.

Mit dem Jahre 1527 beginnt im Leben Melanthons eine neue Periode, indem er nun zum ersten Male vom sächsischen Hofe in öffentlichen Angelegenheiten gebraucht wurde. — Sollte man die hier gegebenen Mittheilungen nicht ungern lesen, so werde ich sie auch über die folgenden Jahre fortsetzen.

2.

Exegetische Bemerkungen.

Von
Dr. de Wette.

1. Ueber Jakob. II., 14—16; 2. über Röm. XIV.; 3. über 5. Mos. 1—3.

Ueber Jak. II., 14—16.

Den Widerspruch zwischen dieser Stelle und der paulinischen Rechtfertigungslehre, die Luther so bestimmt auffaßte, scheinen jetzt nach Knapps und Neanders Ausführungsversuchen die meisten Ausleger nicht mehr anzuerkennen; und Einsender, der ihn anerkennt, möchte mit Augusti und Hug so ziemlich allein stehen. Durch folgende Bemerkungen wünschte ich den Bibelerklärern, denen es um die reine Auffassung der geschichtlichen Wahrheit zu thun ist, die Prüfung der Sache nochmals ans Herz zu legen.

Das Wort und der Begriff δικαιοῦσθαι ist anerkannt paulinisch; kein neutest. Schriftsteller, außer dem Pauliner Lukas, macht davon Gebrauch. Aber Jakobus, der doch sonst eine ganz andere Richtung hat, braucht nicht nur δικαιοῦσθαι, sondern auch die Bestimmungen ἐξ ἔργων, ἐκ πίστεως. Nun frage ich die Unbefangenen: ist es wahrscheinlich, daß er dieß aus seinem eigenthümlichen Sprachgebrauch und System thut? ist es nicht vielmehr natürlich anzunehmen, daß er dabei auf Paulus Lehre Rücksicht nimmt? Und da er, in jedem Fall, irgend einen Irrthum bestreitet, ist es nicht natürlich, eine polemische Berücksichtigung anzunehmen? Wenn nicht der Wunsch im

Hintergrunde läge, einen Widerspruch zwischen zwei Aposteln zu entfernen: so würde man schwerlich je die polemische Natur unserer Stelle geleugnet haben.

Noch mehr! Paulus und Jakobus beziehen sich bei ihren Beweisführungen beide auf Abraham und die Stelle 1. Mos. 15, 6. Ob nun gleich das Beispiel Abrahams allen Juden vor Augen lag, auch jene göttliche Billigung seines Glaubens nicht unbemerkt geblieben war (z. B. von Philo de Abrahamo); so ist doch Beider Zusammentreffen in dieser Beziehung schwerlich ohne die Abhängigkeit des einen von dem andern zu erklären.

Daß irgend jemand, außer dem Verf. des Hebräerbriefs, die Rahab als ein Glaubensbeispiel sollte angeführt haben, ist höchst unwahrscheinlich; denn sie wird in der Schrift nicht geradezu wegen ihres Glaubens gerühmt, und ist doch immer eine zweideutige Person. Nur jener Schriftsteller würde durch seinen eigenthümlichen Gedankengang darauf geführt, sie als Heroin des Glaubens aufzustellen.

Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß Jakobus auf diesen Brief Rücksicht genommen hat; und man sträubt sich gegen die Anerkennung dieser ganz zu Tage liegenden Sache aus anderweitigen Gründen oder aus vorgefaßter Meinung. Es lege ein jeder die Hand aufs Herz, und frage sich, ob wenn ihm das, was aus dieser Berücksichtigung erschlossen werden kann, bequem wäre, er die Anerkennung verweigern würde?

Daß Jakobus gerade auf die Briefe Pauli an die Galater und Römer Rücksicht genommen habe, liegt nicht bestimmt in dem Gebrauche, den er vom Beispiel Abrahams macht; denn Paulus und die Seinigen führten es wohl auch oft im mündlichen Vortrage an. Aber das

Beispiel der Rahab kam gewiß erst aus dem Briefe an die Hebräer in den mündlichen Vortrag, wenn es überhaupt darin vorkam. Jakobus hätte also diesen Brief wenigstens indirect berücksichtigt.

Was nun den Inhalt der Stelle selbst betrifft, so läßt er sich freilich mit der paulinischen Lehre vereinigen, aber nur, weil der Verf. diese mit seinem Widerspruche verfehlt. Wahre Uebeinstimmung findet nicht statt, und schwerlich würde Paulus die Stelle unterschrieben haben. Er konnte wohl Röm. 2, 13., wo er das sittliche Schuldgefühl rege machen wollte, mithin auf dem sittlichen Standpunkte stand, sagen: „Nicht die Hörer des Gesetzes gelten für gerecht bei Gott, sondern die Thäter des Gesetzes werden gerechtfertigt;" sonst aber konnte er nicht zugeben, daß der Mensch durch Werke gerechtfertigt werde, auch nicht einmal, daß er es durch beides, Glauben und Werke, werde. Zuvörderst war es für ihn unnöthig, die Rechtfertigung von beiden abhängig zu machen, da der Glaube in seinem Sinne die Werke, d. h. ein neues Leben, einschloß; sodann war es streng genommen unrichtig; denn menschliche Werke begründen keinen Anspruch auf die göttliche Gnade, obschon sie immer nothwendig sind. Man könnte sagen, Paulus leugne bloß die rechtfertigende Kraft der Werke des Gesetzes, und Jakobus spreche von den Werken des Glaubens (und gewöhnlich faßt man die Sache so); allein Paulus hat gewiß auch den letztern diese Kraft abgesprochen. Abraham konnte nicht Werke des Gesetzes vollbringen, weil er noch kein Gesetz kannte; und doch sagt der Apostel von ihm, er sey nicht durch Werke gerecht worden (Röm. 4, 1 ff.).

Wie Jakobus das Beispiel Abrahams für seine Lehre, daß der Glaube nicht allein rechtfertige, gebraucht, konnte dem Apostel Paulus schwerlich gefallen. Dieser behauptete

ausdrücklich, der Erzvater sey ohne sittliches Verdienst allein durch den Glauben gerechtfertigt worden; und Jakobus läßt dessen Rechtfertigung erst vollkommen werden durch jenen Beweis des Gehorsams gegen Gott in der Opferung Isaaks. Er raubt der Stelle 1. Mos. 15, 6. ihre wahre Kraft, wenn er sagt, sie sey erst durch dieses Opfer erfüllt oder bestätigt worden, und zerschneidet somit den paulinischen nervus probandi. Denn nach Paulus war Abrahams Rechtfertigung vollständig, und bedurfte keiner Bewährung, keiner neuern Glaubensprobe.

Jakobus versteht unter πίστις nicht ganz das, was Paulus, wenn dieser die Rechtfertigung davon abhängig macht. Jener versteht darunter die Ueberzeugung von den christlichen Heilswahrheiten, die allerdings in einem Gemüthe todt seyn kann; Paulus aber die demüthig vertrauensvolle Hingabe des sich alles Fleischlichen und Sündhaften entäußernden Gemüths an Gott und Christus, besonders den Glauben an den Versöhnungstod Jesu, der in sich selbst lebendig und fruchtbringend ist; und er hätte nicht sagen können, daß die Teufel glaubten und zitterten. Paulinischer Glaube und Unseligkeit vertragen sich nicht zusammen.

Ueber Römer XIV.

Gegen Koppe und Eichhorn, welche die Meinungsverschiedenheit der römischen Christen auf asketische Enthaltungen bezogen, hat Tholuk wieder die alte Ansicht geltend gemacht, daß sie sich auf jüdische Speiseverbote und ähnliche Satzungen, die Unreinigkeit des Opferfleisches nicht ausgeschlossen, beziehe. Seine Gründe sind: 1) die enthaltsame Partei wird als schwachgläubig bezeich-

net, auf welche die Andern hoffärtig herabblicken; nun aber wurden die Asketen eher als Menschen einer höhern Ordnung angestaunt und keineswegeges verachtet. 2) Die Asketen verdammten Andere nicht, die sich nicht gleicher Enthaltung beflissen; denn sie machten nicht an Alle die Forderung, zu thun, was sie thaten. 3) Paulus würde eher die Enthaltsamen zur Duldsamkeit ermahnt, und im Fall sie auf ihre Uebungen einen zu hohen Werth legten, sie gestraft und widerlegt haben, wie er sich Col. 2, 21—23. gegen eine hochmüthige Askese ausspricht. Dazu würden nun noch die Gründe gefügt werden können, daß das Halten auf Tage sich kaum auf asketische Uebungen beziehen läßt, und daß es sich nach V. 14. eigentlich nicht um die Enthaltung von dem, was man auch ohne Sünde genießen konnte, sondern um die Unterscheidung des Reinen und Unreinen handelte. Ob nun gleich gewisse übertriebene Asketen Fleisch und dergleichen geradezu für unrein halten konnten, so hätte doch diese Uebertreibung wohl die Rüge des Apostels verdient, und nicht als Schwachheit von ihm angesehen werden können.

Allein die von Tholuk wieder empfohlene Ansicht befriedigt nicht ganz. Es handelte sich nach V. 21. auch von der Enthaltung des Weines, der im mosaischen Gesetze nicht verboten ist (zu V. 21. bemerkt Th. fast nichts). Was aber die Hauptsache ist: konnte der Apostel bei seinem Zwecke, die christliche Offenbarung weit über das mosaische Gesetz zu stellen und in ihr das allgemeine Heilsmittel für Juden und Heiden aufzuweisen, eine engherzige, verdammungssüchtige Anhänglichkeit an das Gesetz so schonend behandeln? Hätte er nicht sagen müssen, daß der Christ über die *στοιχεῖα τοῦ κόσμου* hinausseyn müsse, wie er dieß Col. 2, 20. thut?

Ueber 5. Mos. 1 — 3.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Verf. des Deuteronomiums die früheren Bücher des Pentateuchs bei seiner Geschichtswiederholung zum Grunde legte. Er benutzte nicht etwa die Ueberlieferung, aus welcher auch jene geflossen sind; denn er trifft mit ihnen wörtlich, einmal sogar in einer seltenen grammatischen Form, zusammen: es müßte denn seyn, daß jene Ueberlieferung in einer bestimmten Vortragsweise fortgepflanzt worden wäre, was im Wesentlichen auf dasselbe hinauskäme. Zugleich aber ist klar, daß der Verf. in mehreren Punkten von jenen Büchern abweicht. Letzteres ist kaum erklärlich, wenn man annimmt, er habe sie vor Augen gehabt; denn sein Verfahren wäre dann so willkürlich und nachlässig gewesen, daß sich kaum etwas zu seiner Entschuldigung sagen ließe; man muß also annehmen, daß er sie bloß aus dem Gedächtnisse benutzte. Auf dieselbe Weise erkläre ich mir das Verhältniß des Markus zu den beiden andern Evangelisten; und vorzüglich um diese meine Annahme durch eine solche Parallele zu erläutern und zu bestätigen, will ich die ersten Capitel des Deuteronomiums in seiner Uebereinstimmung und Abweichung mit den frühern Büchern vergleichen.

Die geographische Bestimmung der Gegend, wo die Israeliten sich befinden zur Zeit des angeblichen Auftritts Mose's zu einer Ermahnungsrede ans Volk (1, 1. 5.), ist zwar in den Hauptmerkmalen dieselbe, die sich am Schlusse des 4. B. M. findet; was man aber mit den Ortsnamen 1, 1., besonders mit den in die südliche Wüste gehörenden Namen Pharan und Hazeroth und die Entfernungsangabe V. 2. machen soll, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich war der Verf. mit der mosaischen Erdkunde sehr unbekannt, wie er denn auch 2, 8. Elath und

Ezeongaber in einem Zusammenhange anführt, der vielleicht auf einem Mißverständnisse beruht. „Wir zogen, heißt es da, abseits von unsern Brüdern, den Söhnen Esau's, die zu Seir wohnen, vom Wege nach der Ebene (am todten Meere und Jordan), von Elath und Ezeongaber.“ Nun liegen diese Städte am arabischen Meerbusen, und die Israeliten kamen denselben schwerlich nahe; sie umzogen das Land Edom, das im Süden von Palästina liegt, und damals den Israeliten im Osten lag, und weiter ist auch 4. Mos. 21, 4. nichts gesagt. Möglich wäre freilich, daß der Sinn seyn soll: die Israeliten seyen zwischen dem Hauptlande der Edomiter und den Hafenstädten am rothen Meere hindurchgezogen; dann aber wäre der Ausdruck sehr undeutlich. (Bei **Rösenmüller** findet man über solche Dinge gar keine Auskunft, gleichsam als wenn er die Schwierigkeiten nicht ahndete.) Auch möchte 1, 44. בְּשֵׂעִיר ein irrthümlicher Zusatz zu 4. Mos. 14, 45. seyn, da die Scene noch ziemlich entfernt von Seir zu seyn scheint.

Die erste Abweichung findet sich 1, 6. Dieser Befehl, vom Horeb aufzubrechen, erscheint hier, vor der Einsetzung der Obersten über Tausend, Hundert, Funfzig und Zehen, mithin auch vor der sinaitischen Gesetzgebung, zu früh. Allein der Verf. scheint jene Einrichtung mit der Einsetzung der siebenzig Aeltesten (4. Mos. 11.) verwechselt zu haben. Daß ihm bei 1, 9 ff. 2. Mos. 18. vorgeschwebt hat, ist wahrscheinlich, wenigstens braucht er den Ausdruck: שָׂרֵי אֲלָפִים וגו׳, der auch dort vorkommt. Und doch, wie verschieden ist die Darstellung der Sache! Von Jethros Mitwirkung ist keine Spur: Mose selbst kommt auf den Gedanken, sich eine Erleichterung zu schaffen. Kap. 1, 22. wird die Aussendung der

Kundschafter von den Israeliten vorgeschlagen, während 4. Mos. 13, 2. Jehova den Befehl dazu gibt; V. 42. sagt Jehova, was 4. Mos. 14, 41. Mose sagt; und V. 44. sind Amoriter genannt, wo 4. Mos. 14, 45. Amaletiker. Und troß diesen Abweichungen schwebt dem Verf. 4. Mos. 13 f. wörtlich vor, wie man aus der Formel V. 28. וְגַם־בְּנֵי עֲנָקִים רָאִינוּ שָׁם sieht (vergl. 4. Mos. 13, 28.). Auch V. 36. ist der Ausdruck מִלֵּא אַחֲרֵי יְהוָה aus 4. Mos. 18, 24. entlehnt: ja V. 44. ist die unregelmäßige Form וַיַּכְּתוּ gebraucht, gerade wie 4. Mos. 14, 45.

Kap. 2, 3—8. ist der vereitelte Durchzug durch das edomitische Gebiet sonderbar behandelt. 4. Mos. 20, 14—21. ist die Sache sehr klar und in sich zusammenstimmend so erzählt. Moses sendet Boten an den König von Edom, und bittet um den Durchzug; und da ihm dieser verweigert wird, so gibt er das Versprechen, alles, selbst das Wasser kaufen zu wollen. Aber das Gesuch wird nochmals abgeschlagen, und da die Edomiter feindlich entgegenziehen, so weichen die Israeliten vor ihnen. Dagegen wie verwirrt ist die Wiederholung! Jehova spricht zu Mose: „Gebiete dem Volke und sprich: Ihr werdet ziehen durch das Gebiet euerer Brüder, der Söhne Esau's, die zu Seir wohnen, und sie fürchten sich vor euch, und nehmt euch wohl in Acht! Laßt euch nicht mit ihnen in Streit ein, denn ich werde euch von ihrem Lande keinen Fuß breit geben; denn zum Besitzthum habe ich den Söhnen Esau's das Gebirg Seir gegeben. Speise sollt ihr von ihnen kaufen um Geld, daß ihr esset, und auch Wasser sollt ihr von ihnen kaufen um Geld, daß ihr trinket — — — Und wir zogen abseits von unsern Brüdern, den Söhnen Esau's rc." Wie kann Gott sagen: ihr werdet ziehen durch das Gebiet der Söhne Esau's,

da dieß doch nicht geschieht; und wie kann er ihnen befehlen, Alles von ihnen zu kaufen, da sie ihr Gebiet nicht berühren? Es scheint, der Verf. wollte die Thatsache, daß die Israeliten vor den Edomitern gewichen seyen, verschleiern, wie er denn auch nachher, im klaren Widerspruche mit dem 4. Buch Mos., sagt, Edom habe Israel den Durchzug verwilligt (2, 29.).

V. 24. verheißt Jehova den Israeliten die Eroberung des Landes Sihons, und ermuntert sie, Krieg mit ihm anzufangen. Das steht mit 4. Mos. 21, 21 ff. im Widerspruch, wo erzählt ist, daß Mose diesen König um friedlichen Durchzug gebeten habe. Aber auch hier V. 26. sendet Mose Boten des Friedens an Sihon, womit der Verf. sich selbst widerspricht, und den Befehl Jehovas als nichtssagend darstellt.

Kap. 3, 5. scheint aus 1. Kön. 4, 13. entlehnt zu seyn. V. 18—20. ist kürzer und verschieden von 4. Mos. 32, 4 ff. erzählt; es ist aber kein Zweifel, daß dieser Bericht zum Grunde liegt. Der Verf. macht sich kein Gewissen daraus, den Hergang der Sache anders darzustellen. V. 26. (vgl. 1, 37.) wird als Ursache, warum Mosen nicht erlaubt wird, ins Land Kanaan zu kommen, angegeben, Gott habe um der Israeliten willen auf Mose gezürnt, während 4. Mos. 27, 14. und selbst im Deuteronomium 32, 51. ein Vergehen Mosis selbst als diese Ursache genannt wird.

Das Ergebniß, daß der Verf. des 5. B. Mos. von der gebrauchten Quelle bedeutend abweicht, steht hiernach wohl fest, und der Schluß, daß ein Evangelist ähnlich verfahren seyn könne, wird nicht in Abrede gestellt werden. Noch bietet sich die Beobachtung dar, die für den historischen Geist des Pentateuchs nicht unwichtig ist, daß der

Verf. des Deuteronomiums willkürlich etwas Gott sagen läßt, was anderwärts Menschen sagen, und umgekehrt. Man sollte denken, daß dieser Umstand den Eifer derer, die im Pentateuch das: „Gott sprach" und Aehnliches wörtlich thatsächlich fassen, abzukühlen geeignet sey.

3.

Ueber ein Paar Stellen

des

von Herrn Dr. Bretschneider im II. Bd. 4. Heft der Studien und Kritiken S. 741 ff. aus einer gothaischen Handschrift bekannt gemachten Briefes von Melanthon an Agricola vom Jahr 1527.

Von

Dr. Dav. Schulz.

Bei Durchlesung dieses interessanten, bisher völlig unbekannten, nur in der eben genannten Handschrift vorhandenen Melanthonschen Briefes, für dessen vorläufige Mittheilung das theologische Publikum dem hochverdienten Herrn Dr. Bretschneider zu neuem Danke verpflichtet worden ist, stießen dem Unterzeichneten bei etlichen Stellen sogleich Zweifel gegen die Richtigkeit der Lesart auf, welche in derselben Zeitschrift auszusprechen und insbesondere der weiteren Erwägung des verehrungswürdigen, ihm befreundeten Herausgebers dieses Briefes zu empfehlen er durch die Wichtigkeit des Gegenstandes sich verpflichtet hält.

In zweien von diesen Stellen waltet vielleicht ein bloßer Druckfehler ob. S. 749. des gedachten Hefts der Studien rc. Z. 7. v. u. soll es wahrscheinlich heißen: Hos motus vocavi, nicht vocari: — und S. 751. Z. 1. oben: ad effectum priorem legis, nicht legi.

Aber S. 750. unten muß wol bei dem Satze: Quem locum Pauli etc. ein wirkliches Mißverständniß zum Grunde liegen, in Folge dessen mehrere Worte Melanthons ganz unrichtig gelesen und abgedruckt worden sind. Was wir hier erhalten, kann Melanthon unmöglich geschrieben haben. So lautet die Stelle:

Quem locum Pauli male detortum putas ad urgendam legem, non descripsi; suspicor tamen, te hunc velle: lex est posita propter transgressionem. Lutherus eum exposuit, angendas, ego, cohortandas.

Herr Dr. Bretschneider hat dazu die Note gesetzt: „Diese Stelle ist mangelhaft und corrupt. Es soll wol heißen: angendas, ego, cohortandas esse conscientias."

Ich zweifle ebenso an der Richtigkeit dieser Ausfüllung, wie an der richtigen Lesung des ursprünglichen Textes, und muß nach dem, was aus der vor ein paar Jahren angestellten Vergleichung hiesiger Originalbriefe Melanthons von seinen Schriftzügen und der leichten Verwechselung einiger derselben mir noch erinnerlich ist, und nach dem Sachzusammenhange, auch ohne Einsicht des Manuscripts, vermuthen, daß die Stelle (welche einen neuen Absatz im Briefe anfangen sollte) ursprünglich ohngefähr so gelautet haben muß:

Quem locum Pauli male detortum putas (vielleicht putes) ad augendam legem, non perspexi

(oder detexi); suspicor tamen, te hunc velle: lex est posita propter transgressiones (nämlich Gal. III, 19. τῶν παραβάσεων χάριν ἐτέθη ὁ νόμος). Lutherus eum exposuit (vielleicht explevit), augendas, ego, cohercendas.

Die beiden letzten Berichtigungen haben für mich nicht den geringsten Zweifel, sobald ich das Nächstfolgende in Betracht ziehe und mich an Luthers Erklärung der angeführten Stelle in seiner lateinischen Bearbeitung des Briefes an die Galater erinnere. Weiterer Nachsuchungen, die ich auch jetzt nicht anstellen kann, bedarf es ohne Zweifel nicht. Herr Dr. Bretschneider wird aber leicht durch nochmalige genaue Betrachtung des Originals zu entscheiden im Stande seyn, ob und in wie weit meine Vermuthung richtig sey, und demnächst verhüten, daß nicht in sein Corpus Reformatorum etc. ein unrichtiger Text dieses merkwürdigen Briefes übergehe. Wie schwer freilich, ja unmöglich, es bei solch einem Unternehmen ist, vor Irrungen bewahrt zu bleiben, vermag kaum Einer sich vorzustellen, der nicht irgend einmal mit einer ähnlichen Arbeit einen Versuch gemacht hat.

4.

Ueber hebräische Grammatik.

Von

G. H. A. Ewald

an

F. W. C. Umbreit.

Sie haben, verehrtester Freund, in Ihrer gehaltreichen Uebersicht der alttestamentlichen Litteratur (im ersten

Hefte dieses Jahrgangs) auch meine im J. 1828 erschienene kleinere hebräische Grammatik berührt, und ein allgemeines Urtheil über meine grammatischen Leistungen ausgesprochen. Je mehr mir nicht meine Schriften und meine Meinung, sondern die Wissenschaft, die ich zu begründen versucht habe, am Herzen liegt: desto reger muß in mir der Wunsch seyn, eine richtige Ansicht über den Sinn und Zweck meiner Bestrebungen in der gelehrten Welt zu erhalten; und so ergreife ich gern diese Gelegenheit, mich darüber etwas genauer zu erklären, als es in der Vorrede zu der größern Grammatik geschehen ist.

Meine Methode, sagen Sie, verehrtester Freund, sey die philosophische; doch könne man auch die in Gesenius Lehrbüchern die philosophische nennen. Unphilosophisch mag ich freilich in der Behandlung dieser Wissenschaft weder seyn noch scheinen; aber eben so wenig mir eine andere Philosophie zuschreiben lassen, als ich suche und brauche. Ein besonnener Sprachforscher wird nicht irgend ein philosophisches System oder einen philosophischen Satz höher stellen oder früher setzen, als die zu erklärende Sprache; von dieser, als dem Gegebenen, geht er aus. Aber er weiß zugleich, und es überzeugt ihn die genauere Forschung über das Gegebene immer mehr, daß in diesem Gegebenen nicht der blinde Zufall herrscht, sondern Gesetze, und daß es die Aufgabe und das Ziel der Grammatik ist, diese in ihrer Wahrheit und ihrem Zusammenhange zu suchen. Von der Empirie geht er also zur Spekulation, und findet sein Ziel in der richtigen Ausgleichung und Versöhnung beider. Dieß Ziel kann freilich von dem einzelnen Grammatiker bei all seinem Streben nicht gleich überall erreicht werden, zumal in der Erklärung der Reste der hebräischen Sprache; ein unendliches Feld der Forschung ist hier für viele Menschenalter geöff-

net, und das letzte Ziel wird nie vollkommen erreicht; aber das richtige Princip muß doch den Forscher leiten und des Zieles muß er sich bewußt seyn. Seine Philosophie wird aber keine andere seyn, als die in der Sprache liegende und zu ihr gehörige, nichts als Kritik, als Wissenschaft.

Dieß ist's aber gerade, was mich von Gesenius trennt, und wie es scheint, noch länger trennen muß. Die eigenthümlichen Verdienste dieses Gelehrten verkenne ich nicht, und wenn mich etwas früher, beim Abfassen meines Werks, in Verwunderung gesetzt hat, so ist es nicht sein Lehrgebäude, ein gutes Produkt seiner Zeit, sondern die noch vor drei oder vier Jahren im Publikum herrschende und unterhaltene Meinung, daß darin ein vollkommnes und sicheres Lehrgebäude aufgestellt sey. Nachdem Vater, im Gegensatz zu den Schulen von Alting und Schultens, welche vortreffliche, scharfsinnige Gelehrte schon eine Ahnung und ein dunkles Gefühl einer kritischen (oder philosophischen) Behandlung der hebräischen Grammatik hatten, aber in ihrer beschränkten Zeit ihr Ziel nur sehr unvollkommen erreichen konnten — zu der empirischen Behandlung zurückgekehrt war: wandte sich auch Gesenius entschieden dieser Behandlung zu; die Erscheinungen der Sprache wurden nach der bloß äußern Erscheinung aufgefaßt, und es fehlte das Princip, die innern und wahren Gründe zu erforschen und sich zu erheben über den äußern Schein. Eine solche Ansicht und Behandlung der hebräischen Sprache konnte in unserer Zeit, der auch die Sprache überhaupt mit Recht in einer höhern und wissenschaftlichern Bedeutung erscheint, und bei dem Fortschritt der Exegese nicht auf die Dauer sich erhalten; und wenn ich mich nicht dagegen, nicht durch Worte und Reden, sondern durch die That, erklärt hätte,

so würde die Opposition später von einer andern Seite erfolgt seyn. Daß das Princip, welches mich leitete, zu einer lebendigern und richtigern Ansicht der hebräischen Sprache überhaupt, und zu der Erforschung und Begründung eines sehr bedeutenden Theils der einzelnen Spracherscheinungen geführt hat, lehrt mich die tägliche Erfahrung und hat das Urtheil der gelehrten Forscher bereits bestätigt. Doch wußte und erklärte ich schon bei der Erscheinung der kritischen Grammatik, am Ende des Jahres 1826, daß nur erst ein Anfang zu dem neuen Bau gemacht sey, und die Vollendung stets erneuerten Forschungen und dem vereinten Fleiße der Gelehrten gehöre. Forschung wünschte ich auf einem Gebiete zu erwecken, das, so nützlich und nothwendig auch seine Urbarmachung ist, bis dahin öde gelegen; mein Wunsch tritt schon in Erfüllung. Und so wenig ich auch das ganze weite Gebiet in jenem Werke schon ganz durchmessen und überall vollkommen richtig erforscht haben konnte: so hat mich doch dasselbe Princip durch seinen Inhalt und seine Forderung stets weiter geführt und dem Ziele näher; die neue Bearbeitung der Grammatik in kürzerer Form (v. J. 1828.) zeigt den Fortschritt, die jetzt gedruckte arabische Grammatik wird im Einklange damit stehen, und nie in meinem wissenschaftlichen Streben wird, hoffe ich, jenes Princip mich verlassen.

Aber, wird mancher sagen, ich hätte die weitere Ausbildung der Wissenschaft Gesenius überlassen, oder doch Gesenius nicht nach dem Maßstabe seines im J. 1817 erschienenen Lehrgebäudes beurtheilen sollen. Meine Rechtfertigung liegt in der That nicht fern, wenn überhaupt eine solche unter Gelehrten verlangt wird. Bis zum J. 1826 hat Gesenius nie über die Mängel seines Lehrgebäudes sich geäußert, sondern vielmehr im Gegentheil; und

seine im J. 1826 erschienene kleinere Grammatik weicht nur in sehr Wenigem von jenem ab. Auf welches Bessere sollte ich warten? Aber die klarste Rechtfertigung meines Unternehmens gibt die neueste Ausgabe von Gesenius kleiner Grammatik, auf welche erst Sie, verehrtester Freund, mich aufmerksam gemacht haben. Gewiß haben Sie nur die Vorrede der neuern Auflage gelesen; denn nur so kann ich mir erklären, wie Sie nach dieser allein Ihr Urtheil richten konnten. Der Vorrede aber, in welcher Gesenius, ohne auf die Grundidee und das Princip meines Werkes einzugehen und darnach ein gerechtes und allseitiges Urtheil zu fällen, nur die Schattenseite desselben kurz zu entwerfen sucht, entspricht sehr wenig das Werk selbst. Vergleicht man, wie ich erst jetzt gethan habe, die neue Auflage vom J. 1828 mit der vorigen vom J. 1826, so findet man in jener eine so bedeutende Anzahl von Zusätzen, Auslassungen und Veränderungen, daß keine einzige der frühern Ausgaben so stark und durchgängig umgearbeitet ist. Die Veranlassung dazu hat ihm, außer einigen andern Erscheinungen der Zeit, nur mein Werk gegeben; und wenn er einiges von mir Aufgestellte verworfen hat, wie jeder prüfende Gelehrte thun wird, so hat er eine weit größere Zahl der von mir zuerst durchforschten und erklärten Spracherscheinungen und anderer Bemerkungen gewöhnlich mit sehr geringen Modifikationen, in sein Werk aufgenommen. So ist er mir selbst näher gekommen, als man, ohne diese Vergleichung gemacht zu haben, glauben sollte, obgleich freilich das Princip meines Werkes nicht das seinige geworden ist, und noch eine bedeutende Menge von mir schon als unrichtig bezeichneter Meinungen geblieben ist, z. B. der Satz, daß die Formen וַיִּקְטֹל mit كان يقتل zu vergleichen seyen, wobei weder die Etymologie noch die Bedeutung der hebräischen Form richtig erkannt werden kann. — Ich habe mir nie

früher ein allgemeines Urtheil über Gesenius Grammatik erlaubt, und bin zu diesem nur durch den Mißverstand gezwungen, den seine Vorrede leicht erregen konnte. Herr Prof. Hupfeld, auf dessen Urtheil über mein Werk Sie, verehrtester Freund, sich außerdem berufen, hat, wie verlautet, schon vor der Herausgabe meines Werks sich denselben Ansichten widersetzen wollen, die ich bestritten habe: ein Beweis, daß eine Opposition dieser Art nothwendig war. — Daß sein Bemühen der Wissenschaft sehr heilsam werde, wünscht wol keiner mehr als ich; in seiner Kritik meines Werks aber kann man nicht immer den ruhig und allseitig urtheilenden Kritiker sehen. Seine Kritik hat auch nur den kleinsten und, wie ich selbst wußte, bis jetzt am unvollkommensten ausgebildeten Theil, die Lautlehre, betroffen, und die wichtigsten Theile meiner Grammatik, besonders die Syntax, nicht berührt. Der Stoff ist aber so unendlich und noch so wenig bearbeitet, der Umfang der Grammatik so weit, und so mannigfach und verschiedenartig der Kreis der zu ihr gehörenden Kenntnisse, daß es in der That mehr als ein Wunder wäre, wenn der erste Grammatiker der kritischen Methode schon alles erschöpft hätte. Bleibt nur mit dem wahrern Principe die Freiheit und das Streben der Forschung, so wird sich die weitere Entwickelung und Vervollkommnung des richtigern Anfangs von selbst ergeben.

Wenn ich überhaupt den jetzigen Standpunkt hebräischer Philologie übersehe, so kann ich ihn nur als einen noch sehr unvollkommnen und unwissenschaftlichen betrachten; die Blüthe und Ausbildung dieses Studiums kann erst die Folgezeit geben bei unermüdet fortgesetzter Forschung. Wie sehr fehlt es noch an einer innern und wissenschaftlichen Exegese des A. T., und wie beherrscht noch unkritische Willkür und ein unklares Fühlen und Meinen dieß Ge-

biet! Wie wenig verstehen es noch die Exegeten, einen hebräischen Satz in seiner ganzen Schärfe und Genauigkeit aufzufassen, und so den Sinn und Zusammenhang ganzer Reden vollkommen richtig zu erkennen! Ich habe erst an einem kleinen Buche, dem Hohenliede, den Versuch gemacht, nach innern und der Wissenschaft nach nothwendigen Gründen ein Ganzes richtig so zu verstehen, daß die Willkür der Erklärung möglichst entfernt ist. Ich bin in diesem frühen Versuche zum Theil mit Ihnen, verehrtester Freund, selbstständig, und ohne Ihre oder irgend eine andere Ansicht zu kennen, zusammengetroffen, worin wenigstens ein günstiges Vorurtheil für unsere Meinung über die Einheit des Hohenliedes liegt. Das, worin ich auch nach der zweiten Auflage Ihrer Schrift Ihnen nicht beistimmen kann, wird sich vielleicht bei meiner neuen Bearbeitung Ihnen mehr empfehlen, und jedenfalls wird uns eine Annäherung leicht seyn, da wir über mehrere Hauptpunkte festen Grund gewonnen zu haben glauben. Wenn ich nun aber sehe, wie H. D. Hartmann in Rostock in einer langen Abhandlung in Winer's Zeitschr. H. 3. das wieder zerstören will, was wir glaubten aufgebaut zu haben,[a]) und wie er es gerade dadurch in den Augen der Unkundigen zerstört, daß er aller Grammatik und aller Besonnenheit der exegetischen Kunst sich widersetzt, und die Ergebnisse der nüchternsten Forschung, weil er nicht folgen kann oder mag, bezweifelt: so muß ich freilich nicht ohne Wehmuth fühlen, wie tief noch dieses Studium in dem unwissenschaftlichen Elemente liegt, und wie sehr es jeden Exegeten zur regsten und besonnensten Thätigkeit auffordert.

---

a) Warum H. H. gegen mich härter spricht als gegen H. D. Umbreit, dafür zeigt sich nicht der entfernteste Grund.

Erlauben Sie mir noch zuletzt einige Worte über Kopp's paläographische Bemerkungen (Theol. Stud. und Krit. II. S 687), die er auf Veranlassung meiner Grammatik geschrieben hat. Kopp's technische Verdienste um die semitische Paläographie hatte ich gebührend anerkannt; dieß konnte mich aber nicht abhalten ihm, wo es nothwendig schien, zu widersprechen. Durch meine zu kurze und zum Theil noch nicht genügende Darstellung ist vielleicht eine Gegenrede von ihm nothwendig geworden; ich kann ihm aber dagegen, nach längerer Ueberlegung, sehr weniges nachgeben. Bei meiner Bemerkung über die Figur des Zain hatte ich das samaritanische und äthiopische Zain vor Augen, und begreife nicht, warum Kopp diese nicht beachtet hat; daß Kof, welches im gewöhnlichen griechischen Alphabet mangelt, sich auf Münzen finde, wollte ich an jener Stelle meines Werks nicht bemerken; daß die jetzige hebräische Schrift aus zusammenhängender Cursivschrift hervorgegangen, ist mir noch jetzt undeutlich und läßt sich nicht durch bloße Vermuthung beweisen; die auf der Linie gehaltenen Züge des ב und צ erklären sich schon hinlänglich aus dem Streben nach Gleichheit und Rundung, wovon eben die Quadratschrift ihren Namen hat. Daß in dem Namen „assyrische Schrift" für diese Quadratschrift keine Andeutung liegen könne auf die problematische babylonische als die Urschrift, da jener Name nichts als die aus Chaldäa gekommene neuere Schrift bezeichnet, muß mir noch jetzt sicher seyn; denn eine Verwechslung der Namen Syrer, Phönizier und Assyrer, worauf sich jetzt Kopp beruft, ist wohl bei Griechen und Römern faktisch und erklärlich, aber nicht bei den Hebräern. Endlich, daß die Hebräer 5 oder mehr Vokalbuchstaben hatten, das soll uns doch wahrlich nicht das ע in עולם = olim, עז = os u. s. w. lehren. Wie es kam, daß die Semiten Jahrtausende

lang die Vokale nur in höchst beschränktem Umfange schrieben, Inder aber, Perser, Griechen gleich anfangs vollkommen, das kann nur aus dem Wesen der verschiedenen Sprachen erklärt werden, und diese Erklärung habe ich gegeben. Es bleibt gewiß, daß nur ו und י, da die Halbvokale w — j im engsten Zusammenhange mit den Vokalen u — i im Laut und Bau der Sprache stehen, auch für Vokale geschrieben werden konnten, so wie ה am Ende des Worts; und daß also kein Buchstab im Alphabet besonders nur dazu erfunden ist, um einen Vokal allein zu bezeichnen. Doch hierüber und über andere schwerere Punkte der hebräischen Grammatik, die eine besondere Betrachtung verdienen, werde ich bald ausführlicher in besondern Abhandlungen zu reden Gelegenheit haben.

5.

Antwort

an Herrn Prof. Dr. Ewald von Dr. Umbreit.

Sie erlauben mir, hochverehrter Freund, daß ich unmittelbar auf Ihr an mich gerichtetes Schreiben sogleich meine Antwort folgen lasse. Ich bedauere recht sehr, daß Ihnen mein allgemeines Urtheil über Ihre Bemühungen und Leistungen auf dem Felde der hebräischen Grammatik einiges Mißvergnügen erweckt hat, um so mehr, da Sie meiner Einladung zur Theilnahme an dieser Zeitschrift so freundlich gefolgt sind, und fast könnte es von meiner Seite wie Undank erscheinen, daß ich in demselben Blatte, zu

dem Sie höchst schätzbare Beiträge geliefert, ein unbilliges Urtheil über Sie ausgesprochen. Es ist mir aber nicht möglich, auch nur ein Wort von dem dort Gesagten zurückzunehmen; vielmehr bin ich nun durch Ihre Gegenrede genöthigt, das Siegel meiner festen Ueberzeugung erst förmlich darauf zu drücken. Wie wäre es mir doch in den Sinn gekommen, Ihr unbestreitbares Verdienst, mein Werthester, gegen das von Gesenius, welches mir aber eben so unbestreitbar ist, nur im Mindesten in Schatten zu stellen! Wenn ich Ihr grammatisches Verfahren vorzugsweise philosophisch genannt, so konnte ich ja mit dieser Bezeichnung keinen andern Sinn verbinden, als den Sie selbst hineinlegen, wie auch deutlich genug daraus hervorgeht, daß ich hinzusetzte: Sie wollten aus dem Geiste der semitischen Sprache überhaupt die Erscheinungen der besonderen hebräischen Grammatik zu begreifen suchen. Wie in aller Welt hätte es mir doch einfallen können, Ihnen etwa eine auf die hebräische Grammatik bezogene Tendenz irgend einer bestimmten philosophischen Schule zuschreiben zu wollen! Aber ich bin auch recht gerne erbötig, das Ihren grammatischen Bestrebungen beigelegte Prädikat des Philosophischen in das, was Sie zu lieben scheinen, des Wissenschaftlichen zu verwandeln, wodurch freilich nur der Ausdruck aber nicht das Urtheil verändert wird, wie Sie sich denn dieses nach meiner nun abgegebenen Erklärung auch gerne werden gefallen lassen. Und eben so werden Sie jetzt darin mir beizustimmen keinen Anstand nehmen, daß gleichfalls Herr Dr. Gesenius ein wissenschaftlicher Grammatiker genannt werden dürfe, insofern er den rohen grammatischen Stoff in eine lichtvolle Ordnung gebracht, oder Sie müßten willkürlich den Begriff der Wissenschaftlichkeit so beschränken, daß Sie dieselbe auf dem unermeßlichen Felde des Denkens nur dem beilegten, der die Gründe des unmittelbar Gegebe-

nen und Gefundenen zu erforschen sich bemüht. Nennen Sie immerhin den hochverdienten Grammatiker unserer Zeit, seit dessen Erscheinen die gefürchtete hebräische Sprache ein Lieblingsstudium geworden, einen Empiriker, so ist er wenigstens doch ein wissenschaftlicher Empiriker! Lassen Sie ihn fernerhin nach der ihm eigenthümlichen lebendigen Anschauungsgabe das gefundene Sprachbild unmittelbar darstellen, und forschen Sie, mein hochverehrter Freund, zum wahren Heile der vielgestaltigen Wissenschaft, eifrigst fort, die einzelnen Züge dieses Bildes in ihrer Gesetzmäßigkeit und nothwendigen physiognomischen Verbindung verstehen zu lernen. Wenn Sie überzeugt sind, daß Gesenius mehr von Ihnen gelernt, als Sie von ihm, desto erfreulicher und ermunternder für Sie, auf dem betretenen Wege fortzugehen. Lassen Sie sich doch in diesem erhebenden Selbstgefühl nicht verdrießlich machen durch das große Geschmeiß der Nachtreter und Nachbeter, die ja doch im Lauf der Zeit als todte Fliegen zu Boden fallen! Hat Ihnen ja Herr Dr. Gesenius gerade in jener Stelle seiner Vorrede, die Sie unangenehm berührt, selbst zugestanden, daß er bei dem Studium ihres Werkes „gar nicht selten durch treffende und von ihm mit Vergnügen verfolgte Bemerkungen belohnt worden sey." Dieses habe bei einer nähern Ansicht der 9ten Auflage der hebräischen Grammatik auch ich so gefunden, und nicht bloß, wie Sie meinen, aus der Vorrede dazu entwendet. Daß ich aber das eigene Zeugniß von Gesenius, wie seine Grammatik in der neuesten Ausgabe nach Erscheinen der Ihrigen gewonnen, ausdrücklich aufgeführt, mußte Ihnen ja gerade recht angenehm seyn, da es ihnen vor den Augen des Publikums zur Ehre gereicht, und auch Herrn Dr. Gesenius nicht zur Schande, daß er Ihnen öffentlich einen grammatischen Einfluß auf sich zugesteht. Wollte ich indessen nicht parteiisch erscheinen, so durfte ich doch die übrigen Worte

jener ausgezogenen Stelle der Vorrede nicht zurücklassen, in welchen auch der Widerspruch gegen Einzelnes Ihres Werkes entschieden hervortritt. Und wenn ich endlich auch Herrn Prof. Hupfelds scharfer Kritik Ihrer Grammatik Erwähnung gethan, so geschah dieses, um die bedeutendsten Akten des Streites der drei vorzüglichsten hebräischen Grammatiker unserer Zeit dem Publikum vorzulegen.

Recensionen.

1.

1) Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich des Buddhaismus. Von Isaac Jacob Schmidt, Doctor der Philos., Ehrenmitgl. d. asiat. Gesellschaft in Paris, und corresp. Mitgliede der Kaiserl. Acad. d. Wissensch. in St. Petersburg. Leipzig. 1828. 25 S. in 4.

2) Histoire critique du Gnosticisme, et de son influence sur les Sectes religieuses et philosophiques des six premiers siècles de l'ère chrétienne. Ouvrage couronné par l'Académie royale des inscriptions et belles-lettres. Par M. Jacques Matter, Professeur à l'Acad. royale de Strasbourg. Avec planches. T. I. (XVI u. 427 S.). T, II. (500 S.). Planches (98 S. Text und 18 Kupfertafeln). Paris. 1828. 8.

Herr Schmidt hat sich schon durch seine Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens (Petersburg, 1824.) als gründlichen Kenner der indischen Litteratur bekannt gemacht. Die vorliegende kleine Schrift Nr. 1., durch welche der Verf. der philosophischen Facultät in Rostock für die Ertheilung der Doctorwürde seinen Dank bezeigen will, wird daher, sowohl durch ihre Erläuterungen über das Ver-

hältniß der indischen Religionssysteme zu einander und zum Zoroastrismus, als durch eine kurze aus den Quellen geschöpfte Darstellung des Buddhaismus jedem Freunde der Religionsgeschichte willkommen seyn, und bei ihm den Wunsch erwecken, daß die S. 13. verheißene ausführliche Geschichte des Buddhaismus nebst übersetzten Auszügen aus den Originalschriften bald nachfolgen möge. Ob indeß der Verf. eine Verwandtschaft der gnostischen Systeme mit dem Buddhaismus hier erwiesen hat, möchten wir bezweifeln.

Schon seit alter Zeit ist der Gnosticismus mit den verschiedenartigsten älteren Religionssystemen zusammengestellt, und bald von Einem bald von Mehrern abgeleitet. Daß die älteren Resultate dieser Art nicht mehr befriedigen, liegt allerdings zum Theil daran, daß dieselben auf eine zu unvollkommene Kenntniß der zu vergleichenden Religionssysteme gebaut sind, theils aber auch daran, daß die Vergleichung selbst nicht umsichtig genug angestellt, und daß auf das Zusammentreffen einzelner Ideen sogleich das Urtheil gegründet ist. Will man hier auf festen Boden gelangen, so ist es nöthig, den Gang der Untersuchung und ihre Grundsätze sich zuvor klar zu machen.

Zuvörderst muß die wirkliche Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung der Religionssysteme, d. i. ihre innere Verwandtschaft, der Art und dem Grade nach genau ausgemittelt werden: namentlich ist zu erforschen, ob dieselbe in den Grundideen der Systeme, oder in Nebenideen, oder endlich nur in dem mythischen Apparate, der zur Darstellung der Ideen angewendet ist, liege.

Alsdann bietet sich die zweite Frage dar, ob eine ausgemittelte innere Verwandtschaft aus einer äußeren Verwandtschaft zu erklären sey, ob jene Aehnlichkeit

der Systeme darin ihren Grund habe, daß das Eine aus dem Andern entstanden, oder bei seiner Entstehung von demselben irgendwie bedingt gewesen sey. Bei dieser Untersuchung muß allerdings zuerst Art und Grad der innern Uebereinstimmung berücksichtigt werden; denn je durchgreifender und wesentlicher dieselbe ist, oder je mehr sie in eigenthümlichen Ideen oder willkürlichen Vorstellungen beruhet, desto mehr Gründe wird man haben, eine äußere Abhängigkeit der Systeme von einander anzunehmen. Da sich aber die auffallendsten Uebereinstimmungen der Art auch zwischen Völkern finden, welche ihrer äußeren Verhältnisse wegen nicht wohl von einander entlehnt haben können, und da dadurch der Beweis gegeben ist, daß der menschliche Geist auch die eigenthümlichsten Meinungen unabhängig mehreremal hervorbringen kann; so reichen jene inneren Gründe nicht hin, um sogleich auch eine äußere Verwandtschaft anzunehmen. Die äußeren Ort- und Zeitverhältnisse fordern hier ebenfalls Berücksichtigung: es muß wenigstens die historische Möglichkeit nachgewiesen werden, daß den Schöpfern des einen Systems das andere hinlänglich bekannt gewesen seyn konnte.

Indeß bei dem allgemeinen Resultate, daß ein System aus einem andern entlehnt habe, darf man nicht stehen bleiben: auch die Art der Abhängigkeit muß näher bestimmt werden. Ein früheres System kann von dem spätern bewußt oder unbewußt, ferner mittelbar oder unmittelbar benutzt seyn: die Abhängigkeit kann aber auch darin liegen, daß sich das Spätere in Opposition zu dem Früheren ausbildete.

Herr Schmidt dürfte zuvörderst starken Widerspruch bei unsern Philosophen finden, wenn er schon in der pythagoräischen, demnächst in der platonischen Schule Spuren der Einwirkung des Buddhaismus zu entdecken meint.

Wir wundern uns indeß, daß er die stoische Philosophie ganz unerwähnt gelassen hat, da doch diese in ihrer Kosmogonie und ihrem Pantheismus eben so wie in dem Uebermuthe, mit welchem sie ihre Weisen selbst über die Gottheit setzt, noch wohl die meisten Vergleichungspunkte mit dem Buddhaismus darbieten möchte. Daß Philo seine Ansichten aus indischen Vorstellungen schöpfte, wie es S. 17. heißt, müssen wir unbedingt läugnen. Beiläufig sey noch bemerkt, daß die Ansicht, wonach die Engel in bloßen Scheinformen auf Erden erscheinen, weder dem Philo allein eigenthümlich ist (sie findet sich auch im Buche Tobias, und im Josephus), noch in der indischen Maja ihre Wurzel haben dürfte.

Ob nun die Gnosis unmittelbar aus dem Buddhaismus herstammen soll, oder nur durch jene Mittelglieder mittelbar, ist von dem Verf. nicht deutlich gesagt. Es scheint uns indeß, als ob derselbe Beides durch die Andeutung vereinigen wolle, daß die Kenntniß Indiens und seiner Religionssysteme sich bei den Griechen seit Alexander fortwährend erweitert habe, und daß sonach die spätern Philosophen nicht bloß mittelbar durch ihre griechischen Vorgänger, sondern auch mit denselben unmittelbar aus dem ihnen noch reicher fließenden indischen Quell geschöpft hätten. Prüfen wir jetzt die behauptete Verwandtschaft zwischen dem Buddhaismus und Gnosticismus. Das System des Ersteren, wie es der Verf. S. 8 ff. darstellt, ist kurz folgendes:

Der Buddhaismus nimmt wie der Brahmanismus einen fortlaufenden Wechsel von Weltentstehungen und Weltzerstörungen an. An die Spitze der dem Wechsel unterworfenen Dinge setzt er einen Lichtraum, die Region des zweiten Dhjâna, den Sitz des Allgeistes, aus welchem abwechselnd die Schöpfung ausfließt, und in welchen sie

zurückströmt. Jede Weltentstehung wird durch fatalistische Nothwendigkeit bewirkt. Sturmwinde scheiden aus der Lichtregion dasjenige aus, was bei der vorhergehenden Weltzerstörung den Keim der Materie in das Lichtreich noch mitgebracht hat. So entstehen niedere Lichtwesen, aus diesen noch niedere Gattungen, aus denen durch stufenweises Sinken sich zuletzt die gröberen Elemente der Materie bilden, die ebenfalls stufenweise immer gröber und dichter werden. Die Zerstörungen der Welten geschehen durch Feuer oder Wasser, nur die letzte, oder 57ste, durch Luft. Nach dieser letzten geht auch der Urgrund aller Schöpfungen, die Region des Lichtes, unter, und alles, was war, versenkt sich für die Ewigkeit in das Nichts. Die höchste Weisheit, die Dscheâna, ist die Erkenntniß, daß alles Vorhandene eitel sey. Durch sie befreit sich der Weise schon hier von der Herrschaft der Materie, wird zum Buddha, erhebt sich über den Kreislauf der Schöpfungen, und geht nach dem Tode sogleich in das ewige Nichts, in den Nirwâna, über. Um diese Weisheit auf der Erde zu erhalten, senken sich von Zeit zu Zeit Buddhas herab, nehmen einen Körper an und erscheinen unter den Weltbewohnern. Sie beherrschen die Materie nach ihrer Willkür, sind Herren der Mâja, oder der sich in Verwandlungen offenbarenden Täuschung, und benutzen diese Herrschaft, um unter den Menschen jene Erkenntniß zu wecken.

Die Aehnlichkeit, welche zwischen diesem Systeme und dem Gnosticismus statt findet, kann nicht geläugnet werden. Der Nirwâna der Buddhaisten entspricht deutlich dem Pleroma der Gnostiker; eben so findet sich das stufenweise Herabsinken der Emanationen, und die Behauptung, daß der Mensch sich durch eine geheime Weisheit den Rückweg zum Pleroma zu bahnen vermöge, in dem einen Systeme wie in dem andern. Dagegen dürfen auch die wesentlichen Verschiedenheiten der beiden Systeme nicht übersehen wer-

den. Die Gnosis hält am Dualismus fest, und setzt der Gottheit gegenüber ein Urböses, bald als lebendiges Princip, bald als todte Materie; dem Buddhaismus dagegen ist Alles, auch die Materie, Ausfluß aus der Gottheit. Dem Gnostiker ist die Materie und das in ihr beruhende Böse, was er zu bekämpfen hat, etwas Reales; der Buddhaist erblickt darin nur die Täuschung der Mâja, über welche er sich zu erheben hat, um sich frei und unabhängig zu machen. Die Gnosis lehrt eine wirkliche Weltschöpfung, als das Werk eines unvollkommenen Gottes, der Buddhaismus weiß nur von einer fatalistischen Weltentstehung.

Nach unserer Meinung läßt sich die Gnosis vollkommen begreifen, wenn man sie als eine durch das Hinzutreten des Christenthums veranlaßte neue Entwickelung des philonischen Platonismus betrachtet, welche in Syrien noch durch den persischen Dualismus modificirt wurde. Wir können die Genesis der gnostischen Ideen aus den bezeichneten Wurzeln zu deutlich verfolgen, als daß wir uns genöthigt sehen sollten, eine äußerlich gar nicht nachzuweisende Abhängigkeit der Gnostiker von Indien anzunehmen, aus welcher denn doch immer nur einige ihrer Lehren sich herleiten lassen würden, während die übrigen dieser Ableitung auf das entschiedenste widerstreben. Damit wollen wir einen mittelbaren Einfluß indischer Religionsphilosophie auf die Gnosis nicht geradezu für unmöglich erklären, aber wir können denselben nicht eher annehmen, bis er uns deutlicher nachgewiesen ist, als bis jetzt geschehen.

In der zweiten der oben genannten Schriften bietet uns Herr Matter ein umfassendes Werk über den Gnosticismus, in welchem zuerst der Ursprung desselben, dann die Geschichte sämmtlicher gnostischer Schulen, und endlich

der Einfluß des Gnosticismus auf andere religiöse und philosophische Parteien jener Zeit dargestellt und erläutert wird. Wir können dem Verf. das Lob nicht versagen, daß er mit großem Fleiße nicht nur die Quellen benutzt, sondern auch in einer seltenen Vollständigkeit die spätern Bearbeitungen dieser Gegenstände zu Rathe gezogen, und namentlich auch die neuere deutsche Litteratur sorgfältig berücksichtigt hat. Dagegen können wir es eben so wenig verhehlen, daß wir oft in diesem Werke die nöthige Genauigkeit vermißt haben, und daß uns die Darstellung, obgleich lebendig und nicht selten blühend, doch zuweilen zu rhetorisch und zu breit erschienen ist.

Die Einleitung (T. I. p. 1—44.) weiset zuerst in der syncretistischen Richtung der Zeit die Wurzel des Gnosticismus nach, gibt eine allgemeine Charakteristik desselben, und zählt endlich die Bearbeitungen und Quellen desselben auf. Namentlich sind wir hier in dem Abschnitte über die Quellen häufig angestoßen. Die διαλέξεις des Irenäus handelten nicht, wie es S. 30. heißt, über die Weisheit Salomo's und den Brief an die Hebräer, sondern Eusebius (hist. eccl. V, 26.) bemerkt nur, daß in denselben einige Stellen aus diesen Büchern angeführt seyen. Ob Irenäus wirklich gegen den Marcion geschrieben habe, ist ungewiß; wir wissen nur, daß er die Absicht hatte (cf. I, 29. III, 12.). Das Urtheil über Irenäus Werk S. 32.: rien n'y décèle la passion dürfte Widerspruch finden; dagegen möchten Manche Genaueres über die Quellen desselben vermissen. Da der Verf. S. 32. auch die verloren gegangenen Werke des zweiten Jahrhunderts gegen die Gnostiker nennt, die allerdings als Quellen der vorhandenen berücksichtigt werden müssen; so hätten hier auch die Schriften des Justinus Martyr, des Philippus v. Gortyna und des Modestus gegen

den Marcion nicht übergangen werden dürfen. S. 36. wird das Buch des Origenes gegen den Marcion zu den reinsten Quellen der Geschichte der Gnosis gerechnet; wir wissen nicht, welches Buch der Verf. hier meine, denn von dem bekannten Dialogus contra Marcionitas bemerkt er selbst an mehrern Stellen, daß er dem Origenes nicht angehöre. Beiläufig wehren wir hier von neuem die Vermuthung ab, welche der Verf. S. 409. nach Huetius (Append. ad Origen. p. 276.) und Hahn (Evangel. Marcions S. 28.) wiederholt, daß der Dialogus den Maximus zum Verfasser haben könne. Maximus gehört in die Zeiten des Commodus (Euseb. h. e. V. 27.), der Dialog ist aber erst nach dem nicäischen Concile geschrieben. Geringere Versehen des Verf. deuten wir nur kurz an. Epiphanius ist nicht im Anfange des 4ten, wie es S. 38. heißt, sondern des 5ten Jahrhunderts gestorben; Tertullian ist nicht in den letzten Jahren des Irenäus geboren (vgl. S. 40.), sondern war damals schon Schriftsteller; S. 31. Z. 3. ist Irénée statt Eusèbe zu lesen.

Première Section. Origine du Gnosticisme. Das erste Capitel (S. 45—122.) sucht die Wurzeln des Gnosticismus in der vorchristlichen Zeit nachzuweisen. Der Verf. findet schon bei Pythagoras und Platon das Wort γνῶσις in einer Bedeutung, welche die eigenthümlich gnostische begründete. Er weiset bei Plato die Grundlagen gnostischer Ideen nach, und verfolgt die Ausbildung derselben in der jüdisch-alexandrinischen Schule, namentlich bei Philo. Das andere vorchristliche Element der Gnosis findet er in dem Einflüsse persischer Lehren auf das Judenthum, und hebt hier besonders die Kabbala hervor, die sich schon seit dem Exile entwickelt habe, und welche als nächste Wurzel des Gnosticismus zu betrachten sey. — Wir stimmen dem Verf. völlig bei, wenn

er in dieser Untersuchung auf Philo großen Werth gelegt hat; denn allerdings finden sich bei ihm die Keime, aus welchen sich späterhin nach dem Hinzukommen des Christenthums die Gnosis entwickelte. Nur vermissen wir auch in der Darstellung des philonischen Systems hin und wieder die erwünschte Genauigkeit. Philo war weit davon entfernt, die Welt zu vergöttern, wie es S. 63. heißt; die Welt war ihm nicht θεὸς νεότερος, sondern υἱὸς νεότερος im Gegensatze zu dem υἱὸς πρεσβύτερος, dem Logos. Mit Recht wird der Logos daselbst als die Idealwelt bezeichnet, aber im Widerspruche damit findet sich S. 66. die Weisung, daß man den Logos von der Idealwelt zu unterscheiden habe. Ein Reich der Finsterniß und ein Kampf des Logos gegen dasselbe (S. 66—71.) ist dem Philo völlig fremd; und die Behauptung (S. 66.), daß der philonische Logos mit dem Ormuzd des Parsismus und dem gnostischen Christus zusammenfalle, ist, wie viele Vergleichungen der Art, ganz unpassend. Wir lassen die Meinung S. 73., daß sich von Moses her eine esoterische Lehre im Hebraismus herabgeerbt habe, und die Zusammenstellung des hohenpriesterlichen Brustschildes mit den Abraxassteinen auf sich beruhen, und wenden uns zu dem, was der Verf. S. 74 ff. über den jüdischen Syncretismus bemerkt. Obgleich wir den schon oft nachgewiesenen Einfluß des Parsismus auf das Judenthum vollkommen anerkennen, so möchten wir denselben doch nicht aus einer syncretistischen Neigung des Letztern erklären, sofern Syncretismus auf eine äußerliche Verbindung von innerlich einander fremden Stoffen deutet. Nie war das israelitische Volk wol weiter entfernt, fremde Meinungen seinem Religionsglauben beizumischen, oder in andern Religionen, z. B. der persischen, etwas Verwandtes anzuerkennen, als gerade seit dem Exile. Der Einfluß des persischen Systems auf die Juden bestand darin, daß es dieselben,

indem es sich ihnen als ein in manchen Punkten ausgebildeteres System darstellte, zu einer Entwickelung der analogen in ihrer Lehre liegenden Keime veranlaßte, wobei denn allerdings ihnen unbewußt die persische Lehrentwickelung als Muster mit einwirkte. Auf diese Weise wirkt stets das ausgebildetere Lehrsystem auf ein minder entwickeltes, auch wenn sich dieses in den entschiedensten Gegensatz zu jenem stellt. So haben die häretischen Systeme stets auf das katholische, so im Mittelalter die lateinische Kirche auf die griechische, so das Christenthum selbst auf das neuere Judenthum gewirkt. Um den Einfluß der persischen Lehren auf die Juden nachzuweisen, (wofür S. 77. auch die Geschichte des Daniel, die doch wol bedeutenden historischen Bedenken unterliegen möchte, angeführt wird), gibt der Vf. S. 78 ff. einen Abriß des zoroastrischen Systems. Er findet jenen Einfluß besonders bei den Pharisäern, den Essäern und Therapeuten, am stärksten aber in der Kabbala, die er als völlige Copie des zoroastrischen Systems betrachtet, und deren Ursprung er in die Zeiten des Exils setzt. Wir gestehen, eine ganz entgegengesetzte Meinung zu haben. Zuerst treten wir gegen Buddeus auf Massuets Seite, indem wir einen vorchristlichen Ursprung der kabbalistischen Philosophie läugnen. Die exegetischen Spielereien, welche nachher sich zu der sogenannten Kabbala symbolica ausgebildet haben, sind allerdings älter; daß aber das philosophische System der Kabbalisten aus so frühen Zeiten stamme, daran müssen wir zweifeln, da Josephus und Philo davon schweigen, da das System des Letztern sich zu dem kabbalistischen offenbar wie das frühere zu dem spätern verhält, und da die historischen Spuren der Kabbala so sehr jung sind (s. Jost's Gesch. der Israeliten Th. 7. S. 424 ff.). Demnach können wir die Kabbala, welche, beiläufig gesagt, uns auch gar nicht so nahe mit dem zoroastrischen Systeme verwandt scheint, wie der

Verf. annimmt, für keine Quelle der christlichen Gnosis halten; obgleich wir den Werth der erstern zur Erläuterung der letztern keinesweges verkennen. Gnosis, Kabbala und Neuplatonismus sind verwandte Erscheinungen im Christenthume, Judenthume und Heidenthume, aus denselben Wurzeln hervorgewachsen, die eben deßhalb sich gegenseitig erläutern und erklären. Als Vermittlerinnen des fortdauernden geistigen Einflusses der Perser auf die Juden in dem vorchristlichen Zeitalter hätten übrigens S. 111. nicht die jüdischen Schulen in Nahardea, Sora und Pumbeditha angeführt werden sollen, denn diese wurden erst im 3ten Jahrhundert nach Christo gegründet. Wenn ferner der Verf. S. 118. in der Uebersetzung der LXX. von 1. Sam. 2, 3. und Ch. 47, 10. vorchristliche Spuren von Gnosticismus findet, so müßten dieselben eben so gut in dem Originale liegen, da jene Uebersetzung von demselben in diesen Stellen nicht abweicht.

Cap. 2. Erste Spuren von gnostischen Lehren seit der Stiftung des Christenthums (S. 122—179.). Der Verf. hält hier ziemlich die Mitte zwischen denjenigen, welche überall im Neuen Test. Spuren der Gnosis aufzufinden meinten, und denen, welche dieselben ganz läugneten, doch nicht ohne sich zuweilen zu den ersten mehr hinzuneigen. Die Hindeutungen auf Zendavesta und Kabbala, welche der Verf. häufig dem Paulus zuschreibt, können wir bei demselben nicht finden; und zwischen dem kabbalistischen Ensoph und dem paulinischen Bilde von der Kirche, als einem Leibe unter einem Haupte, können wir nicht, wie der Verf. S. 133. Aehnlichkeit erblicken. Die ausgebildete Angelologie und Dämonologie im Neuen Test. darf nicht, wie S. 143 u. 171 f. geschieht, als Beweis von persischem und kabbalistischem Einflusse auf die ersten christlichen Lehrer gel-

tend gemacht werden. Denn diese hatte, obgleich allerdings ursprünglich durch persische Anregung, schon vor Christo in dem Judenthume ihre eigenthümliche Ausbildung erhalten, und ging nicht als eine esoterische Lehre sondern als allgemeiner jüdischer Volksglaube in das Urchristenthum über. Der Verf. scheint uns ferner, freilich mit sehr vielen Exegeten, darin zu weit zu gehen, daß er dogmatische Erörterungen des Apostels auch da, wo dieß keineswegs angedeutet ist, als Antithesen gegen vorhandene Irrthümer nimmt, und diese letzteren dann nicht ohne Willkür aus jenen bestimmt. Die Gnostiker haben, wie auch S. 135 f. richtig bemerkt wird, manche paulinische Ideen und Ausdrücke in einem ganz andern Zusammenhange in ihr System verflochten. Wenn man nun mit der Kenntniß der spätern gnostischen Vorstellungen zum Paulus kommt, so wird man leicht verleitet, in dergleichen Stellen die Absicht zu finden, dem gnostischen Mißbrauche dieser Ideen und Ausdrücke das Richtige entgegenzusetzen. Daraus ergibt sich freilich eine historische Demonstration im Cirkel, die auch vom Verf. nicht immer vermieden seyn dürfte. Aufgefallen ist uns, daß nach S. 149. der Brief an die Hebräer am deutlichsten philonische, kabbalistische und gnostische Meinungen bestreiten soll. Daß der Brief von einem Alexandriner geschrieben ist, und die Einseitigkeit der palästinischen Judenchristen bekämpft, ist insbesondere in der trefflichen Einleitung zu demselben, mit welcher uns Hr. Dr. Bleek beschenkt hat, deutlich genug erwiesen. Sofern die alexandrinische Denkweise die Wurzel der gnostischen war, könnte also der Verf. des Briefes wol zu den Vorläufern der Gnosis, aber nicht zu den Bekämpfern derselben gezählt werden. Zuletzt bemerken wir noch gegen S. 133, daß der zweite Brief an die Korinthier nicht von Ephesus aus geschrieben ist, und daß der Verf., wenn er denselben hier in das Jahr 57 setzt, den 1sten Brief

an den Timotheus S. 138. nicht in das Jahr 58 hätte setzen dürfen.

Nach unserer Meinung muß bei der Ausmittelung der Spuren der Gnosis im Neuen Test. streng geschieden werden zwischen den ersten Spuren von Anwendung einer Philosophie auf das Christenthum, zwischen der Vermengung des Letztern mit anderswoher erborgten Lehren, und zwischen dem Hervortreten von Meinungen, welche der späteren Gnosis eigenthümlich sind. In der ersten Beziehung würden wir hier dem Apollos eine größere Aufmerksamkeit schenken, als der Verf. gethan hat. Das Daseyn eigentlich gnostischer Lehren glauben wir aber erst in den Pastoralbriefen Pauli (die nach unserer Annahme sämmtlich nach der ersten Gefangenschaft des Apostels geschrieben sind) und den johanneischen Schriften nachweisen zu können. An die Letztern würden wir aber auch die deutlichen Erklärungen der ignatianischen Briefe gegen den Doketismus, und die merkwürdige Stelle Ignat. Ep. ad Magnes. c. 8. λόγος ἀΐδιος, οὐκ ἀπὸ σιγῆς προελθὼν, von der wir uns wundern, daß sie der Verf. unbeachtet gelassen hat, angeknüpft haben.

Cap. 3. Erste Häupter des Gnosticismus in der christlichen Zeit (S. 180—235.). Zuerst über Euphrates. Der Verf. widerspricht mit Recht den Gründen, aus denen Mosheim eine doppelte Art von Ophiten, jüdische und christliche, angenommen, und einen Euphrates περσικὸς zum Stifter der ersten gemacht hat; die Modificationen der Mosheimischen Resultate aber, welche er alsdann als Vermuthungen aufstellt, sind ebenfalls nicht gehörig begründet. Wenn der Ophitismus, sagt er, nicht älter sey, als das Christenthum, so sey er doch wol bald der Stiftung desselben gefolgt; es sey nicht unmöglich, daß Euphrates einer der Stifter desselben ge-

wesen, nicht unmöglich, daß derselbe im Judenthume geboren, und dann mit den Lehren des Parsismus bekannt geworden sey. Indeß mit diesen Möglichkeiten wird für die Geschichte nichts gewonnen. Wir glauben, daß der Euphrates, auf welchen sich nach Origenes c. Celsum VI. p. 294. die Ophiten beriefen (*Εὐφράτην τινὰ εἰςηγητὴν τῶν ἀνοσίων αὐχοῦντες λόγων*), kein anderer ist als der *Εὔφρατης ὁ Περατικὸς*, der von Theodoretus (haer. fab. comp. I. c. 17.) als Stifter der *Περαται* genannt wird, und daß derselbe in dem Schreiben des Sophronius an den Sergius (Harduini coll. Conc. III. p. 1287.) entweder durch die Unkunde des Verf., die sich auch sonst in diesem Schreiben nachweisen läßt, oder durch einen Abschreiber in einen *Εὐφράτης ὁ Περσικὸς* verwandelt sey. Die Peraten, wie sie Theodoret freilich unvollständig schildert, sind mit den Ophiten offenbar nahe verwandt. Denn die Lehren von den drei radical verschiedenen Naturen, und von einem *Χριστὸς τριφυής*, welche Theodoret den Peraten beilegt, sind Grundlehren der Valentinianer und Ophiten. Diese Klasse der Gnostiker bestand bekanntlich aus sehr vielen Parteien; wenn nun die Peraten eine von den älteren waren, so hat es nichts Befremdendes, daß sich die Ophiten zur Zeit des Origenes auf den Euphrates, den Stifter der Peraten, bezogen.

Der Abhandlung über **Simon Magus** (S. 185 ff.) hätten wir einen mehr untersuchenden Charakter gewünscht, da der Widersprüche und der Dunkelheiten in der Geschichte dieses Mannes gar zu viele sind. Namentlich ist in den Recognitionen des Clemens dem Simon manches sich selbst oder andern Berichten Widersprechende in den Mund gelegt, und es scheint zuweilen fast, als ob in jenem Buche der Vater und Repräsentant der Gnosis nur eine von den spätern Gnostikern abstrahirte Person

sey. So erzählt Simon Recogn. II. c. 53., wie er durch Nachdenken von dem menschlichen Standpunkte aus zu seinen Lehrsätzen gelangt sey, dagegen erklärt er sich II, 14. III, 47. für die prima virtus. Er findet es II, 49. abgeschmackt, daß Gott einen Sohn haben solle, und will doch III, 47. selbst der Sohn Gottes seyn. Eben so widersprechend ist es, wenn Recogn. II, 32. Simon längnet, daß Jesus nur Prophet gewesen sey, da er sich so häufig widersprochen habe, und wenn er nach Irenaeus I, c. 20. behauptet haben soll, semet ipsum esse, qui inter Judaeos quidem quasi filius adparuerit, in Samaria autem quasi pater descenderit. Nicht minder auffallend ist es, wenn Homil. Clem. XIX. c. 14. gesagt wird, daß Simon ein dem guten Gotte gegenüber stehendes Reich des Bösen gelehrt habe, wovon alle übrigen Berichterstatter nichts wissen. Mit Recht nimmt der Verf. nach Neanders Vorgange einen großen Unterschied zwischen Simon und dessen Schülern an. Uns ist es besonders unwahrscheinlich, daß der Theil des simonischen Systems, der sich auf Simons eigene Person bezieht, von ihm selbst herrühre, und es scheint uns vielmehr, daß sich eben so erst nach seinem Tode diese Spekulationen an seine Person angeknüpft, und parallel mit der christlichen Gnosis entwickelt haben, wie dieß in der Schule des Johannes des Täufers mit diesem Vorläufer Christi geschah. Dann dürfte Simon Magus, wie er in der Apostelgeschichte und bei dem Josephus (die Identität der Person hier vorausgesetzt) erscheint, bloß ein besonderes Aufsehen machender Goët gewesen seyn, der seine Person und Wissenschaft, wie es seiner Praxis förderlich war, in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte, dem es aber wol weniger um Gründung eines neuen theosophischen Systems oder einer neuen Religion zu thun war, als um eigennützige Zwecke, wie die Goëten sie verfolgten.

Die vorgeblichen Schriften und Fragmente des Simon, die der Verf. ohne Weiteres S. 217. annimmt, finden wir mit Mosheim (institt. majores p. 402 ss.) sehr verdächtig. Daß aber die Praedicatio Pauli von einem Simonianer geschrieben sey, beruht bloß auf einem Mißverständnisse der Stelle in den lib. de baptismo haeret. (in Rigaltii Observatt. ad Cyprian. p. 139.), denn diejenigen, qui originem exinde trahunt a Simone Mago sind überhaupt Gnostiker, was schon daraus erhellt, daß jene Praedic. Pauli vorzüglich die Feuertaufe begründet haben soll, welche sich wol bei mehreren gnostischen Parteien, aber nicht bei den Simonianern findet. Unter den S. 218. nach Theodoret angegebenen Parteien der Simonianer wären die Eutychètes wol richtiger Entychètes nach Clemens Alex. Strom. VII. p. 900. genannt.

Unter den Beispielen von Ungenauigkeit müssen wir auch noch anführen, daß der Verf. S. 220. mit Beziehung auf Cyprian. de bapt. haeret. annimmt, die Menandrianer hätten sich zur Zeit des Cyprianus in die Kirche einzudrängen gesucht, was um so leichter gewesen wäre, da sie sich äußerlich nur durch die Anwendung des Feuers bei der Taufe von denselben unterschieden hätten. Abgesehen davon, daß das Buch de bapt haeret. keine Schrift des Cyprianus ist, so werden weder in demselben noch anderswo die beiden obigen Angaben bestätiget. Daß die Menandrianer sich in die Kirche einzuschleichen suchten, sagt Euseb. hist. eccl. III. c. 26., aber wahrscheinlich nur in Beziehung auf die Zeiten der christlichen Kaiser; die Ceremonien ihrer Taufe sind aber ganz unbekannt, Tertull. de anim. c. 50.

Eben so schließt der Verf. aus den Worten des Cajus bei Euseb. III, 28: *Κήρινθος ὁ δι' ἀποκαλύψεων, ὡς ὑπὸ ἀποστόλου μεγάλου γεγραμμένων, τερατολογίας ἡμῖν*

ὡς δι' ἀγγέλων αὐτῷ δεδειγμένας ψευδόμενος Unrichtiges, und Unvereinbares, wenn er S. 228. daraus folgert, Cerinthus habe eine Apokalypse verfaßt und sie den Aposteln beigelegt, und S. 221., derselbe habe sich nur Offenbarungen von Engeln zugeschrieben. Wenn auch diese Stelle auf eine von unserer Apokalypse verschiedene Schrift gedeutet wird, so sagt sie doch nicht aus, daß Cerinthus dieselbe den Aposteln beigelegt habe: ὡς ὑπὸ ἀποστόλου μεγάλου muß alsdann entweder von dem Cerinthus selbst, oder von einem der vornehmsten Apostel verstanden werden. Legte aber nach des Vfs. Deutung Cerinthus seine Offenbarungen den Aposteln bei, so nahm er nicht für sich, sondern für diese (eigentlich αὐτῷ, für den großen Apostel) Engeloffenbarungen in Anspruch. Auf keine Weise aber kann der Verf. die amplificirte Deutung rechtfertigen, daß Cerinthus sich nur Engeloffenbarungen beigelegt habe, da derselbe doch die höchste Gottheit zu verkündigen vorgab, welche den Engeln unbekannt sey (vgl. S. 223.). Uebrigens wird gerade durch die Erwähnung der Engel die ohnehin wahrscheinlichere Meinung bestätigt, daß Cajus in jener Stelle unsere Apokalypse im Auge hatte (cf. Apoc. I, 1.), und unter dem großen Apostel den Johannes verstand. Die Schwierigkeiten in dem überlieferten Systeme des Cerinthus, welche sich aus der Mischung unvereinbar scheinender jüdischer und gnostischer Elemente ergeben, sind von dem Verf. nicht berührt, und sogar dadurch noch vermehrt worden, daß er S. 224. ohne Grund den Demiurgen des Cerinthus für einen bösen Geist erklärt.

Von den Nikolaiten nimmt der Verf. an, daß sich schon ihre ursprünglichen Lehren der Gnosis genähert, späterhin aber einen noch stärkern Einfluß des Gnosticismus erfahren hätten. Wir machen hier auf die neuesten trefflichen Bemerkungen über diesen Gegenstand in Ewald comm. in Apocalypsin Johannis p. 110. aufmerksam.

Seconde Section. Histoire des principales écoles et sectes du Gnosticisme. Erstes Cap. Allgemeine Eintheilung dieser Schulen und Sekten (S. 236—254.). Der Verf. erklärt sich hier gegen Neander für die Eintheilung in drei Classen, welche der Unterzeichnete in der hallischen Allg. Litteraturzeit. April 1823. S. 833. vorgeschlagen, und in seiner Kirchengeschichte angenommen hat. Indeß nennt Herr Matter die dritte Classe, die Schule Marcions und Cerdos die kleinasiatische, oder die Schule von Kleinasien und Italien, erkennt aber S. 334. selbst, daß dieser Name nicht recht passend sey, und ist geneigt, den der sporadischen Schule vorzuziehen. Ueber den Unterschied der syrischen und ägyptischen Gnostiker hat der Verf. außer demjenigen, was der Unterzeichnete schon bemerkt hat, noch mehreres beigebracht. Irrig darin ist aber, daß der Demiurg der ägyptischen Gnostiker ein Wesen besseren Charakters als der der syrischen, daß jener Organ eines höhern Willens, dieser feindselig gegen alles Höhere sey. Wäre dasjenige, was der Verf. darüber S. 251 sagt, richtig, so würde Neanders Eintheilung in antijüdische und sich an das Judenthum anschließende Gnostiker ganz mit der Eintheilung in syrische und ägyptische Gnostiker zusammenfallen. So aber erkennt der Verf. S. 279. selbst, daß die weltschaffenden Engel des syrischen Saturnins nichts weniger als böse seyen, und schildert dagegen T. II. p. 201. den Jaldabaoth der ägyptischen Ophiten als ein stolzes und boshaftes Wesen.

Cap. 2. Sekten der syrischen Gnostiker (S. 254—333.). Der Verf. leitet zu denselben durch einen Abriß der phönicischen Religionslehre nach Sanchuniathon oder Philo von Byblos ein, und glaubt dort Elemente zu finden, welche von den syrischen Gnostikern benutzt seyen. Darauf stellt er das System des Saturninus dar, geht aber dabei zuweilen über die Quellen hinaus, ohne sich

deshalb zu rechtfertigen. So soll Saturninus (S. 278.) gelehrt haben, daß die Geisterwelt eine von dem höchsten Gotte ausgeflossene Wesenleiter bilde, während doch alle alte Quellen ihm die Lehre zuschreiben, daß der höchste Gott Engel, Erzengel, Kräfte und Gewalten geschaffen habe. Ohne Grund wird S. 283. angenommen, daß Saturninus den Jehovah Gen. 2, 7. im Gegensatze gegen die Elohim für den höchsten Gott genommen habe. Denn wenn er auch in dieser Stelle das Einhauchen des Geistes auf den höchsten Gott bezog, so mußte er doch die andere Aussage, daß Gott den Menschen aus Erde gebildet habe, auf den Judengott beziehen, und konnte demnach in dieser Stelle nur eine Verschmelzung des höchsten Gottes und des jüdischen Jehovahs finden, wie sie überhaupt die Gnostiker den Juden zuschrieben. Daß endlich nach Saturnin der Satan zugleich böser Geist und die Materie sey (S. 285.), ist ebenfalls eine durch die Quellen nicht bestätigte Angabe. Das frühe Verschwinden der saturninischen Schule möchten wir nicht dem Verdienste der exegetischen Schule von Antiochien (S. 292.) zuschreiben; denn Syrien blieb ja auch nachher lange genug ein Hauptsitz gnostischer Sekten. Vielmehr scheinen die Saturninianer späterhin sich meistens unter den syrischen Marcioniten verloren zu haben, welche dagegen von ihnen manche Lehrsätze annahmen.

In dem Abschnitte über Bardesanes folgt der Verf. Hahns schätzbaren Forschungen. Daß Abgarus die Selbstverstümmelung zu Ehren der Cybele verboten habe, sagt Bardesanes in Eusebii Praep. Evang. p. 279.; daß aber auf den Rath des Bardesanes, wie S. 296. ohne Weiteres erzählt wird, ist eine sehr ungewisse neuere Conjektur.

Cap. 3. Kleinasiatische Gnostiker (S. 334—427.). Wir haben bereits unsere Ansichten über die Marcionitische

Gnosis, und über die beiden bedeutendsten neueren Bearbeitungen derselben von Neander und Hahn, denen auch Herr Matter vorzüglich folgt, anderswo (Hall. A. L. Z. April 1823. S. 849 ff. und October 1823. S. 225 ff.) so ausführlich ausgesprochen, daß wir bei unsern Bemerkungen über den vorliegenden Abschnitt uns desto kürzer fassen können. Der Verf. spricht zuerst von Cerdo, dann über das Leben des Marcions, darauf von dessen Canon. Daß Marcion unsern neutestamentlichen Canon vor sich gehabt, und aus demselben die ihm brauchbaren Bücher ausgewählt, die übrigen verworfen habe (S. 353. 372.), scheint uns sehr zweifelhaft (s. A. L. Z. Oct. 1823. S. 253); dagegen finden wir gar kein Bedenken anzunehmen, daß Marcion den Paulus als ächten Lehrer des Christenthums betrachtete, und bei der Emendation der Briefe desselben nicht ihn selbst zu berichtigen, sondern spätere Interpolationen wegzuschaffen meinte. Die Angaben S. 359., daß nach dem Zeugnisse Tertullians Marcion sein Evangelium Jesu Christo selbst zugeschrieben, und gemeint habe, Paulus habe sich desselben bedient, Lukas aber dasselbe interpolirt, sind unrichtig. Tertullian hat von dem Allen nichts, und sagt vielmehr adv. Marcion. IV. c. 2.: Marcion evangelio suo nullum adscribit auctorem. Erst spätere Marcioniten wähnten, Christus sey der Verfasser ihres Evangelii, und Paulus habe es nach dessen Tode vollendet (Dial. contra Marc. II. p. 60. ed. Wetsten.). Man darf ohne Zweifel annehmen, daß Marcion sein Evangelium Evang. Christi d. i. das ächte Evangelium von Christo nannte, und daß diese Benennung von den spätern Marcioniten falsch gedeutet wurde. Was S. 360. von den spätern Veränderungen des marcionitischen Evangelii gesagt wird, muß sehr eingeschränkt werden; namentlich darf aus den Evangeliencitaten in dem Dial. contra Marcion. nicht auf die damalige Gestalt desselben geschlossen werden (vgl. A. L. Z. Oct. 1823. S. 250 f.). — Aus der vorliegenden

Darstellung des Marcionitischen Systems zeichnen wir nur aus, daß der Verf. dem Marcion die Lehre von zwei Principien beilegt, und nach Neander annimmt, Marcion habe eine Identität Christi mit dem guten Gotte behauptet, und sey insofern Vorläufer der Patripassianer gewesen (vgl. A. L. Z. April 1823. S. 851.). Nach dem Marcion redet der Verf. von den spätern Marcioniten. Neander (genet. Entwickelung S. 322.) folgend, legt er mit Beziehung auf den Dial. contra Marc. p. 826. A. dem Marcioniten Markus die Lehre bei, daß der Mensch durch den Fall das ihm mitgetheilte πνεῦμα verloren habe, und allein durch die Erlösung wieder erlange. Neander bemerkt indeß in seiner Kirchengeschichte (Bd. 1. Abth. 2. S. 804.) selbst, was der Verf. übersehen zu haben scheint, daß diese Vorstellung dem ganzen Charakter des marcionitischen Systems widerspreche: wir fügen hinzu, daß dieselbe auch mit anderen Aeußerungen des Markus selbst unvereinbar sey. Kurz vorher nämlich erklärt dieser, daß nur das πνεῦμα erlösungsfähig sey; wenn also die Menschen vor der Erlösung ohne πνεῦμα gewesen wären, so hätte dieselbe gar keinen Gegenstand gehabt. Indeß liegt auch jene Vorstellung gar nicht in der Stelle, sondern beruhet bloß auf einer Vermuthung über die unverständlichen Worte des Markus: ἐπὶ τῆς εὐχαριστίας ἔρχεται. Wetstein wollte dieselbe durch die Hinweisung auf die alte Kirchenlehre, daß der heilige Geist auf die Eucharistie herabkomme und dieselbe weihe, erklären. Diese Bemerkung ist nun freilich dem Zusammenhange völlig fremd, allein sie deutet vielleicht auf die Ursache der Corruption dieser Stelle hin. Wir tragen kein Bedenken, ἀχρηστίας für εὐχαριστίας zu schreiben, und glauben, daß die unpassende Veränderung von einem Griechen herrührt, dem hier seine Lehre von der Eucharistie einfiel. Nach jener Korrektur ist die Stelle völlig klar. Nachdem Markus erzählt hat, daß der Demiurg den von ihm geschaffenen Menschen nicht habe beseelen können, und

daß der gute Gott demselben von seinem πνεῦμα mitgetheilt habe, fragt Adamantius, ob alle Menschen von diesem πνεῦμα empfangen hätten, oder nur diejenigen, welche vorher an den guten Gott gläubig geworden wären. Diese Frage weiset Markus mit der Antwort ab: ἐπὶ τῆς ἀχρηστίας ἔρχεται, das πνεῦμα kommt zu der Untauglichkeit, d. i. wird dem an sich zu allem Guten, und also auch zum Glauben untauglichen Geschöpfe mitgetheilt; die Mittheilung kann sich also nicht an die Bedingung des Glaubens knüpfen. Daraus argumentirt nun Adamantius ganz richtig weiter, daß demnach die Erlösung sich nicht auf den Menschen, sondern nur auf das πνεῦμα, welches aber keiner Erlösung bedürftig sey, beziehe.

Cap. 4. Aegyptische Gnostiker (T. II. p. 1—316.). Der Verf. nimmt an, daß bei den ägyptischen Gnostikern außer dem Einflusse des philonischen Platonismus auch der des alten ägyptischen Religionsglaubens eingewirkt habe, und beginnt daher mit einer Darstellung des Letzteren. Schon Georg Hooper, Bisch. von Bath und Wells, trug diese Ansicht in einer kleinen Schrift (Conjecturae de Valentinianorum haeresi, quibus illius origo ex Aegyptiaca theologia deducitur. Lond. 1711.) vor, die indeß, so oft sie auch in den ältern Schriften citirt wird, wol nur Wenigen bekannt geworden ist, da nach Magnus Crusius (Dissertatio epistolica de scriptis quibusdam fragmentisque hactenus ineditis. Lips. 1728. p. 16.) nur 20 Exemplare von derselben gedruckt sind. Wir wollen gegen Herrn Matters Ansicht kein Gewicht darauf legen, daß seine Darstellung des ägyptischen Systems großentheils aus jüngern griechischen Schriften entlehnt ist, in denen dasselbe schon von griechischen philosophischen Ideen durchdrungen erscheint; denn es könnte darauf erwidert werden, daß dasselbe gerade in dieser Gestalt Beiträge zur Gnosis geliefert habe. Wir hätten indeß gewünscht, daß der Verf.

diese Benutzung einer heidnischen Götterlehre von dem gnostischen Standpunkte aus erläutert hätte. Das Heidenthum galt doch auch den ägyptischen Gnostikern für das Reich der Hyle, und so fragt man billig, wie sie von demselben höhere Aufschlüsse erborgen konnten.

In dem Artikel über Basilides folgt der Verf. meistens Neander. Dennoch verwirft er S. 40. die Ansicht dieses Gelehrten, daß das ursprüngliche System des Basilides am reinsten aus dem Clemens Alexandrinus erkannt werden könne, daß dagegen Irenäus die Lehren der späteren Basilidianer darstelle, und meint S. 84., daß zwar ein großer Theil der Angaben bei Irenäus, Eusebius, Epiphanius und Theodoret vielmehr auf die späteren Basilidianer als auf den Basilides zu beziehen seyen, daß aber die Kritik zur Unterscheidung dieser Systeme nur von dem Grundsatze ausgehen dürfe, daß das Einfachere dem Stifter, das Abgeleitete den spätern Schülern angehöre. Indeß führt doch auch dieser Grundsatz den Verf. auf die Neanderschen Resultate. So erkennt er S. 85. an, daß sich die späteren Basilidianer zu einem entschiedeneren Gegensatze gegen das Judenthum und zum Doketismus gewendet hätten, und S. 89. scheint er sogar Neanders kritischen Grundsatz anzuerkennen, wenn er daraus, daß Clemens von dem Kaulakau nichts habe, schließt, daß dasselbe vielmehr den spätern Basilidianern, als dem Basilides selbst angehöre.

Nach Neander (genet. Entwickelung S. 32.) leihet auch der Verf. S. 41. dem Basilides die Lehre von einem selbstthätigen bösen Urwesen, und S. 59. von einem anfänglichen Einbruche des Reiches der Finsterniß in das des Lichtes. (Die Bemerkung S. 61., daß Basilides diese Idee aus dem Bundehesch genommen habe, bedarf wol einer Berichtigung, da der Bundehesch erst lange

nach Basilides geschrieben ist). Unterzeichneter hat früher schon (Häll. A. L. Z. April 1823. S. 835.) seine Bedenken gegen diese Annahme geäußert; Herr Dr. Neander hat sie seitdem (Kirchengesch. Bd. 1. Abth. 2. S. 682. f.) zwar wieder, aber doch nur als ungewiß vorgetragen, obgleich er sie durch neue Gründe wahrscheinlich zu machen gesucht hat. Herr Matter scheint auf diese Verhandlungen keine Rücksicht genommen zu haben; wir benutzen indeß diese Gelegenheit, um die von Hrn. Dr. Neander für seine Meinung beigebrachten Stellen zu prüfen. Zuerst soll die Verwirrung und Vermischung der Principien (τάραχος καὶ σύγχυσις ἀρχική. Clementis Strom. p. 408. ed. Sylb.), von welcher Basilides sprach, am natürlichsten dahin gedeutet werden. Die Worte sind dunkel, und lassen sich auch von einer Verwirrung und Vermischung im Anfange erklären. Indeß auch die angenommene Erklärung zugelassen, so würde doch Basilides auch schon bei der Annahme einer ursprünglich todten Materie von einer Vermischung der Principien haben reden können. Uns scheint es übrigens nach dem Zusammenhange, als ob sich die Ausdrücke zunächst auf den ersten Sündenfall der menschlichen Seelen beziehen, welchen Basilides annehmen mußte, obgleich wir darüber nichts Näheres wissen. Nach seiner strengen Theorie von der Gerechtigkeit Gottes konnte er nämlich nicht zugeben, daß die menschlichen Seelen ohne vorangegangene Schuld in diese Banden der Materie geschlagen seyen. Diese Schuld dürfte er aber in eine freiwillige Hinneigung zur Materie und Vermischung mit derselben gesetzt haben, wodurch sich der vernünftigen Seele (τῇ λογικῇ ψυχῇ) die Lüste und Begierden als προςαρτήματα anfügten, welche die Menschen mit den Thieren gemein haben, und durch welche dieselben unter dem Einflusse der Materie stehen. Noch weniger dürfte die zweite Stelle (Clem. Strom. IV. p. 507. πῶς οὐκ ἄθεος θειάζων τὸν διάβολον) für ein

selbstthätig böses Urwesen beweisen. Basilides leitete die Verfolgungen der Christen von der göttlichen Vorsehung ab, welche Clemens als Versuchungen des Teufels betrachtete; sofern jener also teufelische Veranstaltungen für göttliche hielt, gibt ihm der Letztere Schuld, daß er den Teufel vergöttere. Es ist hier also gar nicht von einem basilidianischen, sondern von dem katholischen Teufel die Rede. In Beziehung auf die für diese Meinung angeführten basilidianischen Fragmente in den Actis Archelai möchten wir es jetzt bezweifeln, daß dieselben unserem Basilides angehören. Dieser wird nämlich schon vorher von dem Archelaus als ein bekannter Ketzer angeführt in Hippolyti opp. ed. Fabric. p. 175.: Et ego quidem beatifico Marcionem, et Valentinianum, ac Basilidem, aliosque haereticos etc. Wenn es nun später p. 193. heißt: Fuit praedicator apud Persas etiam Basilides quidam antiquior, non longe post nostrorum Apostolorum tempora; so scheint dieser Basilides, von dem darauf Fragmente mitgetheilt werden, durch die Zusätze quidam antiquior von dem bekannten jüngern Basilides unterschieden zu werden. Denn wäre derselbe, der oben schon genannt war, gemeint, so würde das quidam sehr unpassend seyn; das antiquior kann aber nicht wohl in Beziehung auf den Manes gesetzt seyn, da es sonst bei praedicator stehen würde. Als einen Grund gegen die Meinung von einem selbstthätigen Urbösen im Systeme des Basilides möchten wir auch das geltend machen, daß Basilides nicht, wie alle Dualisten dieser Art, Doket war. Daß der Doketismus eine nothwendige Folge der Annahme eines sittlichen Urbösen war, braucht nur angedeutet zu werden.

Doch wir kehren zu Hrn. Matter zurück. Nach S. 46. ist Abraxas bloß Ausdruck der Zahl 365, und bedeutet l'Etre suprême en autant de manifestations dif-

férentes, oder wie es S. 87. etwas abweichend heißt: l'Etre suprême avec toutes ses émanations. Wir würden bestimmter sagen: Abraxas sey der offenbare Gott, der Inbegriff der Offenbarungen Gottes in den 365 Geisterstufen, im Gegensatze zu dem Gotte an sich, der dem menschlichen Denken ganz unerreichbar, und daher ohne Namen (innominabilis Iren. II, 16. §. 2.) ist. Abraxas ist daher mit dem höchsten Gotte ein und dieselbe Persönlichkeit, umfaßt aber das Wesen desselben nur in soweit, als es sich geoffenbart hat. Warum der Verf. hier und S. 60. dem Basilides 365 Intelligenzen zuschreibt, welche derselbe consequent in 52 Geisterstufen habe theilen müssen, wissen wir nicht; Basilides nahm vielmehr 365 Geisterstufen (οὐρανοί) an, jede wahrscheinlich aus 7 Geistern bestehend. Die basilidianische Lehre von Christo wird S. 71. nach Clemens dahin angegeben, daß sich der Nous mit dem Menschen Jesus bei der Taufe vereinigt habe. Dieß ist aber nicht, wie es dort heißt, Doketismus. Irenäus leihet allerdings dem Basilides die Lehre von einem bloßen Scheinkörper Christi, durfte aber dieselbe wol nur bei den Schülern des Basilides gefunden haben. Wenn es S. 82. mit Beziehung auf Iren. I, 23. heißt, daß das Mysterienwesen bei den Basilidianern besonders ausgebildet gewesen sey, so gründet sich diese Behauptung auf eine unrichtige Deutung jener Stelle. Wenn nämlich die Basilidianer sagten, daß nur Einer von Tausend, und Zwei von Zehntausend die übersinnlichen Geheimnisse erkenne; so heißt das nicht, daß nur Einer unter Tausend der Ihrigen völlig initiirt sey, sondern daß in der ganzen Menschheit sich die Zahl der Eingeweiheten (also vornämlich der Basilidianer) zu den Uebrigen also verhalte. Eben so irrig wird S. 100. mit Beziehung auf Grabii Spicileg. Patr. I. p. 39. (vielmehr II. p. 38.) angegeben, daß Basilides Hymnen verfaßt habe, von denen noch unbedeutende Fragmente vorhan-

den wären. Grabe erklärt dort vielmehr diese Angabe in Cave hist. liter. für einen Gedächtnißfehler; von Fragmenten kann gar nicht die Rede seyn.

Ueber das Folgende müssen wir uns kürzer fassen, um für andere Anzeigen den Raum nicht zu sehr zu beengen. Nach Basilides wird von der Schule des Valentinus S. 101., dann von den Nachfolgern des Valentinus, Secundus, Epiphanes, Sohn des Karpokrates, Isidorus, Sohn des Basilides (welche zwei Letztern nach unserer Meinung nicht hierher gehören), Markus, Colarbasus, Herakleon und Theodotus geredet. Darauf folgen S. 184. die Ophiten, S. 251. Sethianer und Kainiten, S. 261. Karpokratianer und S. 279. Nebenäste der Karpokratianer. Hier geht der Verf. S. 290 ff. auf die Erklärung der von Gesenius bekannt gemachten gnostischen Inschriften ein. Ueber Masdakes (S. 306.) habwir eine abweichende Meinung (Kirchengesch. Bd. 1. Aufl. 2. S. 147. not.) geäußert, auf die wir hinzuweisen uns erlauben. Die in derselben Inschrift genannten cyrenäischen Lehrer sind nicht Karpokrates und Epiphanes (S. 309.), sondern die cyrenischen Philosophen, Aristippus und seine Schüler, mit denen auch Clemens Strom. II. p. 490. und VII. p. 854. jene antinomistischen Parteien der Gnostiker zusammenstellt.

Als die letzte gnostische Sekte führt der Verf. S. 310. die **Agapeten** auf, nämlich die Anhänger der Agape, welche Sulpic. Severus hist. sacr. II, 46. unter den gnostischen Vorläufern des Priscillianus in Spanien nennt. Von dieser Agape ist uns nichts weiter als der Name bekannt. Woher Hr. Matter seine Angaben über ihre Partei, und selbst den Namen der Agapeten entlehnt habe, wissen wir nicht. Auffallend ist es, daß er die Priscillianisten, welche doch mit jener Agape so genau zusammenhängen, hier ganz wegläßt.

Troisième Section. **De l'influence qu'ont exercée les Gnostiques sur les autres sectes religieuses et philosophiques de leurs temps (p. 317—498.).** Die eben so wichtigen als bisher selten berücksichtigten Fragen, mit welchen es dieser Abschnitt zu thun hat, lassen sich nur mit Hülfe der umfassendsten und eindringendsten Kenntniß der alten Kirchengeschichte einigermaßen befriedigend lösen, und wir müssen gestehen, daß uns hier der Verf. nicht Genüge geleistet hat. Er spricht nach einander von dem Einflusse der Gnostiker I. auf die jüdischen Sekten, nämlich 1. die Nazaräer und Ebioniten, 2. Elxaiten, 3. Doketen; II. auf die ascetischen Sekten, nämlich 1. Enkratiten, 2. Montanisten; III. auf die ascetisch-speculativen, nämlich 1. Manichäer, 2. Priscillianisten; IV. auf die antichristlichen Sekten des Orients, nämlich 1. Samaritaner, 2. Hypsistarier, 3. Mandaiten; V. auf die christlichen antitrinitarischen Sekten, nämlich 1. Nikolaiten, 2. Theodotianer, Aloger, Praxeaten (?) u. s. w., 3. Arianer; VI. auf einige Schriftsteller der orthodoxen Kirche; VII auf philosophische Sekten der Griechen, nämlich 1. Skeptiker, 2. Epikuräer, 3. Cyniker, 4. Stoiker, 5. Neu-Pythagoräer, 6. Neu-Platoniker. Schon an dieser Anordnung möchte manches auszusetzen seyn. Es sind hier Sekten in eine Classe zusammengestellt, die nicht zusammen gehören, z. B. Enkratiten und Montanisten, Nikolaiten und Monarchianer. Dann aber bezeichnen auch die Namen der Doketen, Enkratiten, vielleicht auch der der Nikolaiten nicht abgeschlossene Sekten, auf welche die Gnosis einen Einfluß ausüben konnte, sondern gewisse Irrthümer, welche mehreren gnostischen Sekten gemein waren. Nach unserer Meinung läßt sich bei vielen der hier genannten Parteien gar kein Zusammenhang mit den Gnostikern nachweisen; bei Einigen erkennt dieß der Verf. selbst an, bei Andern wird seine gegentheilige Meinung schwerlich viel

Zustimmung finden. So meint er S. 346., daß Montanus an die Ideen des Marcion erinnere, S. 348. daß der Montanismus nur eine mehr christliche Gnosis sey, S. 433. daß Sabellius den Gnostikern, namentlich den Simonianern nachgeahmt, S. 434. daß Arius von den Gnostikern einige Fundamentalideen entlehnt habe. Auch an irrigen Angaben fehlt es in diesem Abschnitte nicht: z. B. S. 349., daß die Montanisten sich gleich den Gnostikern in mehrere Grade, vornämlich in Pneumatiker und Psychiker getheilt hätten. S. 453. Z. 4. ist Bardesanes st. Saturnin zu lesen.

Am kürzesten ist der Verf., wo wir gewünscht hätten, daß er am längsten geweilt hätte, in der Nachweisung des Einflusses der Gnostiker auf die Schriftsteller der katholischen Kirche (S. 438 — 442.). Er berührt nämlich nur mit wenigen Worten den Gegensatz zwischen πίστις und γνῶσις bei Clemens, und spricht dann allein noch von dem Synesius. Dagegen hätte hier nicht bloß von dem Einflusse der Gnosis auf einige katholische Schriftsteller, sondern auch auf die katholische Dogmatik überhaupt die Rede seyn sollen; es hätte gezeigt werden müssen, wie sich der ketzerischen Gnosis gegenüber in Alexandrien eine orthodoxe Gnosis entwickelte, und hier hätte neben Clemens Origenes nicht vergessen seyn dürfen. Zu den katholischen Schriftstellern, bei denen sich einzelne gnostische Meinungen finden, gehört auch Arnobius.

Das dritte Bändchen dieses Werks enthält 18 Steindrucktafeln und deren Erklärung. Die ersten vier Tafeln stellen den Ensoph der Kabbalisten, das Pleroma der Valentinianer, und das Diagramma der Ophiten vor, die letzte gibt ein neues facsimile der bereits von Gesenius bekannt gemachten gnostischen Inschrift, die übrigen

13 Tafeln enthalten aber Abdrücke von sogenannten Abraxasgemmen. Der Verf. hat sich dadurch, daß er diese letztern aus größeren, schwer zugänglichen Werken hier vereinigte, und noch mit Abdrücken bisher unbekannter Gemmen vermehrte, ein wirkliches Verdienst erworben. Die Abdrücke sind, so weit wir dieselben mit ältern Abdrücken vergleichen konnten, genau, höchst sauber, und obgleich nur lithographirt, doch so scharf und deutlich, daß sie jede Vergleichung mit Kupfertafeln aushalten. In Beziehung auf die Deutung dieser Gemmen herrscht bekanntlich eine große Verschiedenheit der Meinungen. Während die ältern Gelehrten alle mystische Gemmen unter die gemeinsame Benennung von Abraxas brachten, und den Basilidianern zuschrieben, haben Passerius und Beausobre den heidnischen Ursprung aller derselben behauptet; dagegen möchte gegenwärtig wol die Meinung die vorherrschende seyn (s. insbesondere Bellermanns drei Programmen über die Abraxas-Gemmen. Berlin, 1820.), daß nur ein Theil derselben basilidianischen und gnostischen, die übrigen aber heidnischen Ursprungs seyen. Es ist auf den ersten Anblick allerdings auffallend, daß sich durchaus keine bestimmte Erwähnung basilidianischer Gemmen, und namentlich des merkwürdigen Abraxasbildes bei den Alten findet; denn unter allen Stellen, welche dafür angeführt zu werden pflegen, läßt sich nach unserer Meinung allein Iren. I. c. 23. utuntur imaginibus, incantationibus etc. dahin deuten. Indeß wissen wir ja aus einer beiläufigen Erwähnung in Clement. Alex. Paedagogus III. p. 289., daß auch die katholischen Christen des zweiten Jahrhunderts Siegelringe mit christlichen Emblemen (Taube, Fisch, Schiff, Leier) zu tragen pflegten, und wir dürfen wol erwarten, daß die Gnostiker eben so gnostische Embleme auf ihren Ringen gehabt haben werden.

Ueber Hrn. Matters Erklärungen dieser Gemmen begnügen wir uns im Allgemeinen zu bemerken, theils, daß er nach unserer Meinung noch viele rein heidnische Gemmen für gnostisch hält, theils, daß seine Erläuterungen der Einzelnen aus den gnostischen Systemen uns größtentheils unbefriedigt gelassen haben. Wir enthalten uns jetzt, näher auf diesen Gegenstand einzugehen, da der Herr Geheimerath Kopp, welcher bereits in seiner Palaeographia critica, P. III. (Mannhemii, 1829. 4.) richtige allgemeine Erläuterungen über diese Gemmen gibt, für den folgenden Theil die Erklärung der einzelnen verheißen hat. Nach Erscheinung dieses Werkes werden wir über die neueren Erklärungsversuche der Abraxasgemmen überhaupt berichten.

Nur das wollen wir noch hinzufügen, daß nach unserer Meinung diejenigen Gemmen, auf welchen jüdische Gottes- und Engelnamen und auch der Name Abraxas mit heidnischen Emblemen vereinigt erscheinen, anderswoher abgeleitet werden müssen, als von den Gnostikern. Es seyen uns darüber noch einige Bemerkungen erlaubt.

Daß in den ersten Jahrhunderten nach Christo, nachdem die vaterländischen Götter ihr Zutrauen verloren hatten und ein religiöser Synkretismus immer allgemeiner wurde, auch das Judenthum einen bedeutenden Einfluß auf die Heidenwelt gewann, ist bekannt genug. Es war indeß nicht die Religion selbst, sondern das mannichfaltige religiöse Ceremoniell, wodurch die nach Mysterien und Zauberkräften lüsterne Zeit sich angezogen fühlte; daher gab es der eigentlichen Proselyten sehr wenig, desto mehr Heiden aber, welche einzelne jüdische Ceremonien beobachteten, Sabbathe und Neumonde feierten, und den jüdischen Beschwörungen und Segnungen vertraueten. Der

lockende Gewinn verfehlte seiner Wirkung auch auf die Juden nicht, und so fanden sich neben Magern und Chaldäern auch viele Juden, die sich dem heidnischen Aberglauben als Beschwörer und Segensprecher dienstbar machten. Vgl. Act 19, 13. Josephi Ant. VIII, 2, 5. Plinii hist. nat. XXX. c. 2.: Est et alia magices factio a Mose et Janne et Jotape Judaeis pendens. Dieser Einfluß der Juden ist es, welchen Seneca im Auge hatte, als er in seinem lib. de superstitionibus unwillig schrieb (bei August. de civ. Dei. VI, c. 11.): cum interim usque eo sceleratissimae gentis consuetudo convaluit, ut per omnes jam terras recepta sit, victi victoribus leges dederunt. Zugleich ergibt sich aus dieser Stelle, wie bedeutend dieser Einfluß war, was auch daraus erhellt, daß im vierten Jahrhundert noch selbst Christen auf jüdische Segnungen ihr Vertrauen setzten (Chrysost. adv. Judaeos oratt. VIII. Conc. Carthag. ann. 398. c. 1. c. 89. etc.). Kein Wunder, daß sich schon früh auch heidnische Goëten die kräftigen jüdischen Zauberformeln anzueignen suchten: zu Origenes Zeit wurde der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nicht bloß von jüdischen Beschwörern angerufen, sondern fand sich auch in allen heidnischen Zauberformeln (Origenes c. Celsum. IV. p. 183 s.). Dasselbe galt von den jüdischen Gottesnamen Sabaoth und Adonai (ibid. V. p. 262.). Auf der andern Seite war der heidnische Synkretismus dieser Zeit geneigt, die verschiedenen Volksgötter mit einander zu verschmelzen, und so auch den jüdischen Jehovah mit heidnischen Göttern zusammenzustellen. So fand schon Varro (bei Augustin. de consensu Evangel. I, 22.) in demselben den Jupiter wieder, und so erklärt Apollo Clarius (bei Macrob. Saturn. I. c. 18.) den Ἰάω für den höchsten Gott, welcher mit Hades, Zeus und Helios derselbe sey. Natürlich mußten die heidnischen Goëten, welche von allen Völkern Götternamen borgten, zu

diesem Synkretismus am geneigtesten seyn, doch mit dem Vorbehalte, daß gewissen Namen und Formeln der kräftigste Zauber anhinge.

Wenn nun auf Denkmälern dieser Zeiten heilige Namen der Juden sich mit heidnischen Emblemen verbunden finden, von woher werden wir diese am passendsten herleiten, als aus jener synkretistischen Richtung der Heiden? Weder bei den Juden und Christen, noch bei den Gnostikern finden wir in der Lehre irgend einen Punkt, an welchen sich diese Produkte anknüpfen ließen. Wenn einige Gnostiker auch bei den heidnischen Völkern gewisse Spuren von Offenbarungen fanden, so doch gewiß nicht in der Götterlehre derselben; diese konnte ihnen nur für ein Produkt der Dämonen gelten.

Planch. X. fig. 2. findet sich eine Gemme ohne Embleme mit der bloßen Inschrift: *Ιαω. Σολομον. Σαβαω*; fig. 3. auf der einen Seite mit einer Schlange und der Inschrift: *Σαβαω. Ιαω*, auf der andern Seite mit dem Worte *Μουση*. Die Namen von Moses und Salomon würden von Gnostikern gewiß nicht auf Gemmen geschnitten seyn, und wir dürfen dieselben daher wol mit Sicherheit wo nicht von Juden, doch von den oben bezeichneten synkretistisch judaisirenden Heiden ableiten. Mit derselben Sicherheit kann man aber auch von den letztern die Gemmen herleiten, auf welchen sich neben heidnischen Emblemen heilige Namen der Juden finden, wie deren von Hrn. Matter viele mitgetheilt sind (z. B. Pl. IX. fig. 1. ein Jupiter, auf dem Revers mit der Inschrift *Ιαω Σαβαω* u. s. w.). Derselbe religiöse Synkretismus prägt sich sehr kenntlich in der Inschrift eines Thores von Milet aus, welche Spon (Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grece et du Levante. P. I. p. 423.) mitgetheilt hat: *Ιηεουωα, ουω. αεηι. αγια.*

φυλαξον την πολιν Μιλησιων και παντας τους κατοικουντας. Αρχαγγελῳ φυλασσεται η πολις Μιλησιων και παντες οι κατ ——. Von Gnostikern wird man diese Inschrift gewiß nicht herleiten wollen, und doch finden sich in derselben die größten Aehnlichkeiten mit den Inschriften der Abraxasgemmen. Zuerst ist hier der Name Jehovah in die 7 Vokale eingezwängt, welche die Aegyptier als Symbole der Planeten betrachteten, und mit welchen sie die Gottheit verehrten (Jablonski Pantheon Aegypt. Prolegg. p. 55 ss.). Dann finden sich dieselben Vokale noch einmal versetzt, wie unzähligemale auf Gemmen z. B. Planche I. F. fig. 7. Pl. VII. fig. 5. Der *Αρχαγγελος* ist wieder den Juden abgeborgt, wie ja auch Engelnamen in der ägyptischen Theurgie gewöhnlich waren (Arnobius I. p. 25: Aegyptiorum ex adytis angelorum potentium nomina et remotas furatus est disciplinas), bis endlich Jamblichus Engel und Erzengel in die heidnische Geisterlehre förmlich aufnahm.

Eben so wie die jüdischen Gottes- und Engelnamen dürfte nun aber auch der Name *Αβρασαξ* Eingang bei den heidnischen Theurgen gefunden haben; und wir möchten diejenigen Gemmen, auf welchen sich dieses Wort neben heidnischen Symbolen findet, lieber von diesen als von den Basilidianern selbst ableiten. Außerdem, daß wir diese heidnischen Embleme mit dem basilidianischen Systeme gar nicht zu vereinigen wissen, haben wir zu dieser Vermuthung noch einen andern Grund. Wie es sich auch mit dem Ursprung des Namens Abraxas verhalte; so viel ist doch gewiß, daß die Basilidianer hohen Werth darauf legten, die Zahl 365 in demselben zu finden. Wenn nun auf vielen Gemmen dieser Name so verändert erscheint, daß er nicht mehr jene Zahl enthält; so dürfte die Folgerung wol nicht unwahrscheinlich seyn, daß jene Gemmen nicht

von den Basilidianern selbst herrühren. Es findet sich aber *Αβρασας* (Pl. III. fig. V. Pl. X. fig. 6 und 8.), auch *Αβραξα*, *Βρασαξ*, ja sogar in einer lateinischen Inschrift Abresses (Kopp Palaeographia crit. P. III. p. 547 s.). Diese Verstümmelungen lassen sich wol bei der Partei nicht erwarten, welche auf eine gewisse Form dieses Worts Werth legen mußte, wohl aber läßt sich denken, daß der Name Abraxas von den Basilidianern, die sich ja mit Beschwörungen beschäftigten, und dabei ohne Zweifel denselben häufig gebrauchten, als besonders kräftiger Gottesname auch auf heidnische Theurgen übergegangen sey, und bei diesen eben solche Verstümmelungen erfahren habe, wie die jüdischen Gottesnamen. Man vergleiche die auf den Gemmen vorkommenden Formen: *Ιαωθ*, *Σαβαω*, *Σαω*, *Αδων* u. s. w. (Kopp l. c. p. 566 ss.). Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir uns nun nicht bloß mit der Folgerung begnügen werden, daß die Gemmen, auf welchen der Name Abrasax abweichend geschrieben ist, heidnischer Abkunft seyen; sondern da wir einmal den Gebrauch des Namens bei Heiden gefunden haben, so werden wir alle Gemmen, auf welchen sich heidnische Symbole mit dem Abraxasnamen zusammenfinden, auch von denselben ableiten dürfen.

Gieseler.

2.

Dr. Georg Christian Knapps Leben und Charaktere einiger gelehrten und frommen Männer des vorigen Jahrhunderts. Nebst zwei kleinen theologischen Aufsätzen. Halle in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1829. X. 286 S.

Diese Auswahl und Sammlung kleiner biographischer und theologischer Schriften des seligen Knapp ist laut der ihr mitgegebenen Vorrede seines Schwiegersohns, des Herrn Professors Thilo, noch von dem nun ebenfalls verewigten Kanzler Niemeyer veranstaltet worden, welcher mit Recht glaubte, es werde vielen der ehemaligen Zuhörer und Freunde des ehrwürdigen Knapp willkommen seyn, diese in Zeitschriften zerstreuten und daher weniger bekannten Aufsätze in einer besondern Sammlung zu besitzen. Weshalb ihnen von dem Herausgeber nicht noch mehrere beigefügt sind, die doch das gleiche Recht dazu gehabt hätten, dafür hat der Vorredner zum Theil nur Vermuthungen aufgestellt, hingegen ausdrücklich angemerkt, die von ihm dem seligen Niemeyer aus Knapps litterarischem Nachlaß dargebotenen Beiträge zur Lebensgeschichte A. G. Spangenbergs seyen von jenem zur Aufnahme in diese Sammlung nicht geeignet befunden worden. Da nun nach Hrn. Thilos Versicherung diese in dem Leben Spangenbergs von Jeremias Risler (Barby, 1794) nur stellenweise benutzten Beiträge hauptsächlich Spangenbergs Berufung nach Halle und seine daselbst erfahrenen Widerwärtigkeiten betreffen, da sie über das Verhältniß der damaligen hallischen Theologen zu dem Grafen von Zinzendorf und

der entstehenden Brüdergemeine viel Licht verbreiten und mit großer Genauigkeit aus den Akten in den Archiven der theologischen Fakultät und des Waisenhauses gearbeitet sind, so sehen gewiß alle Verehrer des seligen Knapp und alle Freunde kirchenhistorischer Darstellungen dem von Hrn. Prof. Thilo versprochenen Abdruck des Werkchens mit Verlangen entgegen. Sollte dasselbe, da es doch nur von mäßigem Umfange seyn wird, nicht am besten seinen Platz finden in den theologischen Studien und Kritiken? a)

Was nun die vorliegende Sammlung betrifft, so besteht dieselbe aus sechs Nummern: 1) Philipp Jakob Spener; 2) Speners und Frankens Klagen über die Mängel der Religionslehrer und Lehrinstitute in der lutherischen Kirche, ihre Verbesserungsvorschläge und Anstalten zur Ausführung derselben in Halle; 3) Johann Anastasius Freylinghausen; 4) Heinrich Julius Elers; 5) Georg Andreas Weise; 6) Vermischte Aufsätze und Abhandlungen: a) Ueber die Pharisäer und Sadducäer; b) Gehört die Lehre von dem sittlichen Naturverderben des Menschen in den Religionsunterricht für Volk und Jugend? und wie ist sie darin vorzutragen? (ein Fragment aus einer Vorlesung). Die vier ersten dieser Aufsätze sind schon in der von Schulze, Knapp und Niemeyer, Halle 1792—96, in 3 Theilen herausgegebenen Zeitschrift Fran-

a) Dieser Aufsatz des sel. Knapp wird in einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift der gütigen Zusage meines lieben Kollegen, des Herrn Prof. Thilo, zufolge mitgetheilt werden.

Ullmann.

kens Stiftungen erschienen und bilden gewissermaßen ein Ganzes, nämlich eine anschauliche und gemüthliche Darstellung einer theologischen Zeit und Richtung, welche der Verfasser, obwohl sie zu seiner Zeit ganz in Vergessenheit gerathen war, von Herzen liebte und deren warme Begeisterung er gern in die glaubenslose Kälte seiner Tage hinübergetragen hätte. In dieser Beziehung sind sie besonders damals von unschätzbarem Werthe gewesen, wenn auch einige von ihnen jetzt durch umfassendere Bearbeitungen derselben Gegenstände ihre frühere Bedeutung zum Theil verloren haben. Dieß gilt

1) von dem Leben Speners. Eine eigentliche Biographie kann man den Aufsatz kaum nennen; er sollte nach des Verfassers eigener Angabe hauptsächlich nur dazu dienen, den großen Mann wieder in das Andenken der Zeitgenossen zu bringen und den Gebrauch seiner Schriften zu empfehlen. Man findet darin nach der Erzählung von Speners Jugendbildung eine kurze Charakteristik von ihm, hierauf eine Anzeige seiner Verdienste um die Theologie und den Religionsunterricht, dann die Erwähnung der vornehmsten Gegenstände, über welche er in Streitigkeiten verwickelt wurde, und zuletzt Notizen über die Geschichte und Veranlassung dieser Streitigkeiten. Das Ganze ist ein kleines wahres und wohlgetroffenes Bild des Mannes, seines Zeitalters und seiner Wirksamkeit, welches für das Werk: Philipp Jakob Spener und seine Zeit, stark benutzt zu haben, Referent hiermit dankbar gesteht. Uebrigens erscheint dieser Aufsatz hier zum viertenmal gedruckt; er trat zuerst in den wöchentlichen hallischen Anzeigen 1783. Num. X—XII. ans Licht, ward dann in die Zeitschrift Frankens Stiftungen aufgenommen, und ging mit einigen kleinen Verbesserungen in den auch im Verlage der Waisenhausbuchhandlung herausgekommenen

Biographen-B. IV. S. 127 — 160 über, woraus er hier wiedergegeben ist.

2) Von dem zweiten Aufsatze: Speners und Frankens Klagen 2c., dem stärksten der ganzen Sammlung, muß ebenfalls gerühmt werden, daß er den neuesten Darstellungen von Franke's und Speners Leben eine vortreffliche und von ihnen vielfältig benutzte Vorarbeit gewesen ist. Er gibt eine höchst anschauliche Schilderung von den Mängeln der damaligen gelehrten, besonders theologischen und religiösen Bildung, von den eigenthümlichen theologischen Grundsätzen und Ansichten beider Männer und von ihren Verdiensten um die Verbesserung der Lehrmethode und des Unterrichts. Auch nach der ausführlicheren Behandlung dieser Gegenstände von dem Herrn Professor Guerike in Halle und von dem Referenten behält der Aufsatz sein eigenthümliches Interesse, besonders durch die genaue Angabe der Einrichtungen, die zu Halle im Waisenhause und auf der Universität gemacht wurden, um ein theologisches und kirchliches Leben nach den Grundsätzen der Spenerschen Schule unter den Studirenden zu wecken und zu begründen. Dahin gehörten besonders die sogenannten Fakultätskonvente d. i. wöchentliche Zusammenkünfte in dem Hause des jedesmaligen Dekans, wo die Studirenden einer nach dem andern vorgelassen wurden und sowohl für ihr Studium als für ihren christlichen Wandel Winke, Rathschläge, Aufmunterungen empfingen, ferner zu gleichem Zwecke Privatmeldungen der Studirenden bei jedem ihrer Lehrer und Unterredungen, wodurch diese mit den besondern Bedürfnissen der ihrer Leitung Anvertrauten bekannt wurden und eine entschiedene Wirkung auf sie ausüben konnten, nicht minder Franke's berühmte paränetische Lektionen, so wie die öffentlichen Erbauungsstunden, die auf

dem Waisenhause gehalten wurden. Wie Franke der Urheber der zahlreichen kleinen, heutiges Tages mit großem Eifer wieder hervorgesuchten und verbreiteten religiösen Erbauungsschriften oder Traktätchen geworden ist, lieset man S. 83. Es waren großentheils Predigten und andere erbauliche Vorträge von ihm und Freylinghausen, die man nachgeschrieben hatte und die in der Buchhandlung des Waisenhauses gedruckt mit so großer Begierde von Leuten aus allen Ständen gelesen wurden, daß sie ungeachtet der ungewöhnlich starken Auflagen von mehrern Tausend Exemplaren doch sechs, acht bis zehn Mal bald nach einander wieder aufgelegt werden mußten. Franke hatte in solchen Dingen einen ungemein richtigen praktischen Blick. „Luthers Schriften, sagte er, sind fast ganz in Abgang gekommen, seitdem man sie in Tomos oder Bände gesammelt hat; die kleinen Schriften, die Luther so einzeln herausgab, die gingen in die Welt hinein, damit trugen sich die Leute, die lasen sie durch, erweckten und stärkten sich daraus; hernach, da sie in Tomos gebracht worden, konntens die Leute nicht mehr bezahlen: besonders konnte man es nicht mehr haben: und so hat die Lesung der Schriften Luthers aufgehört." Diese kleinen Schriften waren es, denen die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waisenhauses ihr Daseyn verdankten. Sehr befriedigend und interessant ist auch die Uebersicht, welche Knapp gibt über die damalige Art des Vortrags der Theologie zu Halle und über die Anleitung der Studirenden zur Führung des evangelischen Lehramts durch Pastoralllektionen, durch homiletische Anweisungen und Uebungen, durch Anleitungen zum Katechisiren besonders in dem von Franke im Waisenhause gestifteten katechetischen Institut, endlich durch die von den Studirenden unter Direktion der theologischen Fakultät gehaltenen collegia biblica.

3) Der Aufsatz **Johann Anastasius Freylinghausen**, geb. 1670 gest. 1739, schildert den vornehmsten Mitarbeiter und nachherigen Schwiegersohn Franke's auf eine sehr anziehende Weise als einen von wahrer Frömmigkeit beseelten, in den verschiedenartigsten Geschäften unermüdet thätigen, dem größern Freunde sich willig unterordnenden, bei vielen Verdiensten höchst bescheidenen und durchaus uneigennützigen Mann. Als Franke's Adjunkt für das Predigtamt und für die Besorgung der Waisenhausgeschäfte hatte er 20 Jahre lang von 1695—1715 weder Gehalt noch Accidenzen, und doch schlug er mehrere Anträge zu vortheilhaften Versorgungen aus, um seinem verehrten Franke die Last der Arbeit zu erleichtern und Mitgenosse seines Segens zu seyn. Auf dessen Ansuchen wurde er 1723 Subdirektor des Pädagogiums und Waisenhauses; zu einer erledigten theologischen Professur bei der Universität aber wollte er sich aus Bescheidenheit nicht empfehlen lassen, obgleich er durch seine theologischen Lehrbücher gezeigt hatte, daß er ohne Anmaßung sich den meisten der übrigen hallischen Lehrer damaliger Zeit an die Seite stellen konnte. Besonders bedeutend war er als Sammler, Verbesserer und Dichter geistlicher Lieder, deren er selbst 44 verfertigt hat. Er pflegte dazu die Zeiten zu benutzen, wo er an heftigem Zahnweh litt, welches ihn nöthigte, seine öffentlichen Arbeiten auszusetzen. Daher sagte einmal sein späterer Amtsgehülfe M. **Wiegleb** zu einem seiner Bekannten: „wenn unser Freund Zahnschmerzen hat, so sollte man sich allemal freuen; denn wenn die Hennen schreien, so hat man davon allezeit ein Ei zum Besten."

4) Mit besonderer Innigkeit ist das Leben des **Heinrich Julius Elers**, geb. den 28. Junius 1667, gest.

den 18. Sept. 1728 beschrieben. Wie dieser Mann, einer von den 1689 durch Franke zu Leipzig erweckten Magistern, seit 1697 in den Schulen des Waisenhauses zu Halle lehrte, bald aber wider sein Erwarten auf ein ganz anderes Feld der Thätigkeit für die Frankeschen Stiftungen geführt wurde, wie er den Buchhandel des Waisenhauses gründete, ausbreitete und durch seine Treue, Kenntniß und Umsicht in diesem Geschäft dem Stifter der weitläuftigen Anstalten die wesentlichste Hülfe leistete, wie sein ganzes Wesen voll Liebe war, wie es ihm im buchstäblichen Sinne genügte nur Nahrung und Kleider zu haben, wie er Alles that im Namen Jesu Christi, wie er unablässig darnach trachtete nicht nur selbst im thätigen Christenthume zu wachsen, sondern durch die Innigkeit seines Glaubens und durch das besondere Talent seiner Rede auch Andere dafür zu gewinnen, wie er zuletzt noch in seinem schon schwächlichen Alter Vorsteher der ganzen weitläuftigen Haushaltung des Waisenhauses wurde und auch dieses Geschäft mit bewundernswürdiger Klugheit und Hingebung betrieb — dieses schöne einfache Bild einer stillen Größe, eines in der Liebe, im Dienste, im Glauben, in der Geduld geführten Lebens wird ohne Zweifel Allen, die Sinn für so etwas haben, zu wahrer Erbauung gereichen. Gewiß, es gehört nicht zu dem kleinsten Ruhm der Spenerisch-Frankeschen Schule, daß solche Männer wie Freylinghausen und Elers aus ihr hervorgingen!

5) Der Aufsatz Georg Andreas Weise, geb. zu Astrachan 1737, gest. zu Magdeburg 1792, ist ein kleines Denkmal, welches Knapp diesem seinem Freunde nach dessen Tode in der Vorrede zu seinen 1793 herausgekommenen Predigten über die Sonntags- und

Festtagsepisteln in ausführlichen Entwürfen setzte. Weise, nach vollendeten akademischen Studien zuerst Lehrer, dann Inspektor der Schulen des Waisenhauses, hierauf seit 1768 Prediger zu Glaucha und seit 1783 an der Katharinenkirche zu Magdeburg, war ein sehr frommer und treuer Arbeiter in dem Weinberge des Herrn. Am ausführlichsten wird seine höchst einfache, ungekünstelte und lichtvolle Predigtweise geschildert, die sich streng an die Schrift hielt, die christliche Tugend aus dem Glauben an das Evangelium herleitete und es sich zum höchsten Ziel setzte, Jesum Christum und die durch ihn gestiftete Versöhnung zu verkündigen. Der selige Knapp hatte dabei unstreitig die Absicht, die damalige Kanzelberedsamkeit an dasjenige zu erinnern, was ihr vorzüglich Noth that und wovon sie nur zu weit abgewichen war.

6) Die erste der beiden unter dieser Nummer gegebenen Abhandlungen: Ueber die Pharisäer und Sadducäer ist zuerst gedruckt in den wöchentlichen hallischen Anzeigen 1785. No. VIII—XIV. Da sie sehr gründlich über den Ursprung beider Sekten, über die Bedeutung ihrer Namen, über ihre Eigenthümlichkeit belehrt, da sie über beide aus den Quellen gezogene historische Notizen gibt und endlich die zwischen beiden streitigen Lehren vom Fatum, von der menschlichen Seele und ihrem Zustande nach dem Tode hauptsächlich aus dem Josephus mit der dem Verfasser eigenen Klarheit und Bündigkeit darlegt, so wird sie für alle Zeiten ein wissenschaftliches Interesse behalten. — Die zweite Abhandlung über den Vortrag der Lehre vom sittlichen Naturverderben des Menschen (zuerst erschienen in Ewalds christlicher Monatschrift, Jahrgang 2. 1802. Bd. II. S. 3—19.) ist ein Versuch die biblische

Lehre von der Erbsünde einer dieselbe leugnenden oder vernachlässigenden Zeit als wesentlich christliche Wahrheit zu empfehlen und zu zeigen, wie heilsam dieselbige bei richtiger Anwendung für das sittliche Leben werden muß.

Die Sammlung dieser interessanten Aufsätze, in welchen der ehrwürdige Knapp durch Geschichte und Lehre das biblische und praktische Christenthum ganz im Geiste der Spenerischen Schule zu stützen suchte gegen die Angriffe einer dasselbe anfeindenden Neologie, wird hoffentlich jetzt, wo Bestrebungen dieser Art ganz anders gewürdigt werden als damals, viele Freunde und Liebhaber finden.

Hoßbach.

Uebersichten.

1.

Uebersicht

der zur Hermeneutik, Grammatik, Lexikographie und Auslegung des N. T. gehörigen Litteratur vom Anfang 1828 bis Mitte 1829.

Von

Dr. Lücke.

[Auf litterarische Vollständigkeit macht die folgende Uebersicht so wenig Anspruch, daß sie vielmehr den Zweck hat, nur die Haupterscheinungen kurz zu charakterisiren. Die chronologischen Endpunkte sind ganz im Allgemeinen bestimmt. Ich habe dabei die, so viel ich habe bemerken können, sorgfältig gemachten Bücherkataloge der Vandenhoeck-Ruprechtschen Buchhandlung von Neujahr 1828 bis Johannis 1829 zum Grunde gelegt. Sollte etwas Wichtiges übersehen seyn, so wird sich das in der nächsten Uebersicht nachtragen lassen. —]

1.

Ueber die Hermeneutik des N. T. haben wir in dem bezeichneten Zeitraume nur ein Werk aufzuweisen:

Fr. H. Germar's (Hofpred. in Augustenburg) Beitrag zur allgemeinen Hermeneutik und zu deren Anwendung auf die theologische. Ein Versuch zur nähern Erörterung und Begründung der panharmonischen Interpretation. Altona, 1828. 8.

Die ausführliche Recension hierüber von Herrn Dr. Olshausen (Studien und Kritiken 1828. Heft 4.), der ich fast

in Allem beistimme, scheint jede weitere Kritik in dieser Zeitschrift überflüssig zu machen. Es sey mir jedoch erlaubt, in einigen Bemerkungen über das lehrreiche Buch meine hermeneutischen Grundsätze, als Einleitung zur folgenden Uebersicht, kurz darzulegen.

Das Eigenthümliche der Germ. Schrift, — nemlich die Zurückführung der theologischen Hermeneutik auf die allgemeine, und die tiefere, psychologische Erörterung der hermeneutischen Funktionen in ihrem Zusammenhange, — ist als ein wesentlicher Fortschritt zu achten. Die richtige Lösung der Aufgabe ist dadurch auf eine bedeutende Weise gefördert. Aber indem wir das Verdienst der Schrift in diesem Punkte völlig anerkennen, müssen wir es auch darauf beschränken. Der Verf. hat die eine wesentliche Seite der theologischen Hermeneutik richtig aufgefaßt und geistvoll betrachtet. Er zeigt, wie und warum die heilige Schrift wie jedes andere Buch auszulegen sey, und in dieser Rücksicht hat sein panharmonisches Princip allerdings Geltung. Auch ist dieß in der That nie bezweifelt worden; nur hat man es anders ausgedrückt und nie so vollständig erörtert. Aber neben dem Satze, daß die heilige Schrift wie jedes andere Buch auszulegen sey, behauptet der ungleich ältere Kanon, daß sie anders auszulegen sey, immer noch sein Recht. Die Geschichte der Exegese zeigt, daß weder das eine noch das andere allein zum Ziele führt, sondern nur beides in gehöriger Verbindung und gegenseitiger Beschränkung. Der erste Satz schließt nur den Vorhof der Schrift auf, der zweite führt in das Innere. Wer sie nur liest, wie jedes andere Buch, versteht in ihr auch nur das, was sie mit jedem andern Buche gemein hat. Ihr Eigenthümliches versteht nur, wer sie anders liest. Nur wer beide Schlüssel hat, und richtig, d. h. ohne Verwechselung und in gehöriger Verbindung, gebraucht, vermag die Schrift ganz zu erschließen. Die

volle Aufgabe der biblischen Hermeneutik ist also, die allgemeinen hermeneutischen Principien so zu construiren, daß das eigenthümliche theologische Moment auf eine wahrhaft organische Weise damit vereinigt werden kann, und eben so, das theologische Moment so zu gestalten und zu stellen, daß die allgemeinen Principien der Auslegung ihre volle Geltung behalten. Dieß Letztere aber kann nicht auf die Weise geschehen, daß man das theologische Element seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit so viel möglich beraubt, und es so in das Allgemeine auflöst. Das heißt die Aufgabe umgehen, nicht sie lösen. Ein solches Umgehen aber gerade der schwierigsten Aufgabe finden wir in vorliegender Schrift. Worin das theologische Moment in der Auslegung der heiligen Schrift eigentlich bestehe, zeigt der Verf. nirgends klar und entschieden, offenbar aus geheimer Furcht, seine Panharmonie, die in Beziehung auf das Ganze der Schriftauslegung bei aller weiteren Erklärung ein dunkles Wort bleibt, aufgeben zu müssen, wenn er das Eigenthümliche des theologischen Elements in seiner ganzen Schärfe — und Wahrheit gelten ließe. Das eigenthümliche theologische Moment aber liegt nach unserm Dafürhalten in dem Zwiefachen: einmal darin, daß die Schrift (wir sprechen hier zunächst von der neutestamentlichen) eine heilige ist, der Kanon der christlichen Wahrheit, und zwar in sofern, als sie das ursprüngliche lautere Wort Gottes in der Form der besonderen, absolut vollendeten Offenbarung in Christo enthält; sodann aber darin, daß der Ausleger ein christlicher Theolog ist, als solcher aber ein Mitglied der christlichen Kirche, deren Daseyn und Bestand auf der Bekennung jenes ersteren Satzes wesentlich beruht, und daß die Exegese als theologische Kunst und Wissenschaft durch den allgemeinen Grund und Zweck der gesammten Theologie, als einer positiven, bedingt und bestimmt ist, auf jenem beruhet, diesen realisiren hilft. Mit der Möglichkeit der Theologie

überhaupt ist auch die Möglichkeit gegeben, beide Elemente, das theologische in dem angegebenen Sinne, mit dem allgemein wissenschaftlichen in der hermeneutischen Theorie und Kunst zu vereinigen; ja diese Vereinigung ist, ehe wir zur Exegese kommen, in der That schon vollzogen, nämlich in der Apologetik, oder der philosophischen Theologie, worauf die theologische Exegese unmittelbar und wesentlich beruhet.

Der Verf. ist hie und da nahe daran, seine Aufgabe in diesem Zusammenhange zu fassen. Jene beiden Hauptsätze des theologischen Moments fehlen bei ihm nicht ganz. Aber einseitig und voreilig in das panharmonische Princip aufgelöst, erscheinen sie nur als bleiche Abdrücke des wahren Originals. Der Hauptirrthum des Verf. scheint uns darin zu liegen, daß er die allerdings nothwendige Widerspruchlosigkeit zwischen der besondern Offenbarung in Christo und der allgemeinen, wodurch die Religion überhaupt bedingt ist — was aber nur ein negatives Merkmal ist — mit der positiven, entwickelten Harmonie beider verwechselt und diese dem Exegeten als fix und fertig voraufgibt, während doch eine tiefere apologetische Betrachtung lehrt, daß die Panharmonie, um des Verf. Ausdruck zu gebrauchen, zwischen der gegebenen, — objektiv absolut vernünftigen — Offenbarung in der Schrift und der Vernunft des Auslegers erst gesucht werden muß, ja die unendliche Aufgabe der christlichen Theologie und Kirche ist, welche nur in dem Maaße vollständig gelöst werden kann, in welchem sich der Ausleger, oder die Gemeinschaft aller Auslegenden und Forschenden, die Kirche selbst, sich in Wissenschaft und Leben von dem Geiste und Leben Christi durchdringen und wie von Sünde so von Irrthum erlösen läßt. — Wir müssen es aufgeben, diesen Punkt hier weiter zu erörtern; wir glauben aber, daß der Verf. der Anerkennung des Gesagten nur so lange abgeneigt ist,

als seine etwas einseitige Polemik gegen den falschen Supranaturalismus und Dogmatismus ihn verhindert, die wahre, lebendige Mitte zu finden. Aus dieser einseitigen Polemik, der die edle Furcht zum Grunde liegt, in irgend ein Extrem zu gerathen, wobei aber das Uebertriebene und Gefahrvolle auf der andern Seite nur zu sehr vergessen zu seyn scheint, müssen wir es auch erklären, daß der Verf., um dem Mißbrauche zu steuern, der hie und da mit den Gegensätzen des Natürlichen und Uebernatürlichen, des Mittelbaren und Unmittelbaren auf dem apologetischen Gebiete getrieben ist, seine Zuflucht zu einer Skepsis nimmt, welche eben so trostlos ist, als sie das Bedürfniß des wissenschaftlichen Geistes und sein Recht gänzlich verkennt.

Wenn es in der Theologie darauf ankommt, den eigenthümlichen Offenbarungscharakter des Christenthums klar und bestimmt zu erkennen, und zu vertheidigen, wie kann dieß doch anders geschehen, als durch die Construktion eben jener wesentlichen Gegensätze? — Freilich soll die Apologetik jene Gegensätze nicht nur aufstellen, sondern auch wieder auflösen oder vermitteln, so weit es möglich ist. In der Verbindung beider Operationen besteht die wahre Vertheidigung des Christenthums, das seiner Natur nach über jenen Gegensätzen liegt, und sie wahrhaft in sich indifferenzirt. Dieser Standpunkt ist nicht immer gefaßt worden, oder nicht immer auf die rechte Weise. Aber wohin würden wir gerathen, in welche Kindheit apologetischer und dogmatischer Betrachtung zurückgeworfen werden, wenn es der furchtsamen Skepsis oder der Populärphilosophie gelänge, uns das Recht zur spekulativen Aufstellung jener und ähnlicher Gegensätze auf dem dogmatischen und apologetischen Gebiete abzudisputiren? — Nicht nur, daß wir dann Offenbarung und Nichtoffenbarung gar nicht mehr zu unterscheiden wüßten, auch der heilige

Unterschied zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, dem Himmlischen und Irdischen würden wir aus spekulativer Impotenz oder skeptischer Aengstlichkeit gar nicht mehr wagen dürfen zu bestimmen. Es ist wahr, vom Christenthume gilt ewig πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα! Aber dieses edle Wort kann nur verstehen und gehörig deuten, wer es wagt, Göttliches und Menschliches zuvor zu unterscheiden. Das Unheil auf dieser Seite des zweifelnden Ansichhaltens ist wahrlich nicht geringer, als auf der andern. Ja ist es nicht für die Wissenschaft viel größer, als wenn der menschliche Verstand, durch den christlichen Geist zur Spekulation fortgezogen, im Bewußtseyn seiner Kraft und seines Zieles, sich hie und da in einzelnen Formeln und deren Gebrauch vergreift? Die Kritik soll immer da seyn, warnend und beschränkend. Aber eben diese Kritik ist nur in dem Maaße rege und wachsam, als der menschliche Geist sich in der Wissenschaft versucht. Der Zorn über dogmatische Tyrannei ist edel und noth: aber die popularphilosophische Scheu und der Aerger an aller Dogmatik ist vom Uebel! —

2.

Das Studium der neutestamentlichen Grammatik wird von Herrn Dr. Winer, dem das Verdienst bleiben wird, diesen wesentlichen Zweig der exegetischen Litteratur zuerst wieder recht belebt zu haben, fortwährend mit großer Liebe und treuem Fleiße gepflegt und gefördert.

Die grammatischen Excurse über die Sprache des N. T. Leipzig. 1828.

enthalten einen großen Schatz von Nachträgen und Berichtigungen zur neutestamentlichen Grammatik in der zweiten Ausgabe von 1825. Reiche Belesenheit in den philologischen Forschungen der neuern Zeit mit selbstständigem Urtheile, geschickte Anwendung der classischen und hebräischen Philologie auf die neutestamentliche, verbun-

den mit einem sicheren exegetischen Takte, zeichnen auch dieses Werk aus. Der Verf. verspricht in der Vorrede ein vollständiges Handbuch der neutest. Grammatik, worin auch der Sprachgebrauch der Septuaginta und der alttest. Apokryphen, so wie der ältere patristische berücksichtigt werden wird. Die Aufgabe, so in ihren höchsten Punkten gefaßt, ist allerdings schwierig; daß aber Herr Dr. Winer sie, so weit es unsere Zeit erlaubt, zu lösen vermag, zweifeln wir keinen Augenblick. Die Vorrede, noch mehr die Vorerinnerungen begegnen den Vorurtheilen, womit die neutest. Grammatik, als besondere Disciplin, noch immer zu kämpfen habe. Daß durch die grammatischen Untersuchungen immer nur eine Seite der neutest. Exegese gefördert werde, gibt der Verf. zu. Aber unleugbar bedarf die wahrhaft wissenschaftliche Auslegung der heil. Schrift so zu ihrer Begründung wie Vollendung der philologischen Einsicht in die Eigenthümlichkeiten der neutest. Sprache. Wäre diese Seite auch bisher nicht so vernachlässigt worden, wie in der That der Fall ist, — schon der lebendige Fortschritt der Exegese auf ihrer geraden Bahn macht eine Disciplin nothwendig, wodurch auf eine regelmäßige Weise der wachsende Gewinn der classischen und orientalischen Philologie der neutestamentlichen Exegese zugeeignet wird. Dieß aber kann nicht in der Exegese selbst geschehen; diese setzt die neutest. Grammatik voraus. Als bloßer Anfang der griechischen oder hebräischen Grammatik bleibt die neutestamentliche auf der niedern Stufe zufälliger und zerstreuter Observation stehen. Nur durch Konstruktion und im vollen Zusammenhange einer besondern Grammatik kann die neutestamentliche Sprache wissenschaftlich gehörig verstanden werden. Auch darin, daß Uebertreibungen der grammatischen Akribie, die neuerdings vorgekommen sind, dem Vorurtheile gegen den Anbau einer besondern neutestamentlichen Grammatik nur schlechten

Schutz gewähren, stimmen wir dem Verf. gern bei. Immer besser, nachzulassen, wenn man die Grenzen der Strenge aus Erfahrung kennen gelernt hat, als aus Bequemlichkeit die Saiten gar nicht zu spannen! Ungern enthalten wir uns, ins Einzelne einzugehen und dem Verf. über eins und anderes unsere Zweifel mitzutheilen.

Eine neue Bearbeitung der neutestamentlichen Grammatik, und zwar in lateinischer Sprache, haben wir ganz kürzlich bekommen in der

Grammatica linguae Graecae, qua N. T. scriptores usi sunt, composita a J. C. G. Alt (Prediger in Eisleben) Hal. Sax. 1829. 8.

Der Verf. glaubt in seinen Abweichungen von Dr. Winer, so wie darin, daß es wünschenswerth scheine, auch ausländischen Theologen, die kein Deutsch lesen, den Gewinn deutscher Forschungen mitzutheilen, hinreichenden Grund zur Herausgabe seines Werkes zu finden.

Wir sind noch nicht im Stande, alle Abweichungen des Verf. von Winers Grammatik zu übersehen; was wir bisher in dieser Hinsicht bemerkt haben, scheint uns mehr in größerer Anhäufung des Stoffes, in veränderter Anordnung einzelner Materien, als in der eigentlichen grammatischen Entwickelung zu liegen, wofern man nicht etwa die theilweise Milderung der Winerschen Strenge dahin rechnen will. Diese Milderungen aber, so wie alle andere Arten der Abweichung scheinen uns weder so zahlreich, noch so bedeutend zu seyn, daß eine neue Grammatik darum nothwendig gewesen wäre; in einzelnen Beiträgen würde sich Alles besser und gründlicher haben verarbeiten lassen. Indessen wollen wir dadurch das Recht des Verf. auf die Bekanntmachung seines fleißigen, sorgsamen Werkes keineswegs absprechen. Die Konkurrenz der Arbeiter und die freie Wahl des Publikums ist überall etwas Gutes. Auch hat es in

der That viel für sich, in der immer noch bestehenden allgemeinen Gelehrtensprache die Ausländer durch Mittheilung unserer Forschungen zu einer lebendigeren Theilnahme an der Lösung der gemeinschaftlichen Aufgabe einzuladen. Nur hätte der Verf., da dieß zu seinem Hauptzwecke gehört, für eine reinere und gefälligere Latinität sorgen sollen. Der Verf. entwaffnet die Kritik durch Selbstanklage und große Bescheidenheit. Es heißt in der Vorrede: Dictionem meam non solum non elegantem esse, sed aliis quoque vitiis adspersam esse, cognitum habeo. Aber von diesen vitiis wenigstens hätte der Verf. sich zuvor reinigen sollen, ehe er vor den Ausländern auftrat. Was er hinterdrein zur Entschuldigung beibringt, wird Niemand dafür gelten lassen, um so weniger, da der Verf. stellenweise zeigt, daß er richtig und rein schreiben kann.

3.

Für die neutestamentliche Lexikographie sind außer

Dr. J. A. Henr. Tittmanni de synonymis in Novo Testamento lib. I. (adjecta sunt alia ejusdem opuscula exegetici argumenti) Lips. 1829. 8.

die neuen Ausgaben der

Clavis N. Test. Philologica von Chr. Abr. Wahl. 2 Voll. Lips. 1829. 8.

und des

Lexicon Manuale Graeco-Latinum in libros N. T. von Dr. C. G. Bretschneider. Lips. 1829. 8.

von Bedeutung und Gewinn.

Was das erste Werk betrifft, so muß jeder Freund gründlicher theologischer Gelehrsamkeit und einer schönen lateinischen Form sich freuen, daß Herr Dr. Tittmann seine academischen Gelegenheitsschriften aus ihrer Zerstreutheit zu sammeln angefangen hat. In dieser Samm-

lung ist das Wichtigste eben das, was hieher gehört, der liber synonymorum, oder die von dem Verf. seit 1817 — herausgegebenen zehn Programme über die neutestamentl. Synonymik. Die übrigen Abhandlungen gehören theils der Hermeneutik, theils der Auslegung einzelner Stellen. Jene Programme sind unverändert abgedruckt. Neu ist nur der Index synonymorum in N. T. mit kurzen Bemerkungen besonders über die in den Programmen noch nicht erörterten Synonyma. Wir können die Art, wie Dr. Tittmann die neutest. Synonymen behandelt, bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen. Hätte der Verf. auch nichts weiter, als die Untersuchung angeregt, so wäre sein Verdienst um die neutest. Exegese und Lexikographie in diesem Stücke doch bedeutend genug. Aber er hat mehr gethan; er hat die richtige Bahn vorgezeichnet und glücklich betreten. Die besondere Bearbeitung der bisher zum großen Schaden der Exegese vernachlässigten neutest. Synonymik hat einen inneren Grund in der Eigenthümlichkeit der neutest. Sprache. Aus der Vereinigung nämlich des griechischen und hebräischen Sprachelements, und der dadurch bedingten größeren Abnormität des ersteren, so wie aus dem Hinzutreten einer neuen eigenthümlichen Denkweise, — der christlichen —, welche im N. T. zum erstenmale Ausdruck und sprachliche Form zu gewinnen trachtet, muß nothwendig eine dem N. T. eigenthümliche Synonymik hervorgehend gedacht werden. Weder die rein griechische, noch die rein hebräische Synonymik reicht hin, jene zu verstehen, obwohl das Studium der beiden ersteren für die letztere unerläßlich ist. Die Beobachtung des Sprachgebrauchs ist hier die Hauptsache. Die Synonymie z. B. von *πνεῦμα* u. *νοῦς*, ist im N. T. besonders in den Paul. Briefen von ganz eigener Art, und läßt sich nur aus dem Zusammenseyn des hebräischen und griechischen Sprachelements im christlichen Bewußtseyn gehörig erklären und

bestimmen. Sollen wir an Herrn Dr. Tittmanns Art, die neutest. Synonyma zu behandeln, etwas tadeln, so wäre es eben dieß, daß das Eigenthümliche derselben mit seinen Ursachen zu wenig hervorgehoben worden ist.

Die Lexika von Wahl und Bretschneider sind in der ersten Ausgabe so allgemein verbreitet und somit das Eigenthümliche von jedem so bekannt, daß uns nur zukömmt, den Unterschied der ersten und zweiten Ausgabe in beiden Werken näher zu charakterisiren. Beide haben in der neuen Ausgabe zunächst an äußerem Umfange gewonnen. Es fragt sich, ob es nicht für den Gebrauch und Nutzen der studiosa juventus rathsamer wäre, zusammenzuziehen, als auszudehnen. Etwas weniger Exegese in beiden Lexicis würde denselben eher zum Vortheil als zum Schaden gereicht haben. Nur wenn auch der Sprachgebrauch der Septuaginta, sowie der alt- und neutestamentlichen Apokryphen vollständig mit aufgenommen wäre, würden wir die Ausdehnung unbedingt loben. Schleusners Arbeit über die Sept. und die Apokr. des A. T. macht in der That eine neue nothwendig. Auch ist es klar, daß der neutest. Sprachschatz nur im organischen und historischen Zusammenhange mit dem alttest. einerseits und andererseits mit der Sprachweise in den Schriften der apostolischen Väter und den neutest. Apokryphen vollständig und richtig lexikalisch erörtert werden kann. Wie viel durch ein solches Zusammenfassen des ganzen Sprachgebietes für die tiefere Einsicht in die neutest. Sprache gewonnen werden würde, kann man aus Bretschneiders Lexikon sehen, obgleich hier nur erst ein Anfang damit gemacht ist. Dieß führt auf das, wodurch sich zunächst das Lexikon von Dr. Bretschneider in dieser neuen Ausgabe unterscheidet. Abgesehen von der sorgfältigeren und vollständigeren Bearbeitung des Ganzen, so wie von der

Umarbeitung und Verbesserung ganzer Artikel, besonders der Präpositionen und Partikel, so besteht das Unterscheidende der neuen Ausgabe (s. die Vorrede) vornehmlich darin, daß im Anhange zum Besten der Anfänger von den irregulären und defectiven Verbis nur diejenigen Formen aufgeführt sind, welche im N. T. vorkommen, wobei zugleich bemerkt ist, welche Formen nur bei den Spätern im Gebrauch sind. Sodann hat der Verf., den Fortschritt der griechischen Grammatik benutzend, vorzügliche Aufmerksamkeit auf den deponentischen Gebrauch der Verba im N. T. gewendet; was in dieser Hinsicht im ersten Theile unbemerkt geblieben, wird im Anhange nachgetragen. Ferner sind diejenigen lexikalischen Artikel in denen alle neutestamentlichen Stellen, worin ein Wort vorkommt, aufgeführt sind, besonders ausgezeichnet durch einen Asteriscus; sind zugleich auch alle alttestamentlichen Stellen aufgeführt, so ist der Artikel mit einem doppelten Asteriscus versehen. Endlich sind bei jedem Worte, wo es möglich und rathsam geschienen, hinter dem Griechischen unmittelbar die hebräischen Wörter bemerkt worden, für welche das griechische Wort in der Septuaginta vorzukommen pflegt. Der Verf. begründet dieß Letztere durch eine kurze Erörterung seiner Grundsätze über den Gebrauch der griechischen Profanscribenten bei der Auslegung und Lexikographie des N. T. Es wird geklagt, daß man in dem Bestreben, die neutest. Sprache aus dem classischen Sprachgebrauch zu verstehen, jetzt hie und da zu weit gehe, und den hebraisirenden Charakter nicht genug anerkenne. Das Rechte liege in der Mitte. Als Grundgesetz stehe fest, daß die scripta Judaeorum graece locutorum et aevo Servatoris proximorum die fontes primarii der neutest. Lexikographie seyen. Ganz Recht! Unstreitig aber sind nicht alle neutest. Wörter auf gleiche Weise zu behandeln, und wenn auch die meisten aus dem hebräischen Sprachelement erklärt werden müssen, so gibt es doch

nicht wenige, bei denen man auf den Sprachgebrauch der κοινὴ unmittelbar zurückgehen muß; und eben so gibt es genug, deren Bedeutungssphäre auf beiden Sprachgebieten zugleich liegt. Hierüber hat die lexikographische Theorie sichere Regeln aufzustellen, wobei auf den verschiedenen Sprachcharakter der neutest. Schriften Rücksicht zu nehmen ist. — Schon in der ersten Ausgabe wurde getadelt, daß der Verf. aus dem Philo zu wenig mache. Auch in der neuen Ausgabe wird Philo zwar keineswegs ausgeschlossen, aber wenn es heißt, Philonem praeter ea, quae Carpzovius et Loesnerus ex eo hauserunt, in usum non vocavi, quum ejus stylus ita conveniat profanorum dictioni, ut illum profanis adnumerandum esse non dubitem, — so können wir dieß wegen des Hebräerbriefes auch jetzt nicht billigen.

Was die neue Ausgabe von Wahls Clavis betrifft, so besteht ihr Eigenthümliches kurz darin: Schon in der ersten Ausgabe unterschied sich Wahl vornehmlich durch die aufmerksamere Vergleichung des classischen Sprachgebrauchs in den Schriftstellern der κοινὴ, ohne gerade den hebr. und alttest. griech. Sprachgebrauch auszuschließen. Die neue Ausgabe sucht in dieser Richtung noch mehr zu leisten. Besonders große Sorgfalt hat der Verf. auf die Präpositionen und Partikeln gewendet; die betreffenden Artikel, namentlich die Präpositionen, haben eine seltene Vollständigkeit. Voran steht ein Conspectus rei, d. h. systematische Uebersicht der im N. T. vorkommenden Bedeutungen und Gebrauchsweisen, wie sie auseinander folgen; dann folgt die uberior rei expositio, d. h. eine vollständige Aufzählung aller neutest. Stellen nach dem vorausgeschickten Schema. Wir können diese überreiche Vollständigkeit nicht ganz billigen. Der Mangel an Einfachheit verwirrt die Anfänger und der Reichthum des exegetischen Stoffes entwöhnt sie leicht bei der Auslegung von aller

Selbstthätigkeit. Wir erkennen es aber mit Dank an, daß der Verf. in diesen Artikeln viel Wahres, Neues und Brauchbares beigebracht hat. Die reiche philologische Litteratur in dieser Ausgabe halten wir für einen Schmuck; sie kann für weiteres Studium sehr anregend werden, wenn sie nicht zugleich zerstreuet. Die Anordnung und Ableitung der Bedeutungen und Gebrauchsweisen, worauf der Verf. viel Fleiß gewendet, müssen wir im Ganzen wegen ihres logischen Charakters loben. Ins Einzelne einzugehen, erlaubt die gebotene Kürze nicht. Nur die eine Bemerkung fügen wir hinzu, daß in beiden Werken die Exegese der Lexikographie nicht selten ins Amt gegriffen zu haben scheint. Die significatio ist von dem sensus nicht immer scharf genug geschieden, und die mehr oder weniger unvollkommene oder ungenaue exegetische Auffassung oder Verdeutschung hat den Lexikographen zuweilen bestochen. So führen beide unter ἀποκάλυψις die Bedeutung der apparitio auf, die in der That weder Luk. 2, 32. (nach Bretschneider) noch 1. Kor. 1, 7., 2 Theß. 1, 7. Statt hat. In allen von Bretschneider und Wahl angezogenen Stellen findet der Grundbegriff der Enthüllung und Offenbarung seine volle Anwendung. Der Begriff der Erscheinung ist abgeleitet und hineingetragen. Unter μερίζω wird von Bretschneider und Wahl als die Bedeutung des Passiv. differo aufgeführt, mit Berufung auf 1. Kor. 7, 34. μεμέρισται ἡ γυνὴ καὶ ἡ παρθένος. Wahl fügt vergleichend hinzu Herodian. 3, 10. 6. Daß 1. Kor. 7, 34. eine bedeutende varia lectio Statt findet, bemerkt Niemand. Die Bestimmung der richtigen Lesart und die Auslegung der Stelle hängt zum Theil wenigstens von der lexikalischen Erörterung des Sprachgebrauchs von μερίζω ab. Wenn nicht vorher erwiesen ist, daß μερίζεσθαι als Passiv verschieden seyn bedeutet, so kann in jener Stelle nicht μεμέρισται ἡ γυνὴ κ. ἡ παρθ. gelesen, sondern es muß mit Griesb. μεμέρισται zu dem vorhergehen-

den gezogen und in dem nicht seltenen Sinne von der Spaltung des Gemüthes verstanden werden. Wir zweifeln, daß μερίζεσθαι irgendwo in der Bedeutung von **sich unterscheiden** vorkommt, so wenig als unser deutsches **theilen**. In der von **Wahl** angezogenen Stelle bei Herodian heißt ἡ περὶ τὰ θεάματα αὐτῶν ἢ τὰ ἀκροάματα σπουδὴ **φιλονείκως ἑκάστοτε ἐμερίζετο** nicht, diese σπουδὴ war **verschieden**, sondern spaltete, theilte sich zwischen beiden Seiten auf eine eifersüchtige Weise. —

4.

Besonders groß und mannichfaltig ist in dem bezeichneten Zeitraume die Produktion auf dem Gebiete der neutestam. Auslegnng. Schon die lebendige Regsamkeit ist erfreulich; mehr noch der Kampf mannichfaltiger Richtungen; am meisten aber das immer siegreichere Emporkommen derjenigen Auslegungsweise, worin gründliche philologische Gelehrsamkeit, freie Forschung und ernste, lebendige Frömmigkeit sich in gehörigem Verhältniß mit einander verbinden.

Wir unterscheiden unter den hierher gehörigen Schriften drei Classen: solche, welche das ganze N. T. umfassen; solche, welche einzelne Bücher auslegen; und endlich solche, welche einzelne exegetische Punkte in besondern Abhandlungen genauer erörtern. Daß sich die exegetische Thätigkeit in allen drei Richtungen so lebendig erweist, halten wir für ein erfreuliches Zeichen. Nur, wenn das Ganze und Einzelne mit gleicher Liebe und gleichem Fleiße bearbeitet wird, kann die Exegese des N. T. wahrhaft gedeihen.

A. Erste Classe: Commentare über das ganze N. T., oder größere Abtheilungen desselben.

Hier dießmal mehr nur Hoffnung, als Erfüllung, mehr Versprochenes, als Geleistetes.

Versprochen haben Commentare über das ganze N. T. Herr Professor Theile in Leipzig, Herr Dr. Olshausen in Königsberg, Herr Prof. Gebser ebendaselbst; ihr Versprechen zu erfüllen haben angefangen Herr Pastor Henneberg im Gothaischen und Herr Pastor Meyer im Herzogthum Meinungen. Auch gehören zu dieser Classe folgende versprochene Werke: zuerst die enarratio epistolarum N. T. latina von den Herren D. D. Schott und Winzer, die sich an Dr. Kuinöls Commentarii in libros N. T. historicos anschließen soll, und dann Dr. Winers Commentarius in Epistolas Paulinas, über dessen gefällige Einrichtung sich der Verf. in der Vorrede zur dritten Ausgabe seines Commentars über den Galaterbrief näher erklärt hat.

Herr Prof. Theile hat von seinem Unternehmen eine vollständige

Notitia novi Commentarii in N. T. Lips. 1829. 8.

herausgegeben. Er erörtert darin die qualitas interpretationis, die hermeneutischen Grundsätze seines Werkes; sodann den ambitus interpretationis, oder den innern Umfang der Auslegung; ferner interpretationis sermo, nämlich die Sprache soll lateinisch seyn, warum und wie; darnach die operis ad alia ratio, das Verhältniß seines Werkes zu der neuen Ausgabe der Rosenmüllerschen Scholien zum N. T., zu Hennebergs philol. histor. krit. Commentar über sämmtliche Schriften des N. T., zu Gebsers versprochenem Werke, zu Fritzsche's Commentar über die Evangelien, so wie zu den versprochenen Commentarien von Schott und Winzer und von Winer; endlich gibt er die laboris dispositio an, nämlich die Theilung der Arbeit unter den Mitgliedern seiner exegetischen Gesellschaft, wodurch die Vollendbarkeit und Einheit des Werkes gesichert ist.

Obwohl wir dem Verf. nicht in allem beistimmen können, was seine Notitia enthält, so müssen wir doch die Anlage so wie die Principien des Werkes durchaus billigen und seine recht baldige Ausführung wünschen. Es wird eine Richtung repräsentiren, die neben andern ihr volles Recht hat.

Unter den bereits angefangenen allgemeinen Commentarien enthält der

Philol. histor. kritische Commentar von J. V. Henneberg im ersten Theile (Erfurt und Gotha 1829. 8.)

den Matthäus. Der Verf. ist dem exegetischen Publikum durch seinen Commentar über die Leidensgeschichte, so wie über die Begräbniß- und Auferstehungsgeschichte Christi bereits bekannt. Die Form des Commentars ist im Ganzen die Scholienmanier, aber nicht rein gehalten. Excurse, wie p. 440 ff. und 503 ff., voll psychologischer Betrachtungen und sentimentaler Schilderungen stören nur. Der theologische Charakter ist gar nicht ausgedrückt; nur negativ erkennbar aus dem Schweigen über vieles. Die volle Exegese aber fordert einen entschiedenen theologischen Charakter. Das philologische Element hat nicht die Schärfe und Genauigkeit, welche man jetzt zu fordern berechtigt ist. Die Zusammenstellung aber verschiedener Meinungen, der wir nur mehr pragmatischen Charakter wünschten, die Angabe der Litteratur, wobei wir die Auswahl vermissen, endlich die Menge archäologischer Notizen können das Werk, je nachdem das Bedürfniß ist, nützlich machen.

Ueber das Werk von Herrn Pfarrer H. A. W. Meyer:

Das Neue Testament Griech. nach den besten Hülfsmitteln kritisch revidirt, mit einer deutschen Uebersetzung und einem kritischen und exegetischen Commentar,

wovon der erste Theil, den griechischen Text und die Uebersetzung enthaltend, 1829 in Göttingen erschienen ist, halten wir, was das Ganze betrifft, unser Urtheil billigerweise so lange zurück, bis das Ganze erschienen ist. Ueber die Einrichtung dieses ersten Bandes, Text und Uebersetzung einander gegenüber zu stellen, kann man verschieden urtheilen. Für den jetzigen Standpunkt der Exegese und der philologischen Bildung überhaupt dürfte sie nicht ganz angemessen scheinen. Die Uebersetzung, hie und da, besonders in den Briefen und dem Evang. Joh., von erklärenden Parenthesen unterbrochen, nimmt einen Standpunkt, über den uns die biblische Uebersetzungskunst, namentlich von de Wette, hinausgeführt hat.

B. Zweite Classe: Commentare über einzelne neutestamentliche Bücher.

Hierher gehört zunächst die neue Ausgabe von Dr. Tholuck's Commentar über das Evangelium des Johannes (1828.)

Nach der Vorrede sind die Veränderungen in der zweiten Auflage nicht bedeutend. Ueber das Werk selbst steht mir hier kein Urtheil zu.

Das Leben Jesu, ein Lehrbuch zunächst für academische Vorlesungen. Von Dr. Karl Hase. Leipz. 1829.

kann, wie es ein Produkt der gesammten Auslegung der Evangelien ist, nicht anders als auf diese belebend wieder zurückwirken. Das Buch fordert eine genauere Beurtheilung, als wir hier zu geben berechtigt sind; auch gehört es seinem Hauptcharakter nach vor ein anderes Forum, in das wir nicht eingreifen wollen.

Ueber die Apostelgeschichte hat die gelehrte Auslegung in dem bezeichneten Zeitraume nichts zu Tage gefördert. Tiefere Forschungen über den Ursprung, die

Quellen und die Compositionsweise des Buches erscheinen überall als Bedürfniß. Gewiß würde die langersehnte Fortsetzung von Dr. Schleiermachers Versuch über die Schriften des Lukas dieses Bedürfniß befriedigen. — Unterdessen haben wir von Dr. G. Menken in Bremen eine praktische Betrachtung über einige Capitel der A. G. bekommen:

Blicke in das Leben des Apostels Paulus und der ersten Christengemeinden 1828. 8.

und von

R. Stier als dritte Sammlung für gläubiges Schriftverständniß im Ganzen und Einzelnen, die Reden der Apostel nach Ordnung und Zusammenhang ausgelegt (erster Theil, Cap. 1—13 d. A. G. enthaltend. Leipz. 1829. 8.

Was das Menkensche Buch betrifft, so wird dadurch für die wissenschaftliche Auslegung unmittelbar nichts gewonnen, mittelbar aber in so fern, als die praktische, populäre Betrachtungsweise, mit der gelehrten Forschung in keinem wesentlichen Widerspruche, gebildet und geistreich, auf pragmatische Verbindungen und Verhältnisse in der Form und dem Inhalte der A. G. aufmerksam macht, und zur vollen Auslegung allerdings gehörige Sachen erörtert, worauf der gelehrte Ausleger, der meist im Einzelnen zu sehr zerstreuet oder gebunden ist, selten zukommt. Das Werk von R. Stier aber beginnt gleich in der Vorrede einen unbilligen Streit mit der eigentlich gelehrten Auslegung, sofern sie sich überwiegend der philologischen Forschung zuwendet; die Auslegung des Verf. soll sich vorzugsweise mit dem „von der bisherigen gelehrten Exegese auffallend versäumten" Sachinhalte beschäftigen. Sein Grundsatz dabei ist, „daß auch die Reden der Apostel nicht bloß als Reden der Apostel, sondern als Reden des heiligen Geistes durch

die Apostel auszulegen seyen." Dem gemäß „sucht er vornehmlich die vollkommene Einheit und Zusammenstimmung des Geistes, der vormals durch die Propheten redete, und dann durch die Apostel so wunderbar vielfach auf die Propheten zurückwies, jedem gläubigen Auge verständlich vorzulegen."

Wir geben zu, daß die wahre Schriftauslegung die innere Einheit und Zusammenstimmung des Geistes so in dem N. T., wie in der ganzen Schrift nachzuweisen verpflichtet sey, und daß diese Pflicht nicht vernachlässigt werden dürfe, wenn nicht die Idee des Kanons verloren gehen soll. Aber ist dieser Geist nicht derselbige, der sich in mancherlei Gaben und Formen kund gibt? Nicht derselbe, der vor Zeiten vielfältig und auf mancherlei Weise zu den Vätern durch die Propheten und zuletzt durch den Sohn geredet hat? Also, daß wir Einheit und Verschiedenes, Vorbereitung und Erfüllung, Unvollkommenes und Vollkommenes, Altes und Neues wohl unterscheiden müssen. — Es ist beides g l e i c h s c h l i m m, die Einheit, wie die Mannichfaltigkeit, das ewige Gotteswort, wie das wandelbare Menschenwort, Geist, wie Buchstaben in der Schrift auslegend verkennen. Das Alte Testament widerspricht dem Neuen nicht: aber eben so wenig ist in dem alten schon das neue. Dieses überall in jenem finden, überall Nachdruck und Emphasen suchen, in der Einfalt und zum Theil Unvollkommenheit menschlicher Darstellung überall die (immer doch m e n s c h l i c h e) Kunst des göttlichen Geistes aufspüren, führt zu Künsteleien und Spielereien, die, wie geistreich sie auch aussehen mögen, eben so sehr von dem christlichen Ernste verschmäht werden, als Oberflächlichkeit und Kleben an der Schaale. — In den Dispositionen der einzelnen Apostelreden haben wir manches Brauchbare gefunden; in der eigentlichen Auslegung aber fast nichts. Die emblematische und emphatische Aus-

legungsart von Oetinger und Coccejus liegt nicht vor, sondern hinter uns. Alles Zurückschrauben, wo der christliche Geist vorwärts gebietet, ist eitel!

Was die paul. Briefe betrifft, so haben wir zunächst die zweite verbesserte Auflage von

Dr. Tholuck's Commentar über den Brief an die Römer (1828.)

zu erwähnen a). Der Commentar und seine Art ist allbekannt. Auch wenn wir dürften, würden wir doch hier nicht ins Einzelne eingehen, da wir vorhaben, in einem der nächsten Hefte eine Reihe von Observationen über den Römerbrief mit besonderer Rücksicht auf Tholucks Commentar zu liefern. Man kann an diesem Commentare manches tadeln, vieles anders wünschen, anders auffassen; das Verdienst wird dem Verf. unbestritten bleiben, daß er durch sein Werk die theologische Auslegung der paul. Briefe zuerst wieder auf die rechte Bahn zurückgeführt und eben in sofern vorwärts gebracht hat. Aus Mangel an christlichem Verstand und bei der pelagianisirenden Zeitrichtung seit Semler, war den Neueren vieles gerade im Römerbriefe unverständlich geworden. Dr. Tholuck hat mit unverkennbarem exegetischen Talente, reichem christlichen Verstande und mit Gelehrsamkeit das bessere Verständniß jenes Hauptbriefes zuerst wieder geöffnet. Er weiß es gewiß so gut, wie andere, daß keine einzelne Leistung je das Vollkommene und Letzte ist, aber die gute Seite seines Werkes ist so stark, daß Fehler und Mißgriffe im Einzelnen, namentlich hie und da vorkommende Eilfertigkeiten, seinem Verdienste im Wesentlichen keinen Abbruch thun.

---

a) Die Paraphrase, die bei der ersten Ausgabe erschien, haben wir ungern vermißt; verbessert und hie und da kürzer, würde sie einer neuen Ausgabe zum Schmuck gereichen.

Von einer andern Seite hat Herr Dr. Winer sich durch seinen lateinischen Commentar über den Galaterbrief, wovon wir die dritte, wiederum wesentlich verbesserte Auflage, 1829. anzuzeigen die Freude haben, um die paul. Briefe wesentliche Verdienste erworben. Die genaue und scharfe philologische Auslegung, das immer tiefere und unbefangenere Eindringen in den Geist des schönen Briefes macht uns das Buch in der neuen Ausgabe, die nun auch wieder mit der wohl gelungenen lateinischen Uebersetzung versehen ist, immer werther und lieber.

Ueber den ersten Korintherbrief ist der schon 1825 angefangene

Lateinische Commentar von Herrn Kirchenrath Heydenreich

mit dem 1828. erschienenen zweiten Theile beendigt. Hie und da mehr Kürze würde der Gründlichkeit und Vollständigkeit der Auslegung nicht geschadet haben. Aber der sorgfältige Gebrauch und die richtige Beurtheilung der griechischen Ausleger, das ruhige und besonnene Urtheil, und die gute Zusammenstellung verschiedener Auslegungen machen den Commentar sehr empfehlenswerth, der, wenn er auch nicht immer tief genug eindringt, doch den Gebrauchenden eher dazu veranlaßt, als davon abhält.

Von den Flattschen Vorlesungen über die paul. Briefe gehören hierher die beiden von M. Fr. Kling besorgten Bände:

Ueber die Briefe an die Galater und Epheser, 1828.

und

Ueber die Briefe an die Philipper, Colosser, Thessalonicher und an den Philemon, 1829. 8.

Die exegetische Richtung und Methode ist aus den früheren Bänden über die Römer und Korinther hinlänglich bekannt. Sie hat das Gute der Storrschen Schule, ohne

ihre Künstelei und Trockenheit. Das theologische Element darin ist gesund und lebendig, ohne gerade tief zu seyn; in philologischer Hinsicht vermißt man die Theilnahme an den neueren Fortschritten.

Ueber die Pastoralbriefe haben wir außer der

Editio altera auctior et emendatior von Heinrichs Koppischem Commentare zu den Pastoralbriefen, Goetting. 1828. 8.

worin die Abweichungen von der ersten Ausgabe nur Einzelnes betreffen, nicht die Methode und den Geist der Auslegung, in dem aus den Denkschriften des theologischen Seminars zu Herborn erwachsenen Commentar:

Die Pastoralbriefe, erläutert von Dr. Heydenreich, 1. u. 2. Band. Hadamar. 1826. und 1828. 8.

eine fleißige, dankenswerthe Arbeit bekommen. Zunächst und vorzüglich für prakt. Geistliche und Candidaten des Predigtamts bestimmt, enthält sie doch Alles, was die gelehrte Auslegung irgend fordern kann. Die exegetische Art ist dieselbe, wie im Commentar über den ersten Korintherbrief. Der Verf. vertheidigt gegen neuere Angriffe die Echtheit sämmtlicher Pastoralbriefe. Das Wichtigste daraus ist dieß, daß die Abfassung aller drei Briefe in die Zeit nach der ersten römischen Gefangenschaft des Apostels gesetzt wird. Der erste an Timotheus soll nach der ersten römischen Gefangenschaft geschrieben seyn in Macedonien oder Kleinasien, der an Titus etwas später, etwa im Herbste 65., bald nach der kretensischen Reise des Apostels in dieser Zeit, der zweite an Timotheus endlich in der zweiten römischen Gefangenschaft. So wird allerdings manche Schwierigkeit gehoben und die Briefe werden fügsamer; aber ist dieß nicht die Fügsamkeit in einem leeren Raume, wo die Verhältnisse nach Belieben geordnet werden? Die zweite Gefangenschaft des Apostels in Rom ist und bleibt problematisch. Ueber die beiden, ebenfalls apologetischen Schrif-

ten über diesen Gegenstand von dem Candidaten Curtius in Lübeck und von dem Lic. Böhl in Berlin zu berichten, ist unsers Amtes nicht; sie gehören zur Einleitung in das N. T. Die Bemerkung aber wird erlaubt seyn, daß die Widerlegung der Schleiermacherschen und anderen Angriffe nur von einem allgemeinern kritischen Standpunkte aus gelingen kann. Man sollte davon ausgehen, daß der paul. Brieftypus nie als ein abgeschlossener angesehen werden darf, einmal deßhalb nicht, weil das Briefliche überhaupt sehr vom Wechsel der Verhältnisse und Stimmungen abhängig ist, zumal in einem so bewegten Leben, wie das paulinische, sodann aber, weil Paulus kein classischer Schriftsteller ist. Die Construktion eines bestimmten Typus ist in solchen Fällen immer mißlich, ja fast unmöglich. Auch ist zu bedenken, daß die historischen Verhältnisse der paul. Briefe, auch wenn man alles zusammenfaßt, was die anerkannt echten Briefe und die A. G. darbieten, sehr fragmentarisch und voller unausfüllbarer Lücken sind. Daraus aber folgt, daß die Entscheidung, ob ein Brief Paul. sey oder nicht, weit mehr von den äußern Zeugnissen, als von innern Kriterien abhängt. Da die Echtheit der Pastoralbriefe von der kirchlichen Tradition glaubwürdig bezeugt worden ist, so ist die Aufgabe, dieselben, trotz ihrer Abweichungen und Unfügsamkeiten, in den paul. Brieftypus hinein zu construiren, und lieber hie und da unauflösbare Schwierigkeiten anzuerkennen, als dem einstimmigen Zeugnisse des Alterthumes so zu widerstreiten.

Ueber die Epistel an den Philemon hat uns Prof. Hagenbach in Basel in einer academischen Gelegenheitsschrift einen kurzen und bündigen lateinischen Commentar geliefert:

Pauli epistolam ad Philemonem interpretatus est C. R. Hagenbach. Basil. 1829. 4.

Angehängt ist eine wohlgelungene deutsche Uebersetzung.

Die Schrift vom Prof. Usteri in Bern:

Entwickelung des paul. Lehrbegriffs,

wovon 1829 die zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe erschienen ist, wird, da sie ihrer Form und ihrem Inhalte nach zur biblischen Theologie gehört, hier nur mit der Bemerkung erwähnt, daß sie durch ihre im Ganzen wohl gelungene Aufstellung der paul. Lehranalogie sehr geeignet ist, der Auslegung der paul. Briefe wesentliche Dienste zu leisten. Ueber die erste Ausgabe hat Ref. in den Jahrbüchern von Schwarz, 1825. Mai, sein ausführliches Urtheil abgegeben. Die neue Ausgabe hat manche Zweifel und Einwürfe erledigt, aber auch die neue Darstellung der paul. Lehre von der ἁμαρτία und der Person Christi kann Ref. nicht für authentisch halten. Ueber den Brief an die Hebräer haben wir an der Schrift von Dr. Bleek in Bonn:

Der Brief an die Hebräer, erläutert durch Einleitung, Uebersetzung und fortlaufenden Commentar. Erste Abtheil., die vollständige Einleitung enthaltend. Berlin. 1828. 8.

eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Arbeit bekommen. Ref. hat es eben nicht an sich, ausschweifend zu loben oder zu tadeln. Es ist nur das einfache Bekenntniß voller Ueberzeugung, wenn wir dieß Buch zu denen rechnen, welche ihre Aufgabe vollständig lösen. Der Beweis, daß der Brief nicht paulinisch ist, daß er am wahrscheinlichsten von Apollos an die hebräischen Gemeinden in Palästina geschrieben und daß er, wenn auch nicht paul., doch für eine kanonische Schrift des zweiten Ranges zu halten sey, ist so vollständig und gründlich, so klar und lebendig geführt worden, daß gegründete Einwürfe gegen das gewonnene Resultat fortan unmöglich scheinen. Wir sehen dem zweiten Theile des Werkes mit wahrer Sehnsucht entgegen.

Der Brief des Jakobus hat an Herrn Prof. Gebser einen eben so begeisterten, als fleißigen Ausleger gefunden. Die Schrift heißt:

Der Brief des Jakobus. Mit genauer Berücksichtigung der alten griech. u. lat. Ausleger, übersetzt und ausführlich erklärt. Berlin 1828. 8.

Die vollständige Einleitung soll als eine besondere Schrift folgen. In der Vorrede erklärt Prof. Gebser, daß er den Brief für echt apostolisch halte, und den Apostel Jakobus, den Sohn des Alphäus und Verwandten Jesu für den Verfasser. Die Uebersetzung würde mehr zusagen, wenn sie den Grund der Lutherischen mehr festgehalten hätte. Eben in der Abweichung von Luther liegt manches Verfehlte. Wie Luther festzuhalten und zugleich zu verbessern sey, ist de Wette in den paul. Briefen ein wahres Muster. Die Auslegung, der abschnittweise der griech. Text eingefügt ist, zeichnet sich durch Genauigkeit und Besonnenheit und exegetischen Takt aus. Der an sich rühmliche Gebrauch der alten Ausleger scheint hie und da übertrieben; auch die Anführungen aus den Classikern überladen. Die Betrachtung und Entwicklung des Sinnes könnte ohne Schaden hie und da kürzer und weniger Herderisch seyn. Ueberhaupt aber vermissen wir an manchen Stellen tieferes Eindringen in den Geist und die Zeit des katholischen Briefes, der in Inhalt und Form Räthsel darbietet, die uns der Commentar nicht genügend gelöst zu haben scheint. Um so dringender bitten wir den Verf., uns die ausführliche Einleitung nicht zu lange vorzuenthalten.

Was die auch in exegetischer Hinsicht schätzbaren

Homilien über den ersten Brief des Johannes vom Pfarrer Rickli in Luzern, 1828. 8.,

betrifft, so verweisen wir auf unsere ausführlichere Recension Stud. u. Krit. Band 2. Heft 4. S. 856 ff., und eben so im Betreff von

Ewalds Commentarius in apocalypsin Ioan. exegeticus et criticus

auf unsere apokalyptischen Kritiken in den Studien und Kritiken 1828. Heft. 2. S. 285 ff. Hier haben wir auch die hierher gehörigen mehr populären Schriften von Dr. Scholz und Matthäi über die Apokalypse kurz charakterisirt.

C. Dritte Classe: Einzelne exegetische Abhandlungen.

Dr. G. Ph. Chst. Kaisers Abhandlung über die synoptische Zusammenstellung der vier kanonischen Evangelien. Erlangen. 1828. 8.

Zuerst unter der Ueberschrift: Muthmaßliche Angabe der Ordnung in den Abschnitten, — die synoptische Zusammenstellung. Sodann von S. 26 an rechtfertigende, erörternde Bemerkungen. Das Eigenthümliche der synoptischen Uebersicht ist, daß Matthäus und Johannes zum Grunde gelegt werden. Der Verf. geht davon aus, daß außer Johannes auch der — als echt vorausgesetzte Matthäus chronologisch geordnet habe. Man sehe dieß „aus den häufig gebrauchten Formeln τότε, ἀπὸ τότε, ἐν ἐκείνῳ τῷ καιρῷ u. dergl., aus dem Zusammenhange der Begebenheiten selbst und ihrer Vergleichung mit den andern Evangelisten, endlich aus der genauen Verbindung der Erzählungen z. B. 8, 1. 9, 1. 12, 9. vergl. mit den Parallelen. Lukas und Markus hätten mehr eine Sach- und Inhaltsordnung befolgt. Hieraus seyen in der Regel ihre Abweichungen von Matthäus zu erklären; das καθεξῆς des Lukas 1, 3. beweise nichts dagegen.“ Rec. kann dem Matthäus diesen Vorzug vor Lukas wenigstens nicht einräumen. In dem Abschnitte 9, 51 — 21, 38. ist Lukas augenscheinlich chronologisch; er folgt der Reise, die er erzählt. Auch hat er nicht weniger chronologische Formeln, nur zum Theil andere. Und daß Matthäus nicht selten nach dem Inhalte, den Sachen ordnet, wenigstens in der Bergpredigt und in der Zusammenstellung der Parabeln vom Reiche Gottes Cap. 13., lehrt die Vergleichung mit Lukas, der von mehreren Aussprüchen Christi die be-

stimmten historischen Veranlassungen und Situationen erzählt. — Die Bemerkungen des Verf. enthalten außerdem viel Eigenthümliches, Beachtungswerthes, Anregendes. Dahin gehört die Ansicht, daß die Evangelien gleichzeitig und also um so mehr unabhängig von einander verfaßt sind, §. 25., daß das Fest, Joh. 5, 1, ein Versöhnungs- und (4 Tage darauf folgendes) Laubhüttenfest sey §. 13 ff., und endlich, daß manche synoptische Schwierigkeit sich nur dadurch löse, daß Markus und Lukas zwar Griechisch geschrieben, aber einzelne aram. und griech. Special- und Partial-Ganze benutzt haben, Matthäus dagegen aram. geschrieben und erst ins Griech. übersetzt worden sey §. 20., wo mehrere Beispiele synoptischer Auflösungen aus diesem Verhältnisse versucht werden. Wir können dem geehrten Verf. fast in keinem Punkte beistimmen, müssen aber seiner großen Gelehrsamkeit, seinem anregenden Geiste und Scharfsinne alle Ehre widerfahren lassen. — Die synoptische Zusammenstellung des Verf. ist beiweitem mehr zum Behufe der evangel. Harmonie, als der exegetischen und kritischen Forschung gemacht worden. Eine solche kann ihrer Natur nach nicht auf allgemeine Beistimmung rechnen. Sie ist aber ein nothwendiges Problem, dessen approximative Lösung immer wieder versucht werden muß [a]).

a) Hier sind zwei sehr schätzenswerthe Arbeiten unberücksichtigt geblieben: 1) Quatuor Evangeliorum Tabulae synopticae. Iuxta rationes temporis quoad fieri potuit composuit etc. Henr. Nic. Clausen. Havniae. 1829. 2) Synopsis Evangel. Matthaei, Marci et Lucae cum Ioannis Pericopis parallelis. Textum ex ordine Griesbachii dispartitum cum varia scriptura selecta edidit Maurit. Roediger, Sangerhusanus. Halis Sax. 1829. Die erste Schrift gehört eigentlich in die Uebersicht der dänisch-theologischen Litteratur, deren Fortsetzung wir von unserm Mitarbeiter in Dänemark demnächst erwarten; allein da sie vermöge der lateinischen Sprache ein theologisches Gemeingut ist, so konnte sie auch hier berührt werden. Die sorgfältige Arbeit des Hrn. Rödiger war wol meinem Freunde Lücke bei Ab-

Ueber

Dr. Fr. Gottlieb Crome's Beyträge zur Erklärung des N. T. Erstes Bändchen. Göttingen 1828. 8.,

worin über das synoptische Verhältniß, über das Chronologische, Archäologische und Geographische in den Evangelischen Abschnitten Joh. 1—2, 11. Matth. 1 — 4, 11. Mark. 1, 1 — 13. Luk. 1 — 4, 15. eben so eigenthümliche, als zu weiteren Forschungen anregende Bemerkungen mitgetheilt werden, hat Ref. sich in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1828. 181. Stück, ausführlich erklärt, und kann hier darauf verweisen.

Zum Theil wenigstens gehört in das exegetische Gebiet die Schrift von Dr. Matthias Schneckenburger über das Alter der jüdischen Proselytentaufe und deren Zusammenhang mit dem johanneischen und christlichen Ritus. Nebst einer Beilage über die Irrlehrer zu Colossä. Berl. 1828. 8. Die Hauptabhandlung giebt das Resultat, daß die jüdische Proselytentaufe jünger, als die johanneische und christliche und daß sich für die historische Ableitung der letzteren so der Form, wie der Bedeutung nach verwandtere Gebräuche darbieten. Der Beweis dafür ist so gründlich gelehrt, so umsichtig und scharfsinnig geführt worden, daß sich Rec., der sich seit der De Wettischen Recension von Bengels Schrift immer zu diesem Resultate geneigt hatte, jetzt völlig davon überzeugt hält. Auch dem Hauptresultate der Beilage, daß die Irrlehrer, welche im Colosserbriefe bekämpft werden, gnostisirende, theurgische jüdische Bekehrer gewesen, die das Christenthum nur als eine Stufe in ihrem phantastisch idealisirten Judenthume gelten ließen, müssen wir vollkommen beistimmen. Aehnliches hatte Ref. schon früher in seiner Einleitung zum ersten Br. des Johannes S. 56 ff. angedeutet.

---

fassung der Uebersicht noch nicht zugekommen. Vielleicht gefällt es ihm, über beide Schriften später sein Urtheil abzugeben.

C. Ullmann.

W. Bäumleins (Diakonus in Langenburg; jetzt Prof. am Gymnasium in Biberach) Versuch die Bedeutung des johanneischen Logos aus den Religionssystemen des Orients zu entwickeln. Tübingen 1828. 8.

führt durch Erörterung derjenigen orient. Religionen, die von einem weltschöpferischen Worte sprechen, (also der indischen Religion in den Vedas, der zoroastrischen in dem Zendavesta, der chinesischen Lehre des Lao-Tseu, der hermetischen Schriften, der alttestamentlichen mit Einschluß der Apokryphen, endlich des Philo) sodann durch Nachweisung der allgemeinen Verbreitung der Gnosis vom Worte und endlich durch Zusammenstellung und Analyse der hieher gehörigen neutestamentlichen Stellen zu dem Resultate, daß Johannes den Logosbegriff als einen in seinem Kreise bekannten theologischen Begriff in dem Sinne von Christo, als dem Messias gebraucht, daß er darunter ein erstes, über alle andere erhabenes Wesen als Medium der Offenbarung Gottes versteht. Dieser Subordinationsbegriff von dem Logos in Christo ziehe sich durch die ganze neutestamentliche Christologie hindurch und sey als der echt biblische festzuhalten sowohl gegen die nicänische, als gegen die sabellianische und arianisch systematisirende Ansicht. Ref. vermisset eine sorgfältigere Unterscheidung der verschiedenen Formen und Richtungen des Theologumenons von Logos. Die Verwandtschaft ist unverkennbar, aber nicht weniger die Verschiedenheit. Auch halten wir dafür, daß sich im N. T. selbst verschiedene Formen und Bezeichnungen des Göttlichen in Christo, je nach den verschiedenen Stufen und Bedürfnissen der christlichen Gnosis beobachten lassen. Es ist wichtig, dieß in der biblischen Theologie festzuhalten. Ref. ist übrigens überzeugt, daß die Anlage zur sabellianischen Vorstellung sich schon im N. T. entdecken läßt.

Isagoge in Epistolam a Paulo apostolo ad Colossenses datam, theologica, historica, critica. Accesse-

runt enarratio Cap. 1. ad Col. 1 — 14. et Excursus, quos vocant, epistolam spectantes tres. Confecit Guil. Boehmerus (jetzt Prof. ordin. zu Greifswalde). Berolini 1829. 8.

Vollständige Einleitungen in einzelne neutestamentliche Bücher haben großen Werth und Nutzen. Des Verf. Fleiß und Sorgsamkeit aber hat, dünkt uns, selbst das Maaß des Vollständigen überschritten. Die Untersuchungen z. B. de ortu, finibus, domiciliis Phrygum, de natura Phrygiae, de ingenio, religione, moribusque Phrygum, womit der Verf. mehr als einen Bogen anfüllt, waren vorauszusetzen, höchstens gelegentlich und in größter Kürze anzudeuten. Auch vermögen wir in der That nicht einzusehen, wozu die besondere geographische und historische Beschreibung von Hierapolis. Was der Verf. nachher davon gebraucht, berechtigt nicht zu solcher Ausführlichkeit. Ueberhaupt aber würden auch in dem Nothwendigen mehr Kürze, gefälligere Darstellung, ein leichterer, belebenderer und auch mehr lateinischer Styl die Schrift mehr empfehlen. Die durch lange Auszüge schwerfällige Widerlegung von Junker, dessen Schrift ja kaum erschienen und einer so ausführlichen Widerlegung gar nicht werth ist, so wie die vielen Anführungen oft sehr gewöhnlicher Gedanken aus neueren Schriften haben etwas Störendes und verringern die Freude an der sonst sorgfältigen und gründlichen Forschung. Nur keine Erneuerung des weitschweifigen mikrologischen Untersuchungsstyls der älteren Gelehrten! Das Bestreben, recht vollständig zu seyn, verführt den Verf. zu Untersuchungen, an die sonst Niemand denkt. Dahin gehört N. XIV. Solum Paulum fuisse epistolae fontem, probatur. Wem ist je eingefallen, das Gegentheil zu behaupten? Darüber sind wichtigere Untersuchungen z. B. über das gegenseitige Verhältniß des Colosser- und Epheserbriefes zu kurz behandelt. Der Verf. hält den Epaphras für den un-

mittelbaren Stifter der Gemeinde zu Colossä; die Stiftung falle entweder in die Zeit des längeren Aufenthalts Pauli in Ephesus oder kurz nachher. Die Colossensischen Irrlehrer hält der Verf. für judenchristliche Theosophen. Die exegetische Probe im Anfange zeugt von großer Sorgfalt und Genauigkeit, aber wozu so weitschweifige Erklärungen von bekannten Dingen, wie dem Namen Pauli, Ἰησοῦς, χριστὸς und dergl.?

Herr Geheime Kirchenrath Baumgarten Crusius in Jena hat in dem

Weihnachtsprogramm 1828 über den Ursprung und das innere Verhältniß des Hebräerbriefs

die neue, eigenthümliche Meinung aufgestellt, daß ein Schüler des Apostels Paulus die beiden Parallelbriefe an die Ephesser und Colosser für Judenchristen vielleicht in derselben Gegend, wo die heidenchristlichen Leser jener beiden paul. Br. waren, erörtert und ausgelegt habe. So sey unser Hebräerbrief entstanden und sein Zweck ein doppelter, einmahl, den Hebräern den Inhalt jener Briefe weiter zu entwickeln und für sie verständlicher zu machen, sodann, Einiges, was in jenen Briefen judenchristlichen Lesern irgendwie anstößig war, zu mildern und ins rechte Licht zu stellen. Der Briefsteller, übrigens ein philosophischer Mann, ein Alexandriner, habe diesen Brief für paulinisch angesehen wissen wollen; seine Leser hätten denselben gebrauchen sollen entweder mit jenen paul. Briefen zugleich, oder an deren Stelle. Eben so ingeniös ist die Beweisführung. Aber bei allem Scharfsinne, den der Verf. anwendet, und allem Scheine, den er seiner Meinung zu geben weiß, haben wir uns von der Wahrheit dieser seltsamen Entstehungsweise des Hebräerbriefs nicht überzeugen können. Die Hauptbeweise sind: 1) die Aehnlichkeit dieser Brieftrias in Hinsicht der Gedanken und ihrer Anordnung; 2) die Analogie ähnlicher Verhältnisse in der jüdischen und christlichen Litteratur, worunter das Verhältniß zwischen

dem zweyten petrinischen und dem Judasbriefe am schlagendsten zu seyn scheint; 3) endlich die andeutenden Spuren in der kirchlichen Tradition über die besagten drei Briefe, besonders in dem Muratorischen Fragmente, wo die beiden Briefe ad Laudecenses und ad Alexandrinos zusammengestellt werden (vorausgesetzt, daß unter der erdichteten Epistel an die Alexandr. der Hebräerbrief zu verstehen sey, was der Verf. behauptet), und bey Philastrius Haer. 89., sodann in dem gemeinschaftlichen Gebrauch aller drei Briefe bei einigen Gnostikern, so wie in dem Nichtgebrauche des Hebräerbriefes bey Irenäus c. Haer. und endlich darin, daß bei aller Differenz zwischen dem Hebräerbriefe und den Paul. doch die meisten Alten jenen nicht gern in die Classe der Antilegomena setzen wollten. Das alles ist sehr scharfsinnig, wer wollte das leugnen? Aber die große Aehnlichkeit der drei fraglichen Briefe in Hinsicht ihres Inhalts können wir nicht finden. Die viel größere Differenz kann der Verf. nur künstlich verstecken und erklären. Alles kömmt auf eine entfernte Verwandtschaft des Themas hinaus. Eine solche Verwandtschaft, zumahl in dem Briefe eines paul. Schülers, berechtigt nicht zu einer Vermuthung, die, sonst durch nichts nothwendig, der offenbaren Originalität des geistvollen Briefstellers zu nahe tritt. Irgend eine deutliche Beziehung auf jene paul. Briefe als auf seinen Text, irgend eine bestimmte Anknüpfung müßte sich im Hebräerbr. zeigen. Auch Sprache und Ausdrucksweise müßten verwandter seyn. Wer aber kann dieß behaupten? Die traditionellen Spuren, welche Dr. Baumgarten Crusius für seine Meinung anführt, lassen sich, wie Bleek zeigt, genügend, ja besser, auch anderswie erklären. — Doch wir haben kaum Raum, unsern Widerspruch gegen des Verf. Hypothese anzudeuten, geschweige auszuführen.

Das erweislich älteste Zeugniß für die Aechtheit der in den Kanon des N. T. aufgenommenen Apokalypse, ge-

prüft von Dr. H. Chst. Michael Rettig, Lic. der Theologie, Lehrer an dem Akad. Gymnasium und an dem philol. Seminar der Universität Gießen. Leipzig 1829. 8.

Der gelehrte Verf. greift das Zeugniß Justins in dem Dialog mit dem Juden Trypho, das bisher, unter den für die johanneische Authentie der Apok. günstigen, für das älteste fast unüberwindliche gehalten wurde, mit Scharfsinn, Gründlichkeit und nicht ohne Glück an. Die Worte εἷς τῶν ἀποστόλων τοῦ Χριστοῦ werden für untergeschoben erklärt; freilich sey diese Interpolation sehr alt, aber doch erst aus einer Zeit, wo die Apok. anfing allgemeiner als das Werk des Apostels Johannes betrachtet zu werden. Die ausführlichere Prüfung dieser Vermuthung nächstens.

Zum Schluß machen wir aufmerksam auf

Dr. J. Christ. Carl Döpke's, Hermeneutik der neutestam. Schriftsteller 1. Th. Leipz. 1829. 8.

Eine sehr schätzbare und anziehende Schrift! Die Aufgabe des Verf. ist, die äußere Form der alttestam. Citate, so wie die Gebrauchs- und Auslegungsweise des alten Testam. in den Schriften des N. T. genauer zu untersuchen und zu bestimmen. Dieser erste Theil handelt zuerst von dem Gesichtspunkte, aus welchem Christus und die Apostel das A. T. betrachtet haben; sodann von den im N. T. und bei den jüdischen Schriftstellern gewöhnlichen Citationsformeln; von der äußeren Form der alttest. Citate so bei den neutest. wie jüdischen Schriftstellern; ferner von der jüdischen Exegese, dem Wesen, Ursprung und der Anwendung der allegorischen Auslegung; endlich von der Beschaffenheit der alttest. Citate in den einzelnen Büchern des N. T. Der zweite Theil soll die Auslegungsweise der neutest. Schriftsteller in homiletischer, typischer und messianischer Hinsicht behandeln. Durch Gelehrsamkeit und Geist ausgezeichnet erörtert dieser erste Theil einen Gegenstand, der schon lange einer tieferen, allseitigen Forschung bedurfte. Man möchte in der Anord-

nung manches anders wünschen. Leichtere Uebersichten und mehr allgemeine, zusammenfassende Standpunkte: aber Principien und Richtung werden im Ganzen den Beifall der Verständigen finden. Das Einzelne dürfen wir nicht weiter berühren. Nur über zwei Punkte ein Paar Worte: Der Gebrauch des A. T. im N. ist seinem Wesen nach apologetischer Art, und in so fern nothwendig, als bei jeder Begründung des Evangeliums die Einheit und Uebereinstimmung der vollendeten Offenbarung Gottes mit der vorbereitenden nachzuweisen ist. Hierauf reduciren sich alle übrigen, mehr und weniger untergeordnete Erklärungsmomente. Der Verf. scheint zu sehr bei diesen stehen zu bleiben. — Was die Entstehungsweise der allegorischen Auslegung des A. T. unter den Juden betrifft, so stimmen wir dem Verf. im Allgemeinen bei. Nur scheint uns das charakteristische Hauptmoment zu wenig beachtet zu seyn. Dieß aber finden wir darin, daß in der offenbarungsgläubigen, positiven Theologie der Juden je länger je mehr die Aufgabe entstand, die fortschreitende Entwicklung der alttestam. Religion überhaupt, und der Messiasideen insbesondere, sodann auch die besonders in Alexandrien immermehr hervortretende rationelle Auffassung der alttest. Offenbarung als schriftgemäß zu rechtfertigen. Die Lösung dieser Aufgabe konnte in Ermangelung einer wahrhaft wissenschaftlichen Exegese, und weil das A. T. nur die vorbereitende und vorbedeutende Offenbarung enthält, nicht die vollendete und deren kanonischen Ausdruck, so lange eben dieß nicht wahrhaft theologisch eingesehen wurde, nur so geschehen, daß man den alttest. Buchstaben vergeistigte und vertiefte, den geschichtlichen Stoff aber aus seiner individuellen und temporellen Beschränktheit in das allgemeine hinüberdeutete. So entstand mit dem Momente neuer Entwickelungen nach geschlossenem Kanon unter den Juden die allegorische Auslegungsweise. Diese gehört, wo sie vorkommt, im N. T. zur populären, accommodativen Form.

In der christlichen Theologie als Wissenschaft ist sie immer etwas Fremdes; — verwerflich nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse, sondern auch deßhalb, weil das N. T. durch reine Darstellung der absolut vollkommenen Offenbarung die vorbereitende und deren Ausdruck im A. T. in ihrem richtigen historischen Verhältnisse so des Gegensatzes, wie der Uebereinstimmung erkennen lehrt. Daher sprechen wir mit Luther und in seinem Sinne sowohl was das neue, als das alte Testament betrifft: litteralis sensus, der thuts! —

Ueberhaupt aber ist zu unsrer Zeit in apologetischer Hinsicht nichts nothwendiger, als die ewigen, wesentlichen Ideen Christi und der Apostel über den Unterschied und die Uebereinstimmung der alt- und neutestamentlichen Oekonomie von der theilweise accommodativen Form ihrer Darstellung und Erörterung im N. T. immer sorgfältiger zu unterscheiden, die hermeneutische Theorie aber in dieser Hinsicht so zu gestalten, daß weder der Glaube an die Einheit und Zusammenstimmung der Offenbarungen Gottes in der ganzen heil. Schrift, noch die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung irgendwie Schaden nehme, sondern beide in gehöriger Vereinigung Gottes- und Menschenwort immer reiner unterscheiden lernen.

2.

Uebersicht
der neuesten kirchenhistorischen Litteratur.

Indem ich die Bd. 1. Hft. 3. S. 709 ff. gegebene Uebersicht der kirchenhistorischen Litteratur hier fortsetze, sehe ich mich zwar nicht veranlaßt, von den dort aufgestellten Grundsätzen der Auswahl und Beurtheilung abzugehen, glaube aber in der äußern Form etwas ändern zu müssen, um dem Ganzen mehr Uebersichtlichkeit zu geben. Ich habe

deßhalb gewisse Rubriken angenommen, welche ich bei allen folgenden Uebersichten festzuhalten gedenke, und zwar so, daß auch diejenigen, in deren Gebiete nichts erschienen ist, eben um auf den Mangel aufmerksam zu machen, jedesmal aufgeführt werden. Was die Anordnung dieser Rubriken betrifft, so läßt dieselbe an sich betrachtet allerdings manche Ausstellungen zu; ich glaubte aber hier die wissenschaftliche Strenge, die mich zu einer Menge nothwendig oft leer stehender Divisionen und Subdivisionen geführt haben würde, dem Zwecke einer bequemen Uebersicht aufopfern zu müssen.

I. Historisch-litterarische und isagogische Schriften fehlen.

II. Kirchenhistorische Journale und vermischte Schriften.

Archief voor kerkelijke Geschiedenis, inzonderheid van Nederland. verzameld door N. C. Kist en H. J. Roijaards Theol. Doct. en Prof. te Leyden en Utrecht. Eerste Deel. Te Leyden bij S. en J. Luchtmans, 1829. XIV und 398 S. 8.

Diese ausgezeichnete Zeitschrift wurde von den drei Professoren der Kirchengeschichte, Kist in Leyden, Roijaards in Utrecht und Theodor Adrian Clarisse in Gröningen gegründet, verlor aber leider noch vor dem Erscheinen des ersten Bandes einen ihrer Begründer, den trefflichen Clarisse, durch den Tod. Eine rührende Schilderung des Verblichenen, der als Mensch und Gelehrter gleich ausgezeichnet war, gibt das S. 333. eingerückte Schreiben des Vaters, des Hrn. Dr. J. Clarisse, Prof. der Theologie in Leyden, an die beiden übrig gebliebenen Herausgeber. Außerdem finden sich folgende Aufsätze in diesem Bande: von Roijaards: 1) Ueber den Gang der Bearbeitung der Geschichte, auch der Kirchengeschichte; 2) Ueber die Wichtigkeit von historischen Flugschriften und kirchlichen Aktenbüchern für die Kirchengeschichte; 3) Vergleichung der neueren europäischen Kön-

kordate mit dem niederländischen; 4) Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Volksgeistes im 16. Jahrhundert der spanischen Inquisition gegenüber; von Kist: 1) die Kirche und das Patriarchat von Aquileja; 2) der päbstliche Ablaßhandel, und der Einfluß desselben auf die Kirchenreformation in den Niederlanden (mit dem Facsimile zweier Ablaßbriefe von 1516 und 1517.); von Th. Abr. Clarisse: Ueber den Geist und die Denkweise von Gerh. Groete (dem Stifter der fratres vitae communis), mit Anmerkungen von Joh. Clarisse, welcher auch diese Abhandlung fortsetzen wird. Wir wünschen, daß diese reichhaltige Zeitschrift guten Fortgang haben, und auch in Deutschland die ihr gebührende Aufmerksamkeit finden möge.

Sophronizon von Dr. H. E. G. Paulus, Bd. 10 und 11. od. Jahrg. 1828 u. 1829. Heidelberg bei Winter.

Auch in den vorliegenden Bänden dieser Zeitschrift, welche vorzüglich der Geschichte Anweisungen zum Besserwerden in Kirche, Staat und Wissenschaftlichkeit abzugewinnen sucht, finden sich schätzbare Beiträge zur Kirchengeschichte. Wir machen besonders auf folgende Abhandlungen aufmerksam: Nachruhm Eberhards I. Herz. v. Würtemberg (namentlich die Verdienste dieses Stifters der Universität Tübingen um die geistige, sittliche und religiöse Bildung seines Volkes), Ankündigung einer Denkschrift über ihn von Friedr. Gutscher, Bd. 10. Heft 1.; Schicksal des Cistercienserklosters Schönthal während des Bauernkrieges, Auszug aus ungedruckten Chroniken, ebendas. Heft 3.; mehrere Beiträge zur Geschichte der Jesuiten; dankbare Erinnerungen an die durch den Großherzog Karl August von Weimar zu Jena geschützte Lehrfreiheit Bd. 11. Heft 1., in welchen die Darstellung, welche der ehrwürdige Verfasser von dem Gange seiner Geistesbildung gibt, eben so anziehend, als für die Geschichte der Theologie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts merkwürdig ist.

Henr. Theoph. Tzschirneri Opuscula Academica,

edidit Jul. Frid. Winzer. Lips. sumt. Hinrichsii. 1829. XII u. 340 S. 8.

Der Kirchengeschichte gehören folgende Abhandlungen an: De sacris publicis ab ecclesia vetere studiose cultis; Nominis germanici laudes instauratorum sacrorum historia illustratae; Ecclesiae et academiae Evangelicorum quid mutuo sibi debeant; De claris veteris ecclesiae oratoribus (IX Partic. leider unvollendet, und sich nur über Origenes, Eusebius Caesar., Athanasius, Eusebius Emes., Macarius, Cyrillus Hieros. und Ephraemus Syrus als Redner verbreitend); Graeci et romani Scriptores cur rerum christianarum raro meminerint; De caussis impeditae in Francogallia sacrorum publicorum emendationis; De religionis christianae per philosophiam graecam propagatione (unvollendet).

E. Münchs vermischte historische Schriften. 2 Bde. Ludwigsburg 1828. 8.

eine Sammlung von früher einzeln herausgegebenen Abhandlungen, die aber hier in verbesserter, zum Theil ganz umgearbeiteter Gestalt erscheinen. Für die Kirchengeschichte sind auszuzeichnen im 1. Bande die Abhandlung: Hypatia von Alexandrien; im 2. Bde. die Aufsätze: Lienhard Kaiser, Wendelmuth von Münchendamm, Märtyrer der Reformation; Fulvia Olympia (eine gelehrte Italienerinn, die in Deutschland zur evangelischen Kirche übertrat); Kardinal Giovanni Morone, Präsident des Concils zu Trient; über die erdichtete Schenkung Constantins.

Theologische Abhandlungen von Dr. K. A. Freih. von Reichlin-Meldegg, außerord. Prof. der Theol. in Freyburg. Greiz 1829.

Diese drei Abhandlungen, unter denen die erste, über die Ursachen der Entwickelungen des Mönchthums, und die dritte, über die Ursachen der Trennung der griechischen und lateinischen Kirche, hierher gehören, sind wegen der

Freimüthigkeit merkwürdig, mit welcher ſich ein katholiſcher Theolog über dieſe Gegenſtände ausſpricht.

III. Quellen der Kirchengeſchichte und kirchliche Litteratur bis zur Reformation.

1. Patriſtik.

In der

Bibliotheca sacra patrum ecclesiae graecorum (Leipzig bei Schwickert)

ſind auf den Joſephus Philonis operum omnium T. V. gefolgt.

Collectio selecta SS. Ecclesiae Patrum complectens exquisitissima opera, tum dogmatica et moralia, tum apologetica et oratoria, accurantibus D. A. B. Caillau, Missionum Gallicarum Presbytero, nonnullisque Cleri Gallicani Presbyteris, una cum D. M. N. S. Guillon, in facultate Theologiae Parisiensi eloquentiae sacrae Professore, Praedicatore Regio, Auctore libri, cui titulus gallice: Bibliothèque choisie des Pères grecs et latins. Lips. ap. F. Fleischer, Paris. et Bruxell. ap. Méquignon-Havard. T. I—IV. 1829. 8.

Der Anfang einer für deutſche Theologen ganz unbrauchbaren Sammlung, welche im Geiſte der Congregation für das kirchlich-dogmatiſche Bedürfniß der franzöſiſchen Geiſtlichkeit berechnet iſt. Der vorangegangenen Ankündigung zufolge ſoll dieſelbe bis auf Bonaventura, und wenn das Publikum das Unternehmen begünſtigt, bis auf Benedictus XIV. reichen. Die griechiſchen Schriften ſollen natürlich bloß in lateiniſcher Ueberſetzung erſcheinen; zu den verheißenen Verbeſſerungen läßt ſchon der lateiniſche Styl der Ankündigung nicht viel Vertrauen faſſen; in den vorliegenden Theilen finden wir indeß nur alte Verſionen wieder abgedruckt. Dieſe vier Theile enthalten die apoſtoliſchen Väter, die Apologeten, Irenäus, Clemens Alex. und Hippolytus. Jedem Schriftſteller ſind magere und unkri-

tische Notizen über sein Leben vorangestellt. In mehreren Schriften haben die Herausgeber für gut befunden, vieles auszulassen, ja sogar (wie in den Stromaten des Clemens) Umstellungen vorzunehmen. So erscheint insbesondere Irenäus in einer traurigen Gestalt, nämlich zum Theil in der alten Version, zum Theil in der neuen des Billius, dazu ganze Capitel ausgelassen. Das Aeußere dieser Sammlung ist glänzend; aber auch der Preis ist nicht niedrig; jeder Band kostet 2 Thlr. 8 gl.

Scriptorum Veterum nova Collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo Majo, Bibl. Vatic. Praefecto. T. III. (in III. Partt.) Romae, typis Vatic. 1828. gr. 4.

Unter den Anecdotis, welche der rastlos thätige Herausgeber in diesem Bande der gelehrten Welt mittheilt, sind folgende hier auszuzeichnen P. I.: Ephraemii Byzant. catal. Patriarcharum Byzantin. (griech.) bis 1323, in jambischen Versen; Methodii Monachi (im 13ten Jahrh.) de vitando schismate tract. (griech.), geschichtliche Erinnerungen bei Gelegenheit des Streites zwischen den Arsenianern und Josephianern über den rechtmäßigen Besitz des Patriarchenstuhls von Constantinopel. Auffallend ist es, daß Majus diese letzte Abhandlung mit folgender Note abbricht: Hactenus Methodius visus mihi est utilis propter ea, quae ex ecclesiastica sedium orientalium historia defloravit. Reliqua erant in codice usque ad opusculi finem perpauca. Wurde etwa diesen perpaucis die Stelle nicht gegönnt, weil sie etwas gegen die Lateiner enthielten? — P. II.: Victorini Philosophi (des afrikan. Rhetors in Rom im 4ten Jahrh.) comm. in Epistt. Pauli ad Galatas, Philippenses et Ephesios; und Ejusd. opusc. pro religione christiana contra philosophos physicos (latein.). Ferrandi Diac. Eccl. Carthaginiensis (um 540) Epist dogmatica adv. Arianos aliosque Haereticos (latein.). Merkwürdiger sind die Fragmenta Arianorum (latein.) aus Codd. palim-

peostis genommen, über deren Mittheilung sich der Herausgeber weitläuftig entschuldigen zu müssen meint. Es sind Reliquiae tractatus in Lucae Evangelium (zu Cap. 1—6), und Fragmenta Sermonum, oder vielmehr theologischer Abhandlungen, welche den arianischen Lehrbegriff dem nicäischen und dem macedonianischen gegenüber entwickeln und vertheidigen a). Sie sind wahrscheinlich bald nach 388 geschrieben, wo Valentinianus II. durch ein Gesetz (Cod. Theod. XVI, 5, 15.) den Arianismus auch im Abendlande unterdrückte. Die darauf folgenden 2 fragmenta ex libris apocryphis V. T. (latein.) sind bald als dem Ἀναβατικὸν Ἡσαΐου angehörig erkannt. Herr Prof. Dr. Nitzsch wird uns diese merkwürdigen Reste einer alten lateinischen Version, mit Hülfe der von Lawrence herausgegebenen äthiopischen Uebersetzung in einer verbesserten Gestalt liefern b). Es folgen Sermonum antiquorum aliae reliquiae; Liturgica fragmenta; Fragmentum contra Arianos (nach des Herausgebers Vermuthung vielleicht dem Augustinus zugehörig); Epistola Flori Diaconi Lugdunensis (oder Flori Magistri um 840.) ad Hildradum Abbatem de Psalterii editione; Isidori Hispal. prologus in Psalterium; Versio Antehieronymiana Evangelii secundum Matthaeum aus einem Codex Claromontanus, jetzt Vaticanus, dessen Varianten schon Sabatier angegeben hat, sämmtlich lateinische

a) Beiläufig will ich versuchen, der Oedipus zu seyn, welchen Herr Majus p. 232. für die korrupte Stelle des 16ten Fragments: De patre autem et fili diceris sicut scis superna baculum est ambulare, wünscht. Ich lese: De patre autem et filio dicere, sicut scis, super novaculam est ambulare.

b) Da dieses Buch bei den Cathärern des Mittelalters in hohem Ansehen stand (s. Moneta adv. Catharos et Waldenses, ed. Ricchinius, p. 218.), so ist es wol möglich, daß sich die lateinische Uebersetzung desselben noch irgendwo vollständig vorfindet.

Anekdota. — P. III. Sermones quatuor, in septuagesima, in quadragesima (Invocavit), in dominica passionis (Judica), in dominica palmarum, (latein.) wohl erst aus dem 11ten Jahrh., für kirchl. Archäologie nicht unbedeutend; Theoduli s. Thomae Magistri (um 1311.) Oratio de regis officiis ad Andronicum II. Palaeologum, und Ejusd. Oratio de subditorum officiis, (griech.); endlich 4 Bücher sibyllinischer Weissagungen, nämlich lib. IX—XIV. (bisher waren nur 8 Bücher gedruckt), ein besonders interessanter Fund, der aber noch eine genauere Untersuchung fordert. Die jüngsten Kaiser, von denen die Rede ist, sind Valerianus und Gallienus im 13ten Buche.

Homiliarium Patristicum, collectum, adnotationibus criticis, exegeticis historicisque instructum ediderunt Lud. Pelt et Henr. Rheinwald, Theol. Licentiati. Vol. I. Fasc. I. et II. Berolini sumt. Enslin. 1829. zus. 338 S. 8.

Dieses Homiliarium, eine Auswahl von Homilien der Väter der 6 ersten Jahrh., bildet die erste Sektion einer Bibliotheca concionatoria, deren zweite Sektion eine ähnliche Sammlung aus den Predigern des Mittelalters enthalten soll, während die dritte eine Auswahl von Predigten in den Landessprachen der verschiedenen Länder (wahrscheinlich nach der Reformation) darbieten wird, so daß das Ganze eine vollständige Beispielsammlung für die Geschichte der christlichen Predigt bildet. Ein treffliches Unternehmen, das allgemeine Unterstützung verdient. In den vorliegenden beiden Heften finden sich nach einer kurzen Geschichte der Homilie bis auf Chrysostomus folgende geistliche Redner zuerst durch eine kurze vita, dann durch einige ihrer Reden in der Originalsprache charakterisirt: Origenes, Eusebius v. Cäsarea, Zeno v. Verona, Athanasius, Basilius d. G., Macarius und

Ephraem d. Syrer (der letzte von d. Hn. Lic. von Wagnern bearbeitet). Eine der wichtigsten Aufgaben für die Herausgeber wird die Korrektheit des Drucks seyn. Mit diesem Unternehmen läuft ein anderes derselben Herausgeber parallel, nämlich eine Homiletische Bibliothek, welche den Inhalt der Biblioth. concionatoria (doch nicht genau denselben, da manche Reden weggelassen, andere hinzugefügt sind) in deutscher Uebersetzung bietet, und in ähnlichen Heften erscheint. Wir möchten es indeß bezweifeln, ob die zweite Unternehmung von gleich großem Nutzen sey, wie die erste. Zur Erbauung sind diese Homilien gegenwärtig zu wenig geeignet, um sie deßhalb populär zu machen. Dem geschichtlichen Interesse, die Predigtweisen der verschiedenen Zeiten kennen zu lernen, geht aber in den Uebersetzungen vieles verloren.

Eusebii Pamph. historiae ecclesiasticae libb. X. Ex nova recognitione cum aliorum ac suis prolegomenis, integro H. Valesii commentario, selectis Readingi, Strothii aliorumqne virorum doctiss. observationibus edidit, suas animadversiones et excursus indices emendatos ac longe locupletiores adjecit Fr. Ad. Heinichen,

ist jetzt nach dem Erscheinen von T. II. u. III. (Lips. ap. Kayser et Schumann 1828. 8.) vollendet, und bietet dem Kirchenhistoriker dieses wichtige Werk mit dem reichsten, fast zu reichen, philologischen und historischen Apparate.

Eusebii Emeseni quae supersunt opuscula graeca ad fidem codicum Vindobonensium et editionum diligenter expressa, et adnotationibus et philologicis illustrata a J. Chr. Gu. Augusti. Elberfeld bei Büschler 1829. 191 S. 8.

Die drei hier zuerst gedruckten ächten Reden des Theodorus sind: orat. de adventu et annuntiatione Joannis Baptistae apud inferos, de proditione Judae, in sacrum Parasceues

diem (die letztere in 2 Recensionen, von dem Verf. schon in einem Programm, Bonnae 1820, bekannt gemacht, hier aber nach einer neuen Collation der Codd. weit richtiger wiederholt), die in einer fortlaufenden, dem Evangelium Nikodemi verwandten historischen Dichtung den Widerstand der Hölle gegen Christum bis zu ihrer Besiegung bei der Höllenfahrt schildern.

Quaestiones ac vindiciae Didymianae, sive Didymi Alexandrini enarratio in epistolas catholicas latina graeco exemplari magnam partem e graecis scholiis restituta a God. Christ. Frid. Lücke, bis jetzt II Particulae (1 Antritts- und 1 Osterprogramm) Goettingae, 1829. 4.

Der Herr Verf. hatte schon früher (Comm. über die Schriften Johannes, Th. 3. S. 300 ff.) die interessante Entdeckung gemacht, daß ein Theil jenes Commentares, der bis dahin nur aus der latein. Uebersetzung des Cassiodorus bekannt war, sich im Originale in den Scholien bei Matthäi erhalten habe; hier beweiset er zuvörderst die Authentie des Ganzen, obgleich er die Integrität desselben, auch in der latein. Uebersetzung, bezweifelt, und gibt dann eine kritisch berichtigte Ausgabe sowohl dieser Uebersetzung, als der gehörigen Orts eingeschalteten griechischen Fragmente. In dem 2ten Programme findet sich der Commentar zu den Briefen des Johannes; der zu den übrigen katholischen Briefen wird nachfolgen.

Commentationis de authentia epistolae Barnabae Particula prior, quam pro gradu Licentiati theologiae publico eruditorum examini submittit Jo. Christ. Rördam. Havniae 1828. 100 S. 8,

eine neue Vertheidigung der seit kurzem von mehreren Gelehrten (namentlich von Neander und Ullmann) wieder geläugneten Aechtheit des Briefes aus innern Gründen: eine Pars posterior soll die äußern Argumente geltend machen. Wir kennen diese Abhandlung bloß aus der beachtungs-

werthen Anzeige (des Hrn. Dr. Hug?) in der Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisth. Freiburg. 1829. 3. Hft. S. 208, welche sich für die Unächtheit des Briefes erklärt.

Ueber den Ursprung und den Inhalt der apostolischen Constitutionen des Clemens Romanus. Ein historisch-kritischer Versuch von Dr. Otto Krabbe. Hamburg bei Perthes. 1829. XVI und 272 S. 8.

De Codice Canonum, qui Apostolorum nomine circumferuntur. Diss. historico-crit., quam pro summis in philos. honoribus rite obtinendis scripsit Otto Carsten Krabbe. Gotting. 1829. 29 S. 4.

Das Resultat der ersten mit Umsicht und Gelehrsamkeit geführten Untersuchung ist: die sieben ersten Bücher der Constitutionen sind gegen das Ende des dritten Jahrh. in irgend einer orientalischen Kirche entstanden, aber am Ende des vierten Jahrh. theils in dogmatischem Interesse des Arianismus und Macedonianismus, theils in einigen rituellen Beziehungen interpolirt worden. Der Interpolator fügte alsdann noch das achte Buch hinzu. Die Dissertation über die apostolischen Kanones begnügt sich mit dem Resultate, daß diese Kirchengesetze zu verschiedenen Zeiten in den apostolischen Kirchen festgestellt seyen, und bemüht sich, die Zeit des Ursprungs der einzelnen aufzufinden. Die Untersuchung wird aber in der Schrift über die Constitutionen S. 77 ff. bis zu dem Resultate fortgesetzt, daß die Kanones zugleich mit dem achten Buche der Constitutionen, vielleicht von dem Verfasser dieses letztern, gesammelt worden seyen. Gleichzeitig und unabhängig von diesen Untersuchungen hat die treffliche Abhandlung über die apostolischen Constitutionen (von Herrn Dr. Möhler?) in der Theologischen Quartalschrift, welche von den Herren Professoren der katholisch-theolog. Fakultät in Tübingen herausgegeben wird (Jahrg. 1829, drittes Quartalheft, S. 397—477.), eine ähnliche, aber doch nicht ganz dieselbe, Meinung über den Ursprung

dieser Bücher aufgestellt. Hier werden vier Schriftwerke unterschieden: 1. die sechs ersten Bücher der Constitutionen, welche in der 2ten Hälfte des dritten Jahrh. entstanden seyen, in denen sich auch keine spätern Interpolationen fänden; 2. das siebente, 3. das achte Buch der Constitutionen, 4. die Kanones der Apostel. Die Abfassung des 7ten und 8ten Buches der Constitutt. falle in das vierte Jahrh., wo nicht unter die christlichen Kaiser, doch in die Zeiten der ersten Ruhe der Christen nach dem Regierungsantritte Constantins; die Zeit der Kanones lasse sich nicht so sicher angeben. Das erste, dritte und vierte Schriftwerk habe jedes einen andern Verfasser; vom zweiten sey es nicht so völlig gewiß, ob es ein späterer Nachtrag zu dem erstern, oder ein völlig unabhängiges Werk von ähnlichem Inhalte sey. Ihr Vaterland sey wahrscheinlich Syrien, die Zeit ihrer Zusammensetzung falle höchst wahrscheinlich noch vor Epiphanius, über den Zusammensetzer lasse sich natürlich nichts sagen. — Durch beide Untersuchungen ist die Auflösung des schwierigen Problems auf eine erfreuliche Weise gefördert. So hat wol Herr Krabbe unstreitig Recht, wenn er in den ersten Büchern rituelle Interpolationen annimmt, welche später als Epiphanius sind; dagegen dürfte der Tübinger Forscher darin das Richtige getroffen haben, daß er in den vermeintlichen arianischen Interpolationen nichts weiter als eine katholische Polemik des dritten Jahrhunderts gegen den Sabellianismus findet. Unsere Zeitschrift wird vielleicht in einer eigenen Abhandlung einst auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Ueber Clementinen und Clemens Alexandr. s. die lesenswerthen Artikel des Herrn Dr. v. Cölln in Ersch und Grubers Allgem. Encyclopädie. Erste Section. Th. 18. S. 4. und Seite 36.

Ueber einige Stellen in den Briefen des Ignatius von H. A. Niemeyer, in Fries, Schröter und Schmid

Oppositionsschrift für Theologie und Philosophie, Bd. 1. Hft. 2. (Jena 1828.) S. 3 ff.

Eine Erläuterung der Stellen, welche früher gewöhnlich für das Daseyn der kanonischen Sammlung der Evangelien und der apostolischen Briefe zur Zeit des Ignatius angeführt zu werden pflegten, insbesondere Epist. ad Philadelph. c. 5. und c. 8.

De epistola ad Diognetum quae fertur Justini Martyris Commentatio. Scripsit C. D. a Grofsheim Lubecensis. Lips. 1828. 32 S. 4.

Der Verf. erweiset, daß dieser Brief nicht dem Justinus angehöre, und versucht darzuthun, daß derselbe um das Jahr 132. geschrieben, und daß §. 11. und 12. desselben unächt seyen.

Diss. hist. theol. inauguralis de vita Basilii M. Caesareae in Cappad. Episcopi, quam pro gradu doctoratus rite capessendo publico examini submittit Jo Elias Feisser. Groningae, ap. van Boekeren. 1828. 114 S. gr. 8.

De multimoda idololatria, cujus Tertullianus ludimagistros et ceteros professores litterarum arguit oratio a. d. VII. Id. Januar. (1829.), cum in Gymnasio Sedinensi Directoris munus auspicaretur, habita a C. F. Gu. Hasselbach. Stettin 36 S. 4.

Ueber Tertull. de idololatria c. 10. mit Beziehung auf die neuern frömmelnden Verdächtigungen der Alterthumswissenschaften. Angehängt sind schätzbare Bemerkungen über Tertullians Leben, und exegetische und kritische Noten zu mehreren Stellen seiner Schriften.

2. Quellen der Kirchengeschichte und kirchl. Litteratur des Mittelalters.

Corpus Scriptorum historiae Byzantinae. Editio emendatior et copiosior consilio B. G. Niebuhrii C.F. instituta opera ejusdem Niebuhrii, Imm. Bek-

keri, L. Schopeni, G. Dindorfii aliorumque Philologorum parata. P. III. Agathias e rec. Niebuhrii 1828. — P. XI Leo Diaconus et Nicephorus August. de velitatione bellica e rec. C. B. Hasii. Angehängt sind: Nicephori Phocae Novellae, (Pseudo-Luciani) Philopatris dialogus, Luitprandi legatio ad Niceph. Phocam, Excerpta ex historiis Arabum de expeditionibus Syriacis Nicephori. Phocae et Io. Tzimiscis. 1828. — P. XIX Nicephorus Gregoras cura L. Schopeni vol. I. 1829. — P. XX. Io. Cantacuzenus cura L. Schopeni. vol. I. 1828. — Constant. Porphyrogenitus de cerimoniis Aulae Byz. e rec. I. I. Reiskii cum eiusdem commentariis integris. vol. I. 1829. — Georgius Syncellus et Nicephorus CP. ex rec. Gu. Dindorfii, vol. I. et II. 1829. Bonn, b. Weber, in gr. 8.

Weder über die Wichtigkeit der byzantinischen Geschichtschreiber fürdie Kirchengeschichte, noch über die Trefflichkeit dieser schon allgemein bekannten Ausgabe, welche ununterbrochen fortgesetzt wird, braucht etwas hinzugesetzt zu werden.

Liber Berengarii Turon. de sacra coena adv. Lanfrancum e cod. Guelpherbytano editus. P. VI, Göttingisches Pfingstprogramm v. 1829.

Diese Ausgabe in Programmen begann der sel. Stäudlin 1820, nach dessen Tode wird sie von dem Herrn Prof. Hemsen fortgesetzt. Das 228 Seiten haltende Manuscript ist jetzt bis S. 144 abgedruckt.

Fragmente aus und über Pseudo-Isidor, in der Tübinger kathol. theolog. Quartalschrift, Jahrg. 1829. Heft 3. S. 477 ff.

Der Verf. (wahrsch. Hr. Prof. Möhler) wirft den bisherigen Untersuchungen über Pseudoisidorus vor, daß sie nur einseitig den kirchenrechtlichen Inhalt desselben ins Auge

gefaßt, und die reichen dogmatischen, moralischen, liturgischen rc. Vorschriften und Erinnerungen übersehen hätten. Durch eine kurze Uebersicht des Gesammtinhalts sucht er darzuthun, daß Pseudoisidorus nicht ein bösartiger Betrüger, sondern ein Mann von christlichem Sinn und Geist gewesen sey, welcher den durch die Rohheit der Zeit gefährdeten kirchlichen Instituten durch seine Fiktion eine Schutzwehr aus ehrwürdigen Auktoritäten des Alterthums aufbauen wollte. Die bittern Seitenblicke auf die Gegenwart, welche wir bei dem geistvollen Verf. schon öfter gefunden haben, verrathen eine Gereiztheit, welche die Ruhe und Unbefangenheit des Geschichtforschers nur stören kann. Die Einseitigkeit der früheren Untersuchungen erkennen auch wir an, finden dieselbe aber leicht erklärlich, da Pseudoisidorus nur auf dem Gebiete des Kirchenrechts Neues begründet hat, also nur in dieser Beziehung historisch bedeutend geworden ist, in dieser aber auch eine Epoche bildet. Aber freilich, um die Fragen über seine Verhältnisse, seinen Charakter und seine Absicht gründlich zu lösen, ist eine umfassendere Erforschung nothwendig; und zu dieser giebt obige Abhandlung einen schätzbaren Beitrag. Wir machen insbesondere auf die Nachweisung aufmerksam, wie Pseudoisidorus in seinen Decretalen häufig den Zustand, seiner Zeit beschreibe (S. 494 ff.). Daß Pseudoisidorus einen seiner Meinung nach besseren Zustand durch seinen Betrug herbeiführen wollte, geben wir gern zu; dagegen bemerken wir dem Verf. dieser Abhandlung, daß er, je höher er die religiös-sittliche Bildung des Pseudoisidorus stellt, demselben ein um so deutlicheres Bewußtseyn davon beilegen müsse, daß er Unrecht thue, damit Gutes daraus werde. — Auch der Abschnitt über Pseudoisidorus in Walters Lehrbuch des Kirchenrechts, welcher in der 4ten Aufl. (Bonn, b. Marcus 1829). S. 135 ff. ganz umgearbeitet und erweitert ist, darf hier nicht übersehen werden. Er bietet eine sehr gute Uebersicht und treffliche

Bemerkungen über Geschichte, Inhalt und Quellen der falschen Decretalen; nur dürfte der Einfluß derselben auf die kirchliche Disciplin immer noch zu niedrig angeschlagen seyn.

Gersen, Gerson und Kempis; oder: Ist Einer von die- diesen Dreien, und welcher ist der Verf. der vier Bücher von der Nachfolge Christi? Mit einem kritischen Rückblick auf die Behauptungen der neuern französischen Kritiker A. A. Barbier und I. B. M. Gence, von J. P. Silbert. Wien, b. Armbruster 1828. 81 S. kl. 8.

Diese Schrift gewährt über die Geschichte des Streits und die Gründe der verschiedenen Behauptungen eine gute Uebersicht, und entscheidet für Thomas a Kempis.

IV. Bearbeitungen der Universal-Kirchengeschichte.

1. von Protestanten:

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von Dr. Aug. Neander. Zweiten Bandes erste Abtheil. Hamburg, b. Perthes. 1828. Zweite Abtheil. 1829. zusammen XXIV. XXII. und 925 S. gr. 8.

Die Erste Abtheil. enthält der zweiten Periode (v. 312 — 590) ersten und zweiten Abschnitt, nämlich Geschichte der Ausbreitung und Beschränkung der Kirche, Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen; die zweite Abtheilung den dritten und vierten Abschnitt, die Geschichte des christlichen Lebens und des christlichen Cultus, und die Geschichte der Lehrentwickelung, die Letztere noch nicht vollständig.

Lehrbuch der Kirchengeschichte von J. C. L. Gieseler. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Zweite sehr verbesserte Aufl. Bonn, b. Marcus. 1828. 332 S. Zweite Abtheil. zweite verbesserte und vermehrte Auflage 1828. 602 S. Dritte Abtheilung. 1829. 334 S. gr. 8.

Die letzte führt die Geschichte bis zum Concile von Pisa i. Jahr 1409.

Allgemeine Kirchengeschichte von W. F. Wilcke, Dr. der Philos. und Prediger zu Rothenburg a. d. Saale. Leipzig 1828. 8.

Einen Auszug wie diesen, der selbst nicht ohne Unrichtigkeiten ist, kann sich jeder Studirende selbst machen.

2. von Katholiken:

Geschichte der Religion Jesu Christi, von F. L. Grafen zu Stolberg, fortgesetzt v. Fried. v. Kerz. Mainz, b. Sim. Müller 19ten Bandes 1. Abtheil. 1828. 2te Abth. 1829. 20ster Bd. 1829. (od. der Fortsetzung 5ter und 6ter Bd.) geht bis zu dem Tode Gregors d. G. i. J. 604.

Handbuch der christlichen Kirchengeschichte von J. N. Hortig, fortges. und beendigt von Joh. Jos. Ignaz Döllinger, der Theol. Doctor und ordentl. Prof. an der Univ. in München. Zweiten Bandes zweite Abtheil. (die Periode v. der Reform. bis auf die neueste Zeit umfassend). Landshut, b. Ph. Krüll, 1828. 8.

eben so wie die Kerzische Geschichte im Geiste der repristinirenden Parthei. Unpartheiischer und liberaler sind dagegen die Werke geschrieben, denen die beiden folgenden Fortsetzungen angehören;

Geschichte der christlichen Religion und Kirche, von J. Nep. Locherer, Pfarrer zu Jechtingen am Rheine im Großherzogth. Baden, 5ter Theil. Ravensburg, b. Gradmann, 1828. 715 S. 8.

eine Fortsetzung der Periode von Constantinus d. G. bis auf Muhamed.

Handbuch der Kirchengeschichte von Dr. J. J. Ritter, Prof. d. Theol. in Bonn. Zweiten Bandes Erste Abtheil. Elberfeld, b. Büschler. 1828. 240 S. gr. 8.

geht bis auf Gregor VII. 1073.

Geschichte der christlichen Kirche von Jos. Othmar Rit-

ter v. Rauscher, Weltpriester und ord. Prof. der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts zu Salzburg Bd. 1 und 2. Sulzbach 1829. 8.

Diese beiden Bände begreifen die Einleitung und den ersten Zeitraum bis zum Mailänd. Toleranzedikte i. J. 313.

V. Geschichte der Ausbreitung des Christenthums.

Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi von M. Chr. G. Blumhardt. 1. Bd. Basel 1828. XII. und 528 S. 8.

dient mehr dem Zwecke der Erbauung als der Wissenschaft. Dieser Band umfaßt blos das apostolische Zeitalter; die Geschichte der folgenden Zeitalter soll kürzer gefaßt werden.

Der Fall des Heidenthums, von Dr. H. G. Tzschirner, herausgegeben von M. C. W. Niederer, Privatdoc. an der Univ. Leipzig. Bd. 1. Leipzig, b. Barth. 1829. 618 S. 8.

Dieses Werk, dessen Bearbeitung 10 Jahre hindurch der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Beschäftigungen des theuern Abgeschiedenen war, sollte nach seiner Absicht in 4 Büchern den Kampf und Fall des Heidenthums von der Pflanzung des Christenthums an bis auf Justinians Zeitalter erzählen. Der vorliegende Band, fast ganz vollendet von dem Verewigten hinterlassen, enthält die zwei ersten Bücher, welche eben so sehr durch den gelehrten Inhalt als durch geistvolle Behandlung und schöne Darstellung ausgezeichnet, jene Geschichte bis zur diocletianischen Verfolgung im J. 303 herabführen. Der zweite Theil ist leider von dem sel. Verfasser nicht beendigt worden; das Erbieten des Herausgebers, das Fehlende zu ergänzen, wird gewiß dem Publikum angenehm seyn.

(Hugs?) Denkschrift zur Ehrenrettung Constantins des Großen, in der Zeitschrift für die Geistlichkeit

des Erzbisthums Freiburg. 1829. Heft 3. (Freiburg, b. Herder 8.) S. 1 ff.

sucht mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn diesen von vielen neuern Historikern allerdings wol zu hart behandelten Kaiser sowohl in Rücksicht seiner Regentenhandlungen, als seines sittlichen Charakters und der Beweggründe seines Uebertritts zum Christenthum zu rechtfertigen.

Bonifacius, der heil. Apostel der Teutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte des heil. Kilianus, des h. Ruprecht, des Abtes Lullus und anderer Mitarbeiter dieses Apostels, dargestellt von Dr. Moritz Schmerbauch. Zweite, zum Besten des in Fulda diesem Apostel zu errichtenden Monumentes herausgegebene, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. Fulda, b. Müller. 1829. 232 S. kl. 8.

Diese angenehm geschriebene Biographie wird ihre nächsten Zwecke, das gebildetere katholische Publikum mit Bonifacius näher bekannt zu machen und die Errichtung des demselben bestimmten Monuments zu fördern, nicht verfehlen. Die Wissenschaft gewinnt durch sie nichts, da sie, durchaus panegyristisch, weder eine eindringende Charakterschilderung des Bonifacius und seiner Zeit gibt, noch für die Lösung der Schwierigkeiten in der Geschichte desselben etwas leistet.

Kurze Uebersicht der Entstehung, des Fortgangs und des gegenwärtigen Zustands aller evangelischen Missionen unter den Heiden. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung der evangel. Missionen unter den Heiden zu Berlin. Berlin, b. Ludw. Oehmigke. 1828. 72 S. gr. 8.

Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften (besorgt von Blum-

hardt). Im Verlage des Missions-Instituts zu Basel. Jahrg. 1828.

Berichte über die asiatischen Inseln, Ceylon und Westindien; dreizehnter Jahresbericht der evangel. Missionsgesellschaft zu Basel; Missionen in Nordamerika. Jahrg. 1829. Claudius Buchanans Leben; Missionen in West- und Südafrika; Vierzehnter Jahresbericht. Jeder Jahrgang bildet einen Band von 4 Heften, ungefähr 42 Bogen, zu denen noch ein Anhang von 6 Bogen monatlicher Auszüge aus dem Briefwechsel und den Berichten der brittischen und anderer Bibelgesellschaften kommt.

VI. Geschichte der Anfeindungen des Christenthums.

Die Christinn im heidnischen Hause, vor den Zeiten Constantins des Großen, von Dr. Friedr. Münter, Bisch. v. Seeland. Kopenhagen, b. Schubothe. 1828. 81 S. 8.

aus dem dritten Bande der histor. und philos. Schriften der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften übersetzt. Der Inhalt dieser eben so anziehenden als gelehrten Schrift ist: 1. Einleitung; 2. Jüdinnen im heidn. Hause; 3. die christlichen Frauen im apostol. Zeitalter; 4. auf welche Weise die römischen und griechischen Frauen mit dem Christenthum bekannt wurdeu; 5. die Christinn als Braut und in der ersten Zeit ihres ehelichen Lebens; 6. die Christinn als Hausmutter; 7. die Christinn als Mitglied der Gemeinde; 8. das Verhalten heidn. Ehemänner gegen ihre christlichen Frauen; 9. die christliche Jungfrau; 10. die christliche Sclavinn; 11. das Begräbniß der Christinn.

De Celso, Christianorum adversario, Epicureo. Comm. quam pro gradu Licentiati Theol. rite obtinendo scripsit Io. Ferd. Fenger, Cand. theol. Havniae 1828. 114 S. 8.

Der Verf. bestreitet mit gewichtigen Gründen die durch Mosheim gewöhnlich gewordene Meinung, daß Celsus nicht, wie Origenes angiebt, Epicureer, sondern Platoniker gewesen sey, und sucht zu beweisen, daß Celsus deßhalb den platonischen Standpunkt bey der Bestreitung des Christenthums gewählt habe, weil er nur von diesem aus habe hoffen können, auf religiöse Heiden Eindruck zu machen; daß aber seine wahre epicureische Gesinnung sich dennoch in mehreren Stellen seiner Schrift verrathe. Auch der sel. Tzschirner, welcher in seiner Geschichte der Apologetik S. 225 der Mosheimischen Ansicht folgte, hat sich in dem Falle des Heidenthums, Bd. 1. S. 325, unabhängig zu der vorstehenden gewendet. Uebrigens scheint uns die Annahme des Hrn. Fenger, daß Celsus früher Eklektiker gewesen, und dann zum Epicureismus übergegangen sey, für jene Ansicht eben so unnöthig als schwer erweislich zu seyn.

VII. Geschichte des Verhältnisses der gebildeten Kirche zum Staate.

Diss. de Theodosii Magni in rem Christianam meritis, quam pro summis in Theologia honoribus rite consequendis publico ac solenni examini submittit Ianus Henr. Stuffken. Lugduni Bat., apud Haak et Socios. 1828. S. 181. gr. 8.

Der Inhalt dieser gelehrten Abhandlung ist: Prolegomena: De Theod. M. vita, rebus gestis, moribusque. Pars I.: Theodosius M. religionem christianam in imperio Rom. stabilivit et propagavit (Unterdrückung des Heidenthums — Begünstigung des Christenthums, mit Anhängen über die Behandlung der Juden, und über die Reste des Heidenthums nach Theodosius). Pars II. Theodos. M. doctrinam Concilii Nicaeni tuitus est et propagavit. (Ueber die Sekten seiner Zeit; wie Theo-

ſius dem nicäiſchen Concile den Sieg verſchaffte; Urſachen, denen er den glücklichen Erfolg verdankte).

Geſchichte Deutſchlands unter den Fränkiſchen Kaiſern von G. A. H. Stenzel, Prof. d. Geſchichte in Breslau. 2 Bde. Leipzig, b. Tauchnitz. 1827 und 1828. 765 und 345 S. in 8.

In dieſem ausgezeichneten ganz aus den Quellen bearbeiteten Werke ſind, wie überhaupt die in dieſe Geſchichte eingreifenden kirchlichen Ereigniſſe, ſo insbeſondere die Verhältniſſe der Hierarchie zu dem Kaiſerthume, namentlich auch die Kämpfe des Papſtthums mit den Kaiſern Heinrich IV. und V. mit großer Genauigkeit und ſtrenger Kritik behandelt. Der zweite Theil bietet wichtige Beiträge zur Kritik der Quellen, und Erläuterungen über einzelne ſchwierige Fragen dieſer Geſchichte.

Städteweſen des Mittelalters von K. D. Hüllmann. 4 Theile. Bonn, b. Marcus. 1826 — 1829. 8.

Dieſes Werk vieljährigen Forſchens, welches zuerſt über den wichtigen Gegenſtand vollſtändige Erörterungen mit umfaſſender Benutzung nicht nur der einſchlagenden Litteratur, ſondern auch mehrerer Archive bietet, darf auch von dem Kirchenhiſtoriker nicht überſehen werden, da es ſowohl über die Verhältniſſe der Kirche zur weltlichen Macht in den Städten, als auch im 4ten Theile über ſtädtiſche Sitten, die mit der Kirche zuſammenhängen, willkommene Erläuterungen giebt.

Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland von J. D. Hüllmann. Zweite Ausgabe, größtentheils ein neues Werk. Berlin, b. Eichhoff und Krafft. 1830. 686 S. 8.

Je bedeutender die geiſtlichen Stände in Deutſchland waren, deſto wichtiger iſt dieſes treffliche Werk auch für die Kirchengeſchichte.

VIII. Geſchichte der innern Verfaſſung der Kirche, der Hierarchie, der Concilien und der Kirchengeſetze.

Nova Collectio dissertationum selectarum in jus ecclesiasticum potissimum germanicum, quae ab anno 1780. in diversis Universitatibus catholicis prodierunt. Edidit et passim additamentis illustravit P. A. Gratz (jetzt Conſiſtorial- und Schulrath in Trier). Vol. I. Moguntiae ap. Kupferberg. 1829. 300 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Continuatio thesauri juris ecclesiastici ab Ant. Schmidt adornati etc.

Ein glücklicher Gedanke, ausgezeichnete Abhandlungen aus der freiſinnigen Periode deutſch-katholiſcher Kanoniſtik zu ſammeln, um dieſelbe dem jetzt um ſich greifenden Ultramontanismus entgegenzuſtellen! In dem vorliegenden Bande finden ſich folgende auch für die Kirchengeſchichte beachtungswerthe Diſſertationen: 1. Verflassen, hist. quorundam Decretorum Basileensium per Concordata Principum stabilitorum. 2. Gregel, de juribus Nationi German. ex acceptatione Decretorum Basileensium quaesitis, per Concordata Aschaffenburgensia modificatis aut stabilitis. 3. Roth, Electorum Moguntin. insignia merita circa vindicandas ecclesiae Germanicae libertates. 4. Spitz, super sententiam, quae infallibilitatem R. Pont. ejusque superioritatem supra Concilium Oecumenicum adstruit. 5. Gaertner, de jure Summi Pontif. in erectione Academiarum Germaniae catholicarum.

Die Einführung der erzwungenen Eheloſigkeit bei den chriſtlichen Geiſtlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeſchichte von Dr. J. A. Theiner und Auguſtin Theiner. Altenburg, in der Hofbuchdruckerei. 1828. Bd. 1. 580 S. Bd. 2. in 2 Abtheil. 1039 S. gr. 8.

zuerst über die Ehe nach den Lehren des neuen Testaments, Ansichten der früheren Häretiker über dieselbe, Einfluß der Ascetik, dann des Mönchthums auf die Meinungen über Ehe, insbesondere bei den Geistlichen; darauf die Geschichte des Verbots der Priesterehe, des Widerstandes, welchen dasselbe fand, und der sittlichen Folgen, die es hervorbrachte, in Perioden geordnet, und bis auf die neuesten Zeiten herabgeführt. Die reichste Sammlung über diesen Gegenstand.

IX. Geschichte des Cultus.

Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, mit beständiger Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der christl. Kirche, von Dr. J. Chr. W. Augusti. Leipzig, b. Dyk. Bd. 9. 1828. 586 S. Bd. 10. 1829. 432 S. gr. 8.

Auch unter dem besondern Titel:

Die heiligen Handlungen der Christen, archäologisch dargestellt. Bd. 6. u. 7.

Der 9te (6te) Band enthält die Archäologie der Buße, Ehe, Ordination, letzten Oelung und des Todtenamts; der 10te (7te) die der außerordentlichen heiligen Handlungen, und handelt von den Stationen, Processionen und Wallfahrten, vom Segen und Fluch, von den Ordalien, von den Fasten. Der nächstens erscheinende 11te Band wird von den heiligen Personen und Oertern handeln, und der 12te Bd. wird mit Erläuterung der heiligen Sachen das ganze Werk beschließen.

Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche aus den ersten, mittlern und letzten Zeiten. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die Disciplin der kathol. Kirche in Deutschland. Von Ant. Jos. Binterim, der Theol. Doctor, Ritter des päpstl. Ordens vom goldenen Sporn, Mitglied der kathol. Academie zu Rom, und Pfarrer zu Bilk und der Vor-

stadt Düsseldorf. Mainz, bei S. Müller. gr. 8. Bd. 4. Th. 3. 1828. 572 S.

Liturgien der abendländischen Kirche; von den einzelnen Theilen der eucharistischen Liturgie, Bd. 5. Th. 1. 1829. 560 S. Von den heil. Festen und Zeiten. Bd. 5. Th. 2. 1829. 459 S. Von den Fasten und öffentlichen Bußanstalten. Der Zweck dieses Werks ist bekanntlich die Vertheidigung der gegenwärtigen Praxis der katholischen Kirche; für denselben wird reiche Belesenheit aufgeboten, die Kritik aber häufig aufgeopfert.

Alexii Aurel. Peliccia de christianae Ecclesiae primae, mediae et novissimae aetatis politia libri VI duobus tomis comprehensi, quibus accedit tomus tertius in duas partes distributus, in quo mantissae quaedam et dissertationes septem habentur. Edit. nova ad primam Venetam diligenter expressa cura Jos. Ign. Ritteri, s. s. theol. Dr. et Prof. Publ. Ord. in Univ. Fridericia Wilhelmia Rhenana. Tom. I. et II. (Ein Band von 520 S. gr. 8.) Cöln, b. Bachem u. Wien, bei Wallishausser. 1829.

Von diesem durch Reichthum wie durch deutliche Kürze ausgezeichneten Handbuche des Peliccia, Prof. der Ethik und Archäologie an der Univ. zu Neapel, erschien die erste Ausgabe, Neapel 1777., die zweite verbesserte, Venedig 1782. Da beide selten sind, so ist die vorliegende neue, bei aller Sparsamkeit des Drucks doch recht schöne Ausgabe sehr erwünscht, in welcher zugleich Druckfehler und Sprachhärten der früheren berichtigt, und die oft unbestimmten Citate genauer angegeben sind. Die beiden ersten Theile des Originals sind hier in einen, eine vollständige Archäologie enthaltenden, Band zusammengedrängt; der zweite Band wird den dritten Theil des Originals umfassen.

Die römisch-katholische Liturgie nach ihrer Entstehung und endlichen Ausbildung, oder geschichtliche Darstellung aller in der römischen Messe vorkommenden

Gebete, Gesänge und Gebräuche. Mit steter Rücksicht auf die Liturgie der griechischen und ältesten evangelisch-lutherischen Kirche. Von Adolph Heinr. Gräser, Pfarrer (in Spielberg im preuß. Herzogthum Sachsen). Nebst den nöthigen Meßformularen und erläuternden Abbildungen auf vier Steindrucktafeln. Halle, bei Fr. Ruff. 1829. 2 Thle., zus. 504 S. in 8.

Inhalt: 1. Geschichtliches über die Messe. 2. Ausführliche Beschreibung der heutigen Ordnung der Messe, mit geschichtlichen Bemerkungen über den Ursprung der einzelnen Theile. 3. Kleidung der Geistlichen, Meßapparat; Rubriken des römischen Meßbuches; von einigen Meßceremonien; mehrere Meßformulare; kirchliche Erklärung der Meßceremonien; von der bischöflichen Messe; von der päpstlichen Messe. Anhang: Bildung der ältesten evangelischen Liturgie.

X. Geschichte des Mönchthums.

XI. Geschichte der Glaubens- und Sittenlehren.

Die Beichte, eine historisch-kritische Untersuchung von Heinrich Klee, Doctor der Theol., derselben und der Philosophie Professor am bischöflichen Seminar in Mainz (jetzt Prof. der kathol. Theologie in Bonn). Frankf. a. M., bey Reinherz. 1828. 362 S. gr. 8.

ein Versuch, die Lehre der neueren katholischen Kirche von der Beichte in der Schrift und den Vätern aller Zeiten nachzuweisen.

Commentatio theologico-critica de Petri Abaelardi doctrina dogmatica et morali. Auctore Jo. Frid. Frerichs Oldenburgensi. Jenae, in librar. Braniana, 1827. 36 S. 4.

eine academische Preisschrift, und ein schätzbarer Beitrag für die Dogmengeschichte des Mittelalters.

XII. Geschichte der theologischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Exegese hat zwei treffliche Monographieen gewonnen:

Comm. crit. de Ephraemo Syro S. S. interprete, qua simul versionis syriacae, quam Peschito vocant, lectiones variae ex Ephraemi commentariis collectae exhibentur. Auctore Caesare a Lengerke, Hamburg. Phil. Dr. Halis Saxon. in libr. Gebaueria 1828. 62 S. 4. enthält:

Prooemium de vita et eruditione Ephraemi, und Lib. I qui est de critica ratione textus biblici in Ephraemi commentariis obvii. Hoffentlich wird in einem Lib. II bald die Charakteristik der Schriftauslegung Ephraems folgen.

Aurelius Augustinus Hipponensis Sacrae Scripturae interpres. Scripsit H. N. Clausen, Phil. et Theol. Dr. hujusque Prof. P. Extr. in Univ. Havn. Kopenhagen, b. Schultz. 1827. 278 S. 8.

Nach einem Prooemio folgen: Sectio I. de eruditione Augustini, interpreti Sacrae Scripturae necessaria; Sect. II. Augustini de ratione interpretationis S. Scripturae consilia, praecepta, regulae; Sect. III. Exegesis Augustini selectis exemplis illustrata et aestimata.

XIII. Geschichte der Religiosität und Sittlichkeit, Biographien frommer Personen.

Pragmatische Geschichte der religiösen Kultur und des sittlichen Lebens der Christen von der Begründung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten, entworfen von Amadeus Wießner, Dr. d. Philos., Prediger in Belgern ꝛc. Erster Theil, enthaltend die erste Periode von Christus bis zum nicänischen Concil. Berlin, b. Enslin. 1828. 591 S. 8.

eine vollständige Kirchengeschichte dieser Periode, die nur

jedem Zeitabschnitte eine Abhandlung über die religiöse Kultur und das sittliche Leben desselben folgen läßt, also dem Titel nicht ganz entsprechend. Wir meinen, der Verf. hätte die allgemeine Kirchengeschichte voraussetzen, und dagegen tiefer in die so wichtige und bisher immer noch nicht völlig genügende Geschichte eingehen sollen, welche er allein auf dem Titel versprochen hatte.

XIV. Ketzergeschichte.

Diss. theolog. inauguralis de Judaeo-Christianismo ejusque vi et efficacitate, quam exseruit in rem Christianam saeculo primo, quam — examini submittit Dav. van Heyst. Lugd. Batav., ap. Viduam D. du Saar. 1828. 182 S. gr. 8.

1. Ursprung des Judenchristenthums in der Gemeinde von Jerusalem, Charakter und Schicksale dieser Gemeinde. 2. Kampf des Judenchristenthums gegen die Heidenchristen bis zu der Entscheidung Act. 15. 3. Pauli Kampf gegen das Judenchristenthum in den heidenchristl. Gemeinden. 4. Wirkungen dieser judaisirenden Richtung auf das Christenthum. Verfall des Judenchristenthums und seine Ursachen.

L. Lange (a. o. Prof. der Theol. in Jena) Beiträge zur ältesten Kirchengeschichte. Ein Versuch. Bd. 1. Die Ebioniten und Nikolaiten der apostolischen Zeit. Leipzig. 1828. 162 S. gr. 8.

Ueber Essäer und Ebioniten, und einen theilweisen Zusammenhang derselben, von D. K. A. Credner, Privatdocent. in Jena, in Winers Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, Heft 3 (Sulzbach, 1829), der Beschluß der im 2ten Hefte abgebrochenen Abhandlung.

Histoire critique du Gnosticisme par M. J. Matter. 2 Tomes avec planches, Paris. 1828. ist von uns bereits weitläuftiger angezeigt.

De Alogis, Theodotianis atque Artemonitis. Scripsit F. A. Heinichen Phil. D. (der Herausgeber des Eusebius). Lips., sumt. Guill. Nauckii. 1829. 100 S. 8.

Die gelehrte aber etwas weitschweifige Abhandlung will: die Aloger, bald nach den Montanisten in Phrygien entstanden, wären durch die Läugnung der Gottheit Christi veranlaßt, das Evangel. Johannis, und durch die Opposition gegen den Chiliasmus, die Apokalypse zu verwerfen. (Meine Ansicht darüber s. in der 2ten Aufl. meiner Kirchengeschichte, Bd. 1. S. 153 ff.). Von ihnen stamme Theodotus, der aber noch weiter gegangen, und wiederum von dem Artemas übertroffen sey. Diese ganze Classe der Unitarier müsse aber von den Modalisten Praxeas, Noetus ꝛc. streng geschieden werden.

Die christlichen Geißlergesellschaften, von D. E. G. Förstemann, Conrector am Gymnasio zu Nordhausen. Halle, b. Renger. 1828. 328 S. gr. 8.

Diese treffliche Abhandlung wurde zuerst im Archiv für alte und neue Kirchengeschichte von Stäudlin und Tzschirner Bd. 3 gedruckt, erscheint hier aber mit bedeutenden Berichtigungen und Nachträgen.

De Stedingis, comm. quam ad honores Magisterii artium rite capessendos scripsit publiceque defendet Car. Aemil. Scharling, Cand. theol. Hafniae, typis A. Seidelin. 1828. 153 S. kl. 8.

Vollständiger und genauer, als die früheren Bearbeitungen dieses interessanten Gegenstandes.

Die Kreuzzüge gegen die Albigenser im dreizehnten Jahrhunderte. Aus dem Französischen des J. C. L. Simonde von Sismondi. Mit einer Einleitung von *r. Leipzig, b. L. Voß. 1829. 338 S. kl. 8.

Sismondi giebt in diesem Abschnitte seiner Geschichte der Franzosen allerdings eine wahre und lebendige Darstellung der Albigenserkriege und ein anschauliches Bild des

scheuslichen Wirkens der darauf folgenden Inquisition; aber, was er von der Lehre und Richtung der Albigenser sagt, ist mangelhaft und voll Irrthümer; und in der Einleitung des deutschen Uebersetzers finden sich vollends die gröbsten historischen Fehler. Die Uebersetzung liest sich ganz gut; aber die Grafen von Mons und Juliers S. 124 hätten uns Deutschen doch als Grafen von Berg und Jülich genannt werden sollen, und daß der Kreuzzug gegen die Stedinger hier S. 308 gegen die Stadt Stettin geführt wird, fällt dem Uebersetzer auf jeden Fall mit zur Last. Uebersetzungen ausländischer historischer Werke sollten nie ohne die Berichtigungen gegeben werden, welche der Standpunkt der deutschen historischen Forschung erfordert.

XV. Kirchengeschichte einzelner Perioden.

Alcuins Leben, ein Beitrag zur Staats-, Kirchen- und Culturgeschichte der karolingischen Zeit, von Dr. Friedr. Lorentz, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Halle. Halle, bey Kümmel 1829. 278 S. 8.

Diese inhaltsreiche und gründliche Schrift, in welcher der Verf. seine Dissertation De Carolo magno literarum fautore (Halae, 1828) weiter ausgeführt hat, und eine vollständige Geschichte der karolingischen Zeit ankündigt, zerfällt in folgende Theile: 1. Alcuins Erziehung und Verhältnisse bis zu seinem ersten Auftreten am fränk. Hofe. 2. Alcuins achtjähriger Aufenthalt am fränk. Hofe, und Rückkehr nach England. 3. Alcuins Rückkehr an den fränk. Hof und Theilnahme an den religiösen Angelegenheiten (Adoptianismus und Bilderstreit). 4. Alcuin als Abt v. Tours bis an seinen Tod, zugleich über seine philosophischen, historischen und poetischen Schriften. 5. Ueber Alcuins Charakter und Persönlichkeit.

XVI. Geſchichte einzelner abendländiſcher Kirchen.

Frid. Münteri, Episc. Selandiae et Ordinum Regiorum Equestrium, Primordia Ecclesiae Africanae. Hafniae, in librar. Schubothiana. 1829. 272 S. 4.

Eine treffliche Bearbeitung der Geſchichte und Statiſtik der afrikaniſchen Kirche der drei erſten Jahrhunderte aus den Quellen, und mit einer ſo umfaſſenden Benutzung der ausgewählteſten neueren Litteratur, wie man ſie bei dem Verf. gewohnt iſt.

Geſchichte der Weſtgothen von Dr. Joſeph Aſchbach, Prof. in Frankf. a. M. Frankf. a. M., b. Brönner. 1827. 8.

giebt auch über die wichtigſten Punkte der weſtgothiſchen Kirchengeſchichte (z. B. Bekehrung derſelben, Ulphilas, Reccared, Einfluß der katholiſchen Geiſtlichen auf die Regierung nach Reccared, Witiza) Forſchungen aus den Quellen.

Kirchen- und Reformationsgeſchichte von Norddeutſchland und den Hannoverſchen Staaten, von J. K. F. Schlegel, Rath beim Königl. Conſiſtorio in Hannover. Hannover, b. Helwing. Bd. 1. 1828. 428 S. Bd. 2. 1829. 812 S. gr. 8.

Erſter Band bis 1500, zweiter Band bis 1650; der letztere, der bedeutendere, mit einem Anhange von 29 Urkunden.

Christ. Ern. Weiſs de exemtione Episcopatus Misnensis (Programm v. J. 1822) in deſſelben Opuscula Academica aucta et emendata. Tom. I. (Lips., ap. Sueringium. 1829) p. 177 ff.

XVII. Geſchichte der orientaliſchen Kirchen.

Disput. acad. inauguralis de discidio ecclesiae Christianae in Graecam et Latinam Photii auctoritate maturato, quam pro gradu Doctoratus theol. publico ac solenni examini submittit Edelhardus

Bernardus Swalue. Lugd. Bat., ap. Hazenberg jun. 1829. 194 S. gr. 8.

1. Ursprung und Ursachen der Spaltung; 2. Weitere Ausbildung derselben durch die Streitigkeiten des Photius; 3. Folgen derselben. Man vermißt nicht nur zuweilen Unbefangenheit, sondern auch die sonst den holländischen Dissertationen eigene historische Genauigkeit.

Taki-eddini Makrizii historia Coptorum Christianorum in Aegypto arabice, edita et in linguam latinam translata ab Henr. Jos. Wetzer Theol. ac Juris can. Dr. Lingg. Orientt. docente in Acad. Friburgensi. Solisbaci, ap. de Seidel. 1828. XXIV u. 215 S. gr. 8.

Der Herausgeber verdient Dank, uns dieses Werk des bedeutendsten arabischen Historikers (Makrizi in Cairo † 1441 p. Chr.), welches bis dahin nur aus Renaudot hist. Patriarch. Alex. bekannt war, zuerst vollständig, ziemlich correct und mit einer im Ganzen treuen lateinischen Uebersetzung (s. die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, September 1829. S. 318 ff., ungünstiger urtheilen indeß die Göttinger Anzeigen Nov. 1829 S. 1815) geliefert zu haben. Es zerfällt in 2 Haupttheile. 1. Geschichte des Christenthums in Aegypten bis zur Eroberung dieses Landes durch Amru (wo Makrizi besonders die ebenfalls nur theilweise herausgegebene Geschichte des Jakobiten Elmacin benutzt, und sehr wörtlich ausschreibt). 2. Geschichte der Kopten unter arab. Druck bis zur Mitte des 14ten Jahrhunderts, dann folgen S. 160 ff. einige Anhänge: 1. Meinungen der verschiedenen christlichen Sekten, 2. über die kirchlichen Gebräuche der Christen, 3. Zerstörung der Kirche Zahri und vieler andern Kirchen und Klöster in Aegypten im Jahre 721 d. Hedschra.

Geschichte der Russischen Kirche von Phil. Strahl, Dr. und Prof. in Bonn. Erster Theil, bis zur Errich-

tung des Patriarchats in Rußland (1589). Halle, b. Renger. 1830. 749 S. gr. 8.

Die erste vollständige russische Kirchengeschichte in deutscher Sprache, meist aus russischen Quellen geschöpft, durch welche der Verf. nach der Bearbeitung mehrerer einzelnen Theile derselben (s. Studien, Bd. 1. S. 721 f.) allen Geschichtsfreunden ein angenehmes Geschenk macht. Dieser Band enthält, nach einer kurzen Einleitung, und einem möglichst vollständigen Verzeichniß der nicht russischen Litteratur über den Gegenstand, zuerst die Vorgeschichte der christlichen Kirche in Rußland, dann die erste und längste der Perioden, in welche der Hr. Verf. die russische Kirchengeschichte theilt, nämlich die Periode von 988—1588, während welcher der Metropolit von Kiew Haupt der russischen Kirche ist. Abschnitt I. Verhältniß der Kirche zum Staate; II. Persönliches Verhältniß der geistlichen Personen; III. Sachliche Verhältnisse der Kirche; IV. Kirchenrecht und Kirchenzucht; V. Kirchenlehre, Heilige, Ketzer; VI. Mönchswesen und Klöster.

XVIII. Geschichte der Vorbereitungen der Reformation.

The Life and Opinions of John de Wycliffe by Rob. Vaughan. London, 1819. 2 voll. 8.

Wir haben dieses Werk noch nicht gesehen. Es soll mit Benutzung vieler handschriftlichen Quellen, die sich noch in England befinden, gearbeitet seyn, und ist daher ohne Zweifel sehr beachtenswerth.

Leben des Erasmus von Rotterdam. Mit einleitenden Betrachtungen über die analoge Entwickelung der Menschheit und des einzelnen Menschen. Von Adolf Müller. Eine gekrönte Preisschrift. Hamburg, b. Friedr. Perthes. 1828. 394 S. gr. 8.

auch nach den gelehrten Arbeiten von Burigny, Henke und S. Heß nicht überflüssig. Der Verf. bemüht sich

insbesondere den Bildungsgang, wie den gelehrten, sittlichen und religiösen Charakter des Erasmus in seiner Lebensgeschichte nachzuweisen, und das Verhältniß dieses bedeutenden Mannes zu seiner Zeit und seine Einwirkung auf dieselbe klar zu machen.

XIX. Geschichte der Reformation.

1. Quellen.

Dr. Mart. Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken, vollständig aus Büchern und Handschriften gesammelt, kritisch und historisch bearbeitet von Dr. W. M. L. de Wette. 5ter Theil. Berlin, b. Reimer. 1828. 801 S. 8.

Mit diesem Theile ist die treffliche Sammlung, welche eine der reichsten Quellen der Reformationsgeschichte zuerst in einer kritischen und möglichst vollständigen Gestalt bietet, vollendet bis auf die Briefe ohne Jahr und Tag und einen Nachtrag solcher, welche der Herr Herausgeber theils übergangen, theils erst später erhalten hat. Diesen Rückstand nebst den Registern will derselbe noch einige Zeit zurückhalten, in der Hoffnung, daß ihm noch manche nachträgliche Mittheilungen zugehen werden, und bittet Alle, welche neue Briefe oder Berichtigungen alter mitzutheilen vermögen, dieses möglichst bald zu thun. Möge sein Wunsch doch allgemein berücksichtigt werden!

Huldreich Zwingli's Werke. Erste vollständige Ausgabe durch Melchior Schuler und Joh. Schultheß. Erster Band. Der deutschen Schriften erster Theil. Lehr- und Schutzschriften zum Behufe des Ueberschrittes in die evangelische Wahrheit und Freiheit von 1522 bis März 1524. Zürich, bei F. Schultheß. 1828. VIII und 668 S.

Diese erste vollständige und kritische Ausgabe von Zwingli's Werken, durch welche ein lange gefühltes Bedürfniß be-

friedigt wird, ſoll in der erſten Abtheilung die urſprüng- lich deutſchen Schriften im Originaldialekte (welche zugleich aber auch in parallelen Bänden in lateiniſcher Ueberſetzung erſcheinen), in der zweiten die urſprünglich lateiniſchen Schriften enthalten, und mit lateiniſchen Geſammt-Regi- ſtern ſchließen. Das Format iſt das größte Octav, das Papier ſehr gut, der Druck ſcharf und correct. Die An- merkungen ſind kurz aber zweckmäßig, in dem vorliegenden Bande insbeſondere zur Erklärung der veralteten deutſchen Ausdrücke Zwingli's. Die Unternehmung iſt der allge- meinſten Unterſtützung würdig.

Luthers ſammtliche Werke, herausg. von J. G. Ploch- mann, Bd. 1—6. Hauspoſtille, Bd. 7—15. Kirchen- poſtille, Bd. 16—20. Vermiſchte Predigten. Erlangen, bei Heyder. 1826—29.

Lutheri exegetica opera latina. Curavit C. S. Th. Elsperger. T. I—III. Ebendaſ. 1829.

Ph. Melanchthons theologiſche Schriften. Bd. 1. An- merkungen zum Briefe an die Römer, nach einer alten deutſchen Ueberſetzung überarbeitet von F. W. Mei- nel. Ebend. 1828.

Phil. Melanchthonis opera omnia ed. ab J. A. Det- zer. Vol. I. Locos theologicos continens. Ebendaſ. 1828. 8.

Eine ſehr wohlfeile Ausgabe, ganz geeignet, um die Werke der Reformatoren in viele Hände zu bringen. Mit großer Begier ſehen wir übrigens den erſten Theilen des vom Herrn DCR. Bretſchneider angekündigten Corpus Re- formatorum entgegen, welches mit einer ſehr bereicherten Sammlung der Briefe und Bedenken Melanchthons eröff- net werden ſoll. Da auch der Herr Geheime Kirchenrath Danz in Jena, der für dieſen letzten Zweck ſchon lange geſammelt hatte, ſich an dieſes Unternehmen angeſchloſſen hat, ſo läßt ſich von demſelben um ſo mehr eine bedeutende

Bereicherung der Quellen für die Reformationsgeschichte erwarten.

Philipp Melanchthons Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl, herausgegeben von Dr. F. A. Köthe. In sechs Theilen. Th. 1. u. 2. Leipz. 1829.

wird ohne Zweifel mitwirken, den Lehrer Deutschlands unter Deutschlands Volke bekannter zu machen.

Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch E. Münch. Bd. 2. Stuttgart u. Tübingen, bei Cotta. 1828. 340 S. gr. 8.

Codex diplomaticus zu Sickingens Lebensgeschichte, 199 meist ungedruckte Urkunden enthaltend. Die besonders für die Reformationsgeschichte wichtigen Schreiben Hartmuths von Kronberg, und das merkwürdige Schreiben Sickingens an Dietr. von Handschuhsheim über die Reformation sind indeß schon früher gedruckt. Desselben Werkes Bd. 3., auch unter dem Titel:

Beiträge zur Geschichte des teutschen Adels, namentlich im 16ten Jahrh. Bd. 1. Zur Geschichte Franzens von Sickingen, Philipps v. Flersheim u. a. Aachen und Leipzig, bei Mayer. 1829. 290 S. gr. 8.

Codex diplomaticus zweite Abtheil.; für Kirchengeschichte ist nicht uninteressant das Chronicon Abbatiae S. Maximini apud Treviros von 1512 — 1530, von einem damals lebenden Mönche Scheckmann abgefaßt (p. 115.), der über den kirchlichen Zustand jener Zeit, namentlich über Reliquien- und Ablaßhandel merkwürdige Züge mittheilt, dann aber von der Reformation Luthers, oft nur nach Hörensagen, mit der größten Erbitterung erzählt.

Valerius Anshelms, genannt Rüd, Berner-Chronik, vom Anfange der Stadt Bern bis 1526. Herausgegeben von E. Stierlin, Helfer am Münster, und J. R. Wyß, Prof. der Philos. Erster Band bis 1487. 439 S. 1825. Zweiter Band bis 1499. 1826. Drit-

ter Band bis 1508. 484 S. 1827. Vierter Band bis 1518. 486 S. 1829. Bern, bei Haller. 8.

Die Herausgeber lassen auf ihre verdienstlichen Ausgaben der Chroniken Justingers und Tschachtlans die Ausgabe der bis dahin ebenfalls ungedruckten, aber wegen ihres Werthes längst bekannten vorliegenden Chronik folgen. Anshelm, zuerst öffentlicher Lehrer, dann (s. 1508 od. 1520?) Stadtarzt in Bern, erhielt 1529 von der Berner Regierung den Auftrag zur Abfassung dieser Chronik, und zum Behufe derselben den Zutritt zu den Bernischen und Zürichischen Archiven. Sein Geschichtswerk gehört für die Jahre 1474—1526 nicht nur zu den ausführlichsten, sondern da der Verf. aus Urkunden, von denen er auch viele mittheilt, schöpft, und zum großen Theile als Augenzeuge erzählt, zu den glaubwürdigsten Geschichtsquellen, und liefert auch der Kirchengeschichte, namentlich der Papstgeschichte und der früheren Reformationsgeschichte wichtige Beiträge. Der berüchtigte Jetzersche Handel, oder die Geschichte der Betrügereien im Dominikanerkloster zu Bern zu Gunsten der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä ist nirgends so ausführlich erzählt, als es hier Bd. 3. S. 369—484 und Bd. 4. S. 1—52 geschieht.

2. Geschichte der deutschen Reformation.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Von K. A. Menzel, königl. preuß. Consistorial- und Schulrathe. Bd. 1. Vom Anfange des Kirchenstreits bis zum Nürnberger Religionsfrieden. Breslau, bei Graß, Barth und Comp. 1826. 486 S. Bd. 2. Bis zum Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges. 1828. 472 S. Bd. 3. Bis zum Ende der Regierung Karls V. 1830. 587 S. gr. 8.

Da dieses Werk weniger die oft erzählten Staats- und Kriegshändel, als vielmehr dasjenige vor Augen zu stellen beabsichtigt, wodurch das innere und äußere Leben der deutschen Nation bewegt, ihre geistige Thatkraft bald ge-

fördert bald gehemmt, und ihre staatsbürgerliche Gestaltung bestimmt worden ist, so wird dasselbe überhaupt für die Kirchengeschichte wichtig werden: die vorliegenden Bände, die Reformationsgeschichte enthaltend, gehören ihr fast ausschließlich an. Wie sich von dem gelehrten und geistreichen Verfasser erwarten ließ, findet man hier eine auf auffassendes Quellenstudium gestützte, eigenthümliche, manche neue Ansichten eröffnende Darstellung; nur scheint der Verf., wie schon mehrere seiner protestantischen Vorgänger, hin und wieder durch das Streben nach Unparteilichkeit zur Ungerechtigkeit gegen die Reformation verleitet worden zu seyn. Namentlich dürfte er, indem er in den Kämpfen der Reformation nur Kämpfe um Dogmen von ziemlich gleichem Werthe oder Unwerthe sieht, den sittlichen Grundcharakter der Reformation, der sich in allen ihren eigenthümlichen Lehren abspiegelt, verkannt haben.

Versuch über den Geist und den Einfluß der Reformation Luthers. Gekrönte Preisschrift von K. Villers. Uebersetzt von K. F. Cramer. Mit einer Vorrede und Beilage einiger Abhandlungen von Dr. H. Ph. K. Henke. Zweite Aufl. Zwei Abtheilungen. Hamburg, bei Campe. 1828.

Der niedrige Preis dieser Auflage (1 Thlr.) wird dazu dienen, dieser merkwürdigen Schrift eine um so größere Verbreitung zu verschaffen.

G. Veesenmeyers Sammlung von Aufsätzen zur Erläuterung der Kirchen-, Litteratur-, Münz- und Sittengeschichte, besonders des 16ten Jahrhunderts. Mit 1 Abbild. Ulm, bei Stettin. 1828. 253 S. 8.

Johannes Bugenhagen. Ein biographischer Versuch von J. H. Zietz. Leipz., bei Sühring. 1829. 240 S. gr. 8.

Sorgfältige Zusammentragung sehr zerstreuter Nachrichten, und geschickte Zusammenstellung derselben.

Mittheilungen zur schwäbischen und fränkischen Reformationsgeschichee, nach handschriftlichen Quellen von

Carl Jäger, Pfarrer in Bürg bei Heilbronn. Bd. 1. Stuttgart, bei Löflund. 1828. 366 S. 8.

Dieser Band enthält die Reformationsgeschichte der Stadt Heilbronn und ihres ehemaligen Gebietes, und ist aus den in den Archiven zu Heilbronn und Stuttgart aufbewahrten Dokumenten, die zum Theil wörtlich mitgetheilt werden, geschöpft. Zuletzt findet sich ein Abschnitt aus der handschriftlichen Chronik von Weissenhorn zur Geschichte der Reformation und des Bauernkrieges in Oberschwaben. Der zweite Band wird die Reformationsgeschichte von Hall, in welcher vorzüglich Brenz auftritt, einen handschriftlichen Beitrag zur Geschichte des Reichstags von Augsburg 1530, den Beschluß der Weißenhorner Chronik, und ungedruckte Briefe enthalten.

Beitrag zur Geschichte der Reformation, des dreißigjährigen Krieges, des westphälischen Friedens und der Jesuiten. Vom Jahre 1524 bis zu Ende des Jahres 1699. Aus den ungedruckten Annalen einer vormaligen Reichsstadt in Schwaben bearbeitet, und bei Gelegenheit des dritten Säcularfestes wegen Uebergabe der Augsburg. Confession herausgegeben von C. J. Wagenseil, Königl. Baier. Regierungsrathe. Leipz., bei Abel. 1830. 156 S. kl. 8.

bezieht sich auf die Stadt Kaufbeuren, und ist aus der weitläuftigen handschriftlichen Geschichte dieser Stadt gezogen, welche der ehemalige Kanzley-Director derselben Wolfg. Ludw. Hörmann von und zu Gutenberg († 1795) ganz aus Dokumenten und Akten der Vorzeit verfaßt hatte.

Hermann Hamelmanns, Licentiaten, nacheinander Meßpriester in Münster, Priester in Camen, luth. Pfarrer in Bielefeld, dann in Lemgo, Generalsuperintendent in Gandersheim, Superintendent der gesammten Oldenburg. Lande, Leben. Ein Beitrag zur Westphälischen Reformationsgeschichte von Dr. A. E. Rauschenbusch. Schwelm, bei Scherz. 1830. 156 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Bilder westphälischer Theologen. Erster Theil.

Braunschweigs Kirchenreformation im sechszehnten Jahrhunderte. Ein histor. Versuch, als Beitrag zum dritten Reformationsjubiläum der Stadt Braunschweig 1828, von Dr. C. G. H. Lentz, Pastor zu Halchter und Linden im Herzogth. Braunschweig. Im Anhange die erste Braunschw. Reformationsschrift: Dr. Gotschalci Crußen Underrichtunge, worumme hee gewecken ut synem Kloester. Wolfenbüttel und Leipzig, im Verlags-Comtoir, 1828. 157 S. kl. 8.

Stephan Kempe's wahrhafter Bericht, die Kirchensachen in Hamburg vom Anfange des Evangelii betreffend, aus dem Niedersächsischen ins Hochdeutsche übertragen, und als Beitrag zur Feier des dritten Reformations-Jubelfestes der Hamburgischen Kirche herausgegeben von L. C. G. Strauch, Pastor an St. Nicolai Kirche und Scholarcha. Hamburg, bei Perthes und Besser. 1828. 47 S. 8.

Kempe war der erste evangelische Prediger in Hamburg († 1540). Sein Bericht, schon einigemal gedruckt, erscheint hier in einem möglichst reinen Texte.

Von

Schlegels Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland,

schon oben unter No. V. genannt, gehört der zweite als ein bedeutender Beitrag zur Reformationsgeschichte hierher.

Um die Säcularfeier einiger bedeutenden Ereignisse der deutschen Reformation, namentlich der Uebergabe der Augsburgischen Confession vorzubereiten, sind mehrere meist populär-historische Schriften erschienen. Uns sind folgende zu Gesichte gekommen:

Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speyer im Jahre 1829, mit histor. Erläuterun-

gen, herausgegeben von Dr. J. A. H. Tittmann. Leipzig, 1829. 8.

J. E. Vollbeding: Die Uebergabe des Augsb. Glaubensbekenntnisses am 25. Jun. 1530 und das Leben Philipp Melanchthons. Mit dem Bildnisse Melanchthons. Leipzig, 1828. 88 S. 8.

H. W. Rotermund Geschichte des auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1530 übergebenen Glaubensbekenntnisses der Protestanten, nebst den vornehmsten Lebensnachrichten aller auf dem Reichstage zu Augsburg gewesenen päpstlich und evangelisch Gesinnten. Hannover, 1829. 488 S. gr. 8.

Die ungeänderte wahre Augsburgische Confession und die drei Hauptsymbole der christl. Kirche mit historischen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen, herausgeg. von M. Chr. H. Schott, Katechet und Nachmittagsprediger an der Kirche zu St. Petri in Leipzig. Leipz., bei F. Fleischer. 1829. 167 S. gr. 8.

F. W. P. v. Ammon evangelisches Jubelfestbuch zur dritten Säcularfeier der Augsburg. Confession. Erlangen, 1829. 314 S. 8.

M. Cunow, die Augsburg. Confession und die Geschichte ihrer Uebergabe. Dresden, 1829. 134 S. 8.

A. F. Holst, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Augsburg. Confession für den Bürger und Landmann. Eisenberg, 1829. 216 S. 8.

F. W. M. Hammerschmidt, Geschichte der Augsburgischen Confession, nebst einem genauen Abdrucke derselben mit den Lesarten der ersten Ausgabe Melanchthons. Barmen, 1829. 8.

F. J. Grulich, Geschichte und Lehre des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Berlin, 1829. 186 S. 8.

Die Augsburg. Confession nach ihrer Geschichte, ihrem Inhalte und ihrer Bedeutung. Grundriß zu Vorlesun-

gen nebst Angabe der dazu gehörigen Litteratur von Dr. J. T. L. Danz. Jena, b. Cröker. 1829. 80 S. gr. 8.

Die Widerlegung der Augsburg. Confession, welche im Namen des Kaisers und der römisch gesinnten Stände des deutschen Reichs am 3. Aug. 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg öffentlich vorgelesen ist; nach der Urkunde des Mainzer Archivs abgedruckt, mit einer geschichtlichen Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von J. W. Schöpff, Diaconus in Dresden. Leipzig. 1830. 96 S. gr. 8.

nach dem Müllerschen Texte (Leipz. 1808), doch mit veränderter Orthographie abgedruckt, eine Zugabe zu des Herausgebers deutscher Uebersetzung der symbolischen Bücher der evangelisch-luther. Kirche (Dresden 1826).

3. Geschichte der schweizerischen Reformation.

Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung von Joh. Jac. Hottinger. Zweite Abtheil. (auch unter dem Titel: J. v. Müllers und Rob. Glutz Blotzheims Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft. Bd. 7). Zürich, b. Orell, Füßli und Comp. 1829. 522 S. gr. 8.,

eine der bedeutendsten Bearbeitungen der Geschichte der schweizer. Reformation, welche in dem vorliegenden Bande bis 1531 geführt worden ist. Dem geistvollen Verfasser standen viele handschriftliche Quellen, in öffentlichen Archiven wie in Privatsammlungen, zu Gebote; die er sorgfältig genutzt hat, und von denen er mehrere bedeutende Urkunden als Beilagen mittheilt.

Lebensgeschichte M. Heinr. Bullingers, Antistes der Kirche Zürich von Sal. Heß, Pfarrer an St. Peter in Zürich. Erster Band (auch unter d. Titel:

Biographien berühmter Schweizer. Reformatoren), Zürich, b. F. Schultheß. 1828. 492 S. 8.

Der ehrwürdige um die Reformationsgeschichte vielfach verdiente Verfasser liefert uns, wie schon früher von Erasmus und Oecolampadius, hier nach vieljährigen Vorarbeiten über Bullinger eine Biographie, die aber der Natur der Sache nach oft zur Zeitgeschichte wird, großentheils aus handschriftlichen Schätzen. Wir sehen mit Begier der Vollendung dieser trefflichen Schrift entgegen.

Bertold Haller oder die Reformation von Bern, von Melchior Kirchhofer, Pfarrer zu Stein am Rhein ꝛc. Zürich b. Orell, Füßli und Comp. 1828. 240 S. 8.

ebenfalls wie die beiden vorhergehenden Werke großentheils aus Handschriften geschöpft, und wie sie ein bedeutender Beitrag zur schweizerischen Reformationsgeschichte. Mit Vergnügen sehen wir aus der Vorrede, daß der gelehrte Verfasser die weitere Fortsetzung der neueren helvetischen Kirchengeschichte noch nicht aufgegeben hat.

Diss. hist. theol. inaugur. de indole sacrorum emendationis a Zvinglio institutae rite dijudicanda, quam — pro summis in theologia honoribus — rite consequendis publico et solenni examini submittit Iac. Tichler, Campensis. Traiecti ad Rhen. 1827. 207 S. gr. 8.

Inhalt: Pars. I. Bürgerlicher, kirchlicher und religiöser Zustand der Schweiz zur Zeit der Reform. II. Ueber Zwingli, sein Leben, Reformation, Lehre, und Gehülfen. III. Beschaffenheit der Zwinglischen Reformation. Der letzte, eigentlich der Haupttheil, ist der kürzeste. Ungeachtet vieler guter Bemerkungen vermißt man doch eine erschöpfende Darstellung des innern Charakters der Zwinglischen Reformation, insbesondere im Verhältnisse zu der Lutherischen und Calvinischen.

Sehr schätzbare Abhandlungen über mehrere symbolische Bücher der reformirten Kirche findet man in der Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, in den Artikeln Heidelbergischer Catechismus von Rienäcker (Zweite Section, herausgeg. v. Hassel und Hoffmann. Th. 4. S. 386), und Helvetische Confession und Helvet. Consensus von Escher (Ebend. Th. 5. S. 223 und S. 243).

Sammlung symbolischer Bücher der reformirten Kirche für Presbyterien, Schullehrer, Confirmanden, und Alle, welche eine Union auf dem Grunde der heilsamen Lehre und in der Einheit der alten wahren Kirche Christi wünschen. Herausgeg. von Joh. Jac. Meß, Kirchenrath und Pfarrer in Neuwied. Erster Theil. Neuwied, 1828. 186 S. 8.

enthält die Uebersetzungen der beiden helvetischen Confessionen, und der Basler oder Mülhauser v. J. 1532; dann die letzte noch einmal in altdeutscher Sprache, wie sie 1534 gedruckt, und neuerlich von Hagenbach wieder bekannt gemacht worden ist.

4. Geschichte der Reformation in andern Ländern.

Thomas Morus. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. G. Th. Rudhart (Prof. d. Geschichte am Lyceum in Bamberg). Nürnberg, b. Campe. 1829. 458 S. gr. 8.,

eine sehr schätzbare Biographie, wie wir sie von dem ausgezeichneten Morus noch nicht hatten, auch für die englische Reformationsgeschichte wichtig. Nur bemühet sich der Verf. vergeblich, die frühere reformatorische Richtung des Morus in seiner Utopia wegzuläugnen, und schlägt einen falschen Weg ein, um dieselbe mit der späteren Stellung dieses Mannes gegen die Reformation in

Einklang zu bringen. Morus erkannte früher die Mängel der Kirche recht wohl, aber indem er, der Staatsmann, fälschlich die Idee und die Grundsätze des Staates auf die Kirche übertrug, hatte er nur Sinn für eine von oben herab kommende Reformation, betrachtete die von unten herauf beginnende deutsche Reformation als Revolution, und söhnte sich nun mit dem geschichtlich bestehenden trotz der erkannten Unvollkommenheiten desselben aus.

Die Pariser Bluthochzeit dargestellt von Dr. Ludw. Wachler. Zweite vermehrte Aufl. Leipzig, b. Barth. 1828. 124 S. 8.

Die erste Auflage dieser Schrift, deren Trefflichkeit schon der Nahme des Verfassers verbürgt, erschien 1826.

Frankreichs Religions- und Bürgerkriege im sechzehnten Jahrhunderte dargestellt von Aug. Leber. Herrmann, Prof. d. Gesch. am Cadettencorps in Dresden. Leipzig, b. Voß. 1828. 605 S. gr. 8., eine vollständige, lebendige aus den besten Quellen geschöpfte Darstellung dieser gräuelvollen Zeit.

Geschichte der Verbreitung des Protestantismus in Spanien und seiner Unterdrückung durch die Inquisition im sechzehnten Jahrhunderte. Aus dem Französischen. Leipzig, b. Hinrichs. 1828. 100 S. gr. 8. nicht sowohl eine eindringende Geschichte des Protestantismus in Spanien, als eine Darstellung des gräßlichen Verfahrens der Inquisition gegen denselben.

Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im sechzehnten Jahrhunderte, nebst einem Abrisse der Reformation in Graubünden. Aus dem Englischen des Thomas M'Crie, Dr. D. G. herausgegeben; mit einer Vorrede und Anmerk. begleitet von Dr. G. Friederich, Stadtpfarrer in Frankfurt a. M. Leipzig, bei Hinrichs. 1829. 392 S. gr. 8.

mit umfassender Benutzung der Litteratur, auch der deutschen, lehrreich und anziehend geschrieben.

XX. Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland.

Zur historischen Erläuterung des kirchlichen Zustandes eines in kirchlicher Hinsicht besonders merkwürdigen deutschen Landes geben folgende drei Schriften willkommene Beiträge:

Ueber die religiösen Eigenthümlichkeiten der Evangelischen in den Ländern des ehemaligen jülichschen Staates und deren historischen Ursprung v. Dr. Rauschenbusch, Pastor in Altena. Essen, b. Bädeker. 1826. 50 S. 8.

Ueber die Entstehung und Fortbildung des evangel. Cultus in Jülich, Berg, Cleve und Mark. Ein geschichtlicher Versuch von C. H. E. v. Oven, evang. Pfarrer zu Wetter in der Grafsch. Mark. Essen, b. Bädeker. 1828. 150 S. 8.

Die Presbyterial- und Synodalverfassung in Berg, Jülich, Cleve und Mark, geschichtlich vertheidigt gegen die Schrift: „Ueber das bischöfl. Recht in der evangelischen Kirche in Deutschland (Berlin. 1828)." Zugleich eine kurze Geschichte der Kirchenverfassung in den genannten Provinzen, von C. H. E. von Oven. Essen, b. Bädeker. 1829. 97 S. 8.

Schätzbare Biographien bedeutender Theologen der deutschen evangelischen Kirche, oder Beiträge zu denselben werden in folgenden Schriften geliefert:

Philipp Jacob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von Wilh. Hoßbach, evang. Prediger an der Jerusalems- und Neuen Kirche zu Berlin. Erster Theil. 358 S. Zweiter Theil, 390 S. Berlin, b. Dümmler. 1828. 8.

eine treffliche Schilderung dieses frommen Theologen, seiner Zeit, und seiner Wirkungen auf dieselbe. Zuletzt die Geschichte der pietistischen Streitigkeiten nach Spener, und eine Würdigung derselben.

D. G. Chr. Knapps Leben und Charaktere einiger gelehrten und frommen Männer des vorigen Jahrhunderts. Nebst zwei kleinen theolog. Aufsätzen. Halle. Waisenhaus. 1829. 287 S. kl. 8.

Kurze, für einen größern Lesekreis geschriebene, aber dennoch inhaltsreiche Lebensbeschreibungen von Spener, Freylinghausen, Elers und Weise; ferner: Speners und Frankens Klagen über die Mängel der Religionslehrer und Lehrinstitute in der luther. Kirche, ihre Verbesserungsvorschläge, und Anstalten zur Ausführung derselben in Halle. Endlich zwei Abhandlungen: 1) Ueber die Pharisäer und Sadducäer. 2) Gehört die Lehre von dem sittlichen Naturverderben des Menschen in den Religionsunterricht für Volk und Jugend?

Paul Gerhardt. Nach seinem Leben und Wirken aus zum Theil ungedruckten Nachrichten dargestellt von E. G. Roth, Pastor Primarius zu Lübben in der Niederlausitz. Leipzig, b. Göschen. 1829. 105 S. kl. 8.

kritisch und möglichst vollständig, theilt auch vieles Neue, namentlich mehrere Briefe Gerhardts, zuerst mit.

D. Chr. Fr. Schnurrer, Univ. Litt. Tubingensis nuper Cancellarii, Orationum academicarum historiam literariam theologicam et orientalem illustrantium delectus posthumus. Piae memoriae causa addita praefatione biographica edidit D. H. E. G. Paulus. Tubingae, ap. Osiandrum. 1838. 258 S. gr. 8.

Unter diesen für Litterärgeschichte wichtigen Reden gehören hierher: De Phil. Melanchthonis rebus Tubingensibus; De Wittenbergensi litterarum Universitate ut colonia Tubingensi; De Matthia Langio Archiep. Salisbur.

Tubingensi Magistro; De Io. Brentio; De Gerlach necnon de actis inter Tubingenses theologos et Patriarchas Constantinopolitanos accuratior disquisitio; über die Tübinger Theologen Jac. Heerbrand und Matth. Hafenreffer, über den Orientalisten W. Schickard, und die Tübinger Orientalisten nach Schickard.

Blicke auf das Leben und Wesen des verewigten Joh. Jac. Heß, Antistes der Kirche Zürich. Von seinem Amtsnachfolger G. Geßner. Zürich, 1829. 8.
eine aus der Hand des geistesverwandten Nachfolgers um so werthvollere Gabe für die zahlreichen Verehrer des Verblichenen.

Süddeutsche Originalien. Bengel, Oetinger, Flattich, in Fragmenten gezeichnet von ihnen selbst. Herausgegeben von M. C. G. Barth, Pfarrer in Möttlingen in Würtemberg. Zweites Heft mit einem Anhange von Ph. M. Hahn. Stuttgart, 1829. 8.
Die Geschichte einer besonders merkwürdigen lutherischen Gemeinde erzählt.

H. W. Rotermund Gesch. der Domkirche St. Petri zu Bremen und des damit verbundenen Waisenhauses und der ehemaligen Domschule. Bremen, 1829. 8.

XXI. Geschichte der evangelischen Landeskirchen außerhalb Deutschland.

Die schottische Nationalkirche nach ihrer gegenwärtigen innern und äußern Verfassung. Von Aug. Fr. L. Gemberg. Hamburg, b. Perthes, 1828. 317 S. 8. s. Studien Bd. 1. Heft 4. S. 853.

Die Organisirung der englischen Staatskirche, geschichtlich dargestellt von J. L. Funk, Pastor. Altona, b. Busch. 1829. 260 S. 8.
eine vollständige historische Darlegung, wie aus dem nach bloßer Regentenwillkühr seit Heinrich VIII. gewechselten Reformationen und Restaurationen sich die englische Epis-

Chr. Ern. Weiss Exemplum bigamiae per dispensationem Pontificis Romani admissae (Programm von 1824, in dess. Opuscula acad. aucta et emendata. Tom. I. Lips., ap. Suering. 1829 p. 199)

über die vorgeblich bey dem Einfalle der Franzosen in der Schweiz entdeckte, und in der Minerva Jahrg. 1804. Th. 4. S. 411, im italiän. Orginale, Jahrg. 1805. Th. 1. S. 353 mitgetheilte päpstliche Dispensation d. d. 16. Jan. 1784, durch welche einer katholischen Wittwe erlaubt seyn sollte, mit einem bereits anderweit verheiratheten reformirten Manne eine gültige Ehe einzugehen. Wir glauben indeß in der hier wiederum mitgetheilten Dispensation selbst Gründe zu finden, dieselbe für erdichtet zu halten. Sie scheint eine durch einen besondern Fall veranlaßte Satyre zu seyn.

Essai historique et critique sur l'état des Iésuites en France, depuis leur arrivèe dans le Royaume jusqu'au temps présent, par M. Tabarand. Deuxième Edit. A. Paris chez Pichard 1828. XXXI u. 304 S. 8.,

ist wol das beste unter den durch die neueren Streitigkeiten über die Jesuiten veranlaßten historischen Werken.

Pater Florian Pauke's Reise in die Missionen nach Paraguay, und Geschichte der Missionen St. Xaver und St. Peter. Ein Beitrag zur Geschichte der Jesuiten in Paraguay. Aus der Handschrift Pauke's herausgegeben von P. Johann Fraſt, Cisterzienser des Stiftes Zwetl und Pfarrer zu Edelbach. Wien, b. Schmid. 1829. VIII. u. 164 S. 8.

Von einem Jesuiten, mit großer Vorliebe für die Jesuiten geschrieben, eröffnet dieses Buch dennoch, da es

Wahrheit, wenn auch nicht die ganze Wahrheit, enthält, bedeutende Blicke in das Wesen der jesuitischen Missionen in Paraguay.

Merkwürdige Processe verschiedener Länder. Erstes Heft. Garnets, Superiors der Jesuiten in England und seiner Mitschuldigen Proceß. Pulververschwörung 1605. Jena, b. Bran. 1828. 88 S. kl. 8.

aus den in Paris erschienenen Causes célèbres étrangères geschöpft, auch in die Miscellen aus der neuesten ausländischen Litteratur, Heft 12. 1827, aufgenommen.

Der Rückblick auf diese reiche kirchenhistorische Litteratur der beiden letzten Jahre giebt uns einen neuen Beweis dafür, daß in unserer Zeit dieses wissenschaftliche Gebiet, wie überhaupt das Feld der historischen Wissenschaften, im allgemeinen ernster, unbefangener, gründlicher und geistvoller bebaut wird, als vielleicht je geschehen ist. Unter den vielen hier genannten Schriften sind wenige für die Wissenschaft ganz unbrauchbar; mehrere haben für dieselbe große Bedeutung; die meisten geben nicht zu übersehende Beiträge, indem sie entweder unbekannte Quellen ans Licht ziehen, oder den Inhalt alter seltener Schriften allgemeiner zugänglich machen, oder über Einzelnes Berichtigungen, Bemerkungen, und neue Ansichten geben. Nur ein Zweig der Litteratur, und gewiß einer der wichtigsten, wird auf diesem wie auf den meisten andern Gebieten des Wissens oft zu leicht behandelt, nämlich der der populären Schriften. Diese sollten eigentlich, als die Vermittlerinnen zwischen Wissenschaft und Leben die bedeutendsten Momente der Wissenschaft nach den bewährtesten Resultaten dem Volke darbieten. Deshalb und weil gerade zu einer allgemein faßlichen und zugleich gründlichen Darstellung eines wissenschaftlichen Gegenstandes die tiefste Durchdringung

desselben erforderlich ist, sollten nur eigentliche Kenner der Wissenschaft an die Abfassung solcher Schriften gehen; dagegen finden wir leider im Gegentheile, daß sich zu derselben jeder für befähigt hält, der die oberflächlichste Kenntniß des Gegenstandes und einige Uebung im schriftlichen Ausdrucke hat. Dieß wird natürlich so lange währen, als die Meister der Wissenschaft dergleichen Arbeiten unter ihrer Würde halten, während doch gerade in denselben sich die wirkliche Meisterschaft beurkunden, so wie die Leitung des Einflusses der Wissenschaft auf das Leben, und somit eine unberechenbare Wirksamkeit gewinnen kann.

Bonn, den 18. Januar 1830.

D. Gieseler.

Nöthige Verbesserungen in der zweiten Abhandlung.

Der Liberalität des Herrn Verlegers der mir unaufgefordert die Correcturbogen zusandte, verdanken es die Leser daß sie die genannte Abhandlung in einem Grade der Correctheit finden, der sonst bei der Beschaffenheit der Handschrift nicht möglich gewesen wäre. Da indessen namentlich die Eigenthümlichkeit meiner im ersten Satz nicht beobachteten Interpunction (die ich demnächst sowohl historisch als grammatisch zu begründen gedenke) eine große Menge von Correcturen nöthig machte: so hat dies mitunter auch ein Misverständniß beim Umsatz veranlaßt, und eine Interpunction an einen falschen sinnwidrigen Ort gebracht. So

S. 268 Z. 3. v. o. gehört das : hinter aus.
— — Z. 12. v. o. — — ; — abhängig.
— 280 Z. 5. v. u. — — , — erhalten.
— 291 Z. 7. v. u. — — : — Ursprungs.
— 294 Z. 5. v. o. — — : — vermischt wird.
— 295 Z. 13. v. u. — — , — sah.

Auch ist S. 280 die erste Zeile „Schein erinnert worden ist a) daß die Makkabäer die alte" ausgefallen und ans Ende der 281. Seite gerathen, demnach hier zu streichen und dorthin zu versetzen.

Außerdem bitte ich noch Folgendes zu verbessern:

S. 247 Z. 10. v. u. l. letztern st. letztere.
— 258 Z. 7. v. u. l. widersprechen st. Hohn sprechen.
— 262 Z. 16. v. o. ist , zu setzen st. ;
— 257 Anm. a) Z. 2. l. Buchstaben, Wörter st. Buchstaben-Wörter.
— — Anm. b) ist ganz zu streichen als unnöthige Nachweisung.
— 283 Z. 8. v. o, l. Goph st. Coph.
— 293 Z. 11 v. u. hinter Targg. hinzuzufügen: = sogenanntes chaldäisch.
— 294 Z, 5 v. u. l. קראא׳ ,כתב. st. קראכתב.
— 300 Z. 17 v. o. ist hinter wurde ein : einzuschieben.

Hupfeld.